

MARIE
JALOWICZ
SIMON

EINE JUNGE FRAU
ÜBERLEBT IN BERLIN
1940 – 1945

UNTER GETAUCHT

»Ein sensationelles Buch.«

Götz Aly, Die Zeit



»In diesem Winter 1941 spürte ich die Bedrohung wie eine Schlinge um den Hals, die sich immer weiter zuzog. Ich wollte mich retten, aber ich wusste nicht wie. Ich hatte Angst. Genauer gesagt: Die Angst hatte mich. Sie hatte mich gepackt und würgte mich.«

50 Jahre danach erzählt Marie Jalowicz Simon erstmals ihre ganze Geschichte. 77 Tonbänder entstehen – sie sind die Grundlage dieses einzigartigen Zeitdokuments.

Offen und schonungslos schildert sie, was es heißt, sich Tag für Tag im nationalsozialistischen Berlin durchzuschlagen: Sie braucht falsche Papiere, sichere Verstecke und sie braucht Menschen, die ihr helfen. Immer wieder retten sie ihr ungewöhnlicher Mut und ihre Schlagfertigkeit – der authentische Bericht einer außergewöhnlichen jungen Frau, deren unbedingter Lebenswille sich durch nichts brechen ließ.

Mit einem Nachwort von Hermann Simon, Sohn von Marie Jalowicz Simon, Historiker und Direktor der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum.

»Marie Jalowicz Simons atemberaubenden Bericht sollte man sich nicht entgehen lassen.«

Thomas Medicus, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Prosa voller Witz und Trauer, kühlem Verstand und verrückter Liebe.« *Pieke Biermann, Deutschlandradio Kultur*

Umschlaggestaltung: buxdesign | München

Umschlagabbildung: Foto der Autorin

www.fischerverlage.de

ISBN 978-3-596-19827-6



9 783596 198276

€ (D) 13,00 € (A) 13,40

FISCHER



Marie Jalowicz Simon

UNTERGETAUCHT

Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940-1945

Bearbeitet von
Irene Stratenwerth und
Hermann Simon

Mit einem Nachwort von Hermann Simon

FISCHER Taschenbuch



3. Auflage: Dezember 2018

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch Frankfurt
am Main, November 2015

© Hermann Simon und Irene Stratenwerth 2014

Alle Rechte vorbehalten

S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main, 2014

Karte: Peter Palm, Berlin

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-19827-6

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)



Marie Jalowicz um 1944

INHALT

Prolog 9

EINS

«Ich sollte mich behaupten lernen»

Kindheit und Jugend in Berlin 19

ZWEI

«Allein in die Eiswüste»

Zwangsarbeit bei Siemens 41

DREI

«Ein Regenbogen von unvorstellbarer Schönheit»

Fluchtversuche und Untertauchen 101

VIER

«Das alles tut uns der Feind an»

Der erste Winter im Versteck 163

FÜNF

«Ich war das Fräulein ohne Namen»

Ein beinahe normales Leben ab 1943 263

SECHS

«Ich hatte mich nicht zu ergeben»

Der Krieg ist zu Ende 345

Nachwort 391

Personenregister 413

Abbildungsnachweis 417

Danksagung 419

PROLOG, 1942

Es war sehr kalt draussen und schon dunkel geworden. Die Kneipe lag in der Wassertorstrasse, einer Gegend von Kreuzberg, in der ich noch nie gewesen war. Ich betrat den noch ganz leeren Raum. «Hallo?», rief jemand aus einem Hinterzimmer. Durch die offene Tür sah ich eine Frau, die dort sass und an einem Pelz herumnähte. Sie schien diese Beschäftigung nur sehr ungern aufzugeben, um zu mir nach vorn zu schlurfen.

Benno Heller hatte mich hierhergeschickt. Ich sollte mich in der Kneipe an die einzige Bedienung, eine Frau namens Felicitas, wenden. Sie war eine seiner Patientinnen. Eigentlich hätte sie als sogenannte Halbjüdin den gelben Stern tragen müssen, doch das tat sie nicht. Der Frauenarzt hatte mich schon ein paarmal irgendwo untergebracht, aber diesmal hatte er mich gewarnt: diese Felicitas mache nur krumme Dinger. Gern hatte er mir ihre Adresse nicht gegeben. Aber er wusste niemand anderen mehr, der mir helfen konnte.

In mir stieg ein furchtbares Grauen, eine tiefe Angst auf: Alles in dieser Situation und in dieser Gegend war mir fremd. Dennoch überwand ich mich dazu, Felicitas in wenigen Worten zu erklären, warum ich gekommen war.

Sie dachte kurz nach. Dann verkündete sie: «Ick hab's! Der Jummidirektor muss bald kommen. Der jehört hier abends zu den Ersten. Det könnte wat sein.» Ich sollte mich einstweilen an den Tresen stellen und mich verhalten wie ein gewöhnlicher Gast, der sein Glas Bier trinkt.

Nach kurzer Zeit betrat der Mann, den sie «Gummidirektor» nannte, die Kneipe. Ich war entsetzt. Er war, grob geschätzt, Anfang fünfzig und schwer gehbehindert. Er bewegte sich, als ob sei-

ne Beine aus Gummi wären. Seinen Spitznamen trug er wegen dieser eigenartigen Motorik und weil er, wie ich später erfuhr, tatsächlich der Direktor eines kleinen Betriebes war.

Seine Sprache war wie sein Gang. Er brachte eine Art Wortsalat oder Wortbrei hervor, und das erst nach diversen Anläufen. Um verstanden zu werden, sagte er immer wieder dasselbe, in der Hoffnung, dass es nun deutlicher herauskäme. Mich packte erneut eine entsetzliche Angst. Eine Ärztin aus unserem Bekanntenkreis hatte mir einmal von den sogenannten Tabespatienten erzählt, die sie in der Psychiatrie betreute: Menschen, die unter Spätfolgen einer Syphilis litten. Von ihr wusste ich, dass diese liefen, als hätten sie Gummibeine, und dass sie sich nicht mehr richtig artikulieren können. Sie sagen nicht «Topflappen», sondern «Topfappen», dann verbessern sie sich zu «Opfappen» – genau wie dieser Mann, der nun vor mir stand.

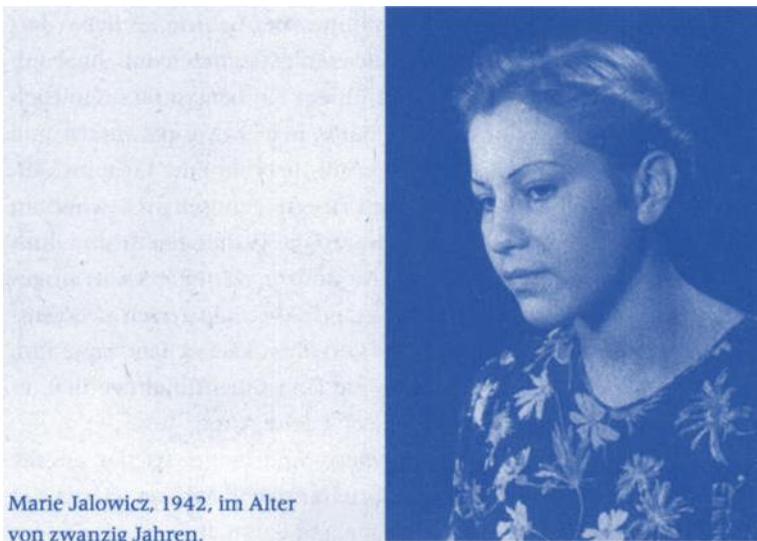
Was Felicitas mit ihm besprach, konnte ich nicht hören. Aber nachträglich wurde mir klar, dass sie mich für fünfzehn Mark an ihn verkauft hatte. Sie wollte zwanzig, er bot zehn, und dann einigten sie sich in der Mitte. Bevor ich das Lokal mit ihm verliess, schenkte Felicitas ihrem Stammgast noch ein Bier ein und sagte zu mir: «Ach, komm doch noch mal eben mit.» Im Hinterzimmer erzählte sie mir, was sie ihm für eine Geschichte aufgetischt hatte: Ich sei eine alte Bekannte von ihr. Mein Mann sei an der Front, ich wohne bei den Schwiegereltern. Das Verhältnis zu diesen Leuten sei für mich so unerträglich geworden, dass ich sie gebeten habe, mich unterzu – bringen, ganz egal, wo. Sie raunte mir auch noch zu, dass Karl Galecki, der Gummidirektor, ein bis an den Rand des Wahnsinns fanatisierter Nazi war.

Dann gingen wir los. Draussen war es so eisig, dass es uns den Atem verschlug. Er bot mir seinen Arm. Wir sprachen kein Wort miteinander.

Der Schnee war überfroren und glitzerte hell. Es war annähernd Vollmond. Ich hob meine Augen zum Himmel: Riesengross war das Gesicht vom Mann im Mond zu erkennen, ein feistes Antlitz mit einem hämischen Grinsen. Ich war todunglücklich. Hunde können wenigstens den Mond anheulen, dachte ich, ich darf nicht einmal das.

Und dann riss ich mich zusammen. Ich dachte an meine Eltern und begann im Stillen mit ihnen zu sprechen: «Ihr braucht euch nicht die geringsten Sorgen um mich zu machen», sagte ich: «Eure Erziehung hat mich tief geprägt. Was ich hier erlebe, hat auf mich, auf meine Seele, auf meine Entwicklung nicht den geringsten Einfluss. Ich muss es einfach nur überleben.» Das tröstete mich ein bisschen.

Das Domizil des Gummidirektors lag nicht weit von der Kneipe entfernt. Doch wegen seiner schweren Gehbehinderung kamen wir nur sehr langsam voran. Schliesslich standen wir vor einer grossen Mietskaserne mit einem Torbogen. Der Durchgang führte auf einen



Marie Jalowicz, 1942, im Alter von zwanzig Jahren.

Hof. Dort stand die langgestreckte Baracke, in der er wohnte. Etwas weiter entfernt sah ich eine zweite Baracke, in der seine Werkstatt untergebracht war.

Mit einer Taschenlampe leuchtete er unsicher die Eingangstür ab, um das Schlüsselloch zu finden – es herrschte ja Verdunkelung. Ich erblickte das Namensschild neben der Klingel. Und dann machte ich meinen ersten Fehler. Um meine schreckliche Angst zu überspielen, versuchte ich es mit einer humoristischen Einlage, machte eine scherzhafte Verbeugung und sagte: «Guten Abend, Herr Galezki.»

Er stutzte. Ich war offenbar der erste Mensch in seinem Leben, der ihn nicht «Galekki» nannte. Aber woher konnte ich wissen, wie man ein polnisches «c» aussprach? Um das zu erklären, musste ich mir schnell eine Lüge ausdenken: In meiner Kindheit habe bei uns gegenüber ein Herr Galecki gewohnt, der Pole war und auf «Galezki» bestand. Der Gummidirektor fragte prompt bohrend nach: Ob das ein Verwandter von ihm sein könnte? Welchen Beruf der hatte? Und so weiter.

Und dann betraten wir das Innere der Baracke. Er lebte dort ganz allein. Seine Frau, so teilte er mir stammelnd mit, habe ihn verlassen, weil sie nicht mit einem Krüppel Zusammenleben wollte. Jahre seines Lebens hatte er in Krankenhäusern und Sanatorien verbracht. Und hier frönte er nun der Leidenschaft, die ihm half, seine Einsamkeit zu ertragen: seinen Fischen. In dem langgestreckten Raum waren die Wände rechts und links mit Aquarien zugepflastert. Ab und zu war eine Stelle ausgespart, an der ein Möbelstück stand. Aber im Grossen und Ganzen lebten in dieser Baracke vor allem Fische. Ich fragte ihn, wie viele es seien. Er konnte sie längst nicht mehr zählen, es waren unermesslich viele verschiedene Arten.

Dann klärte er mich langwierig und immer wieder um die Aussprache von einzelnen Wörtern ringend darüber auf, dass er feste Lebensgewohnheiten habe und daran auch nichts ändern wolle. Ich

reagierte sehr tolerant darauf: «Selbstverständlich gehst du jeden Abend in deine Stammkneipe. Wir tun uns zusammen, aber wir wollen uns doch nicht gegenseitig stören», beruhigte ich ihn, und: «Selbstverständlich isst du wie immer bei deiner Mutter zu Mittag.» Wir duzten uns von Anfang an. Es war dieses spontane Kneipen-Du des Pöbels.

Ganz hinten in seiner langgestreckten Baracke stand sein Bett zwischen den Aquarien, ganz vorne eine Couch. Dort sollte ich schlafen. Er zeigte mir, wo ich eine Decke, Kopfkissen und Bettwäsche fand.

Dass er ein fanatischer Nazi war, hätte ich auch ohne Felicitas schnell herausbekommen. Denn stolz erzählte er mir nun, dass er im Sanatorium ein Modell der Marienburg aus Streichhölzern zusammengeklebt und dem Führer übereignet habe. Ich sollte raten, wie viele Streichhölzer er dafür gebraucht hatte. Ich nannte irgendeine sehr hohe Zahl, die aber natürlich noch viel zu niedrig war. Begeistert korrigierte er mich und zeigte mir ein paar Zeitungsartikel, in denen dieses kleine Wunderwerk abgebildet war und gerühmt wurde. Ich rühmte es ebenfalls.

Ziemlich weit hinten in dieser merkwürdigen Wohnstätte hing ein Bilderrahmen mit einem leeren Passepartout an der Wand. «Ach Gott», dachte ich, «da hat einer vielleicht auf diese Art und Weise das *nihil* darstellen wollen oder eine ähnliche Verrücktheit.» Beim Einrahmen war offenbar ein Haar in das Passepartout geraten: Es lag diagonal auf der freien Fläche und hatte einen merkwürdigen Farbverlauf.

«Ahnst du, was das ist?», fragte er mich und deutete darauf.

«Nein». Selbst wenn ich es geahnt hätte, hätte ich das niemals preisgegeben. Schliesslich rückte er damit heraus: Er habe dieses Stück auf komplizierte Weise beschafft und es sich durchaus etwas kosten lassen, sagte er mit geschlossenen Augen. Es sei ein Haar von des Führers Schäferhund.

«Ach», sagte ich, «ich habe es nicht gewagt, so eine Vermutung zu äussern, um dich nicht zu kränken, wenn es nicht zutrifft. Aber das ist ja wunderbar!»

Er zeigte mir dann noch die Küche und etwas, was ich in diesem irrsinnigen Aquarium gar nicht erwartet hatte: eine Seitentür führte zu einem normalen, anständigen Badezimmer.

Dann sassen wir noch zusammen. Ich hatte mich an den Wortbrei, den er herauswürgte, gewöhnt und starrte ihn auch nicht neugierig an. So legte er allmählich alle Hemmungen ab und liess seiner Nazigesinnung völlig freien Lauf. Ich aber hatte schreckliche Angst, mich zu verraten. Ich konnte mir zwar verkneifen, etwas Falsches zu sagen, aber meine körperlichen Reaktionen hatte ich nicht alle unter Kontrolle. Zum Beispiel sagte er: «Die Uden, die Uiden, die Jueden muss man alle umbringen.» Ich spürte, wie ich errötete, sprang auf, zeigte auf ein Aquarium und sagte: «Schau mal, die Fischchen haben sich gerade anders getummelt als sonst.» Da klatschte er in die Hände: Bravo! Wie gut ich doch seine Lieblinge beobachtete!

Ich geriet in eine solche Angst und Verzweiflung, dass ich mit den Fischen Kontakt aufnahm. Ich kannte keine *Broche*, keinen hebräischen Segensspruch für sie, und ich war mir nicht sicher, ob Gott überhaupt existierte. Aber andererseits war er – *hakodausch boruch hu* – mein verlässlicher Kumpan, und zu diesem sagte ich: «Du musst die *Broche* so formuliert nehmen, wie sie mir einfällt. Wenn du mir nicht einmal einen *Siddur* lässt, nicht einmal ein Gebetbuch und auch kein Nachschlagewerk, kannst du keine sprachliche Perfektion von mir verlangen.»

Ich glaube, er war auch vernünftig und einsichtig. Meine improvisierte *Broche* lautete: «Gelobt seist du König der Welt, *baure hadogim*, der die Fische geschaffen hat.» Ich sprach die Fische in Gedanken auch direkt an: «Ich bin in Lebensgefahr und von allen verlassen. Ihr seid unschuldige Kreaturen genau wie ich. Seid bitte,

ihr stummen Fische, meine Fürsprecher, wenn die Menschen mich im Stich lassen.»

Etwas später verkündete der Gummidirektor: «Ich muss dir mal was sagen, was mir sehr schwerfällt, ich mach's auch kurz.» Mit gesenktem Kopf und mit Tränen in den Augen erklärte er, er müsse mich enttäuschen, er sei zu keiner wie immer gearteten sexuellen Beziehung mehr imstande. Ich versuchte, das neutral und freundlich hinzunehmen. Aber mich überwältigte ein solcher Jubel und eine solche Erleichterung, dass ich nicht mehr sitzen bleiben konnte. Ich floh auf die Toilette.

Es wurde der erhabenste und erhebendste Klobesuch meines Lebens. Ich stellte mir, natürlich in Kurzfassung, einen Freitagabendgottesdienst vor, wie ich ihn in der Alten Synagoge oft erlebte hatte. «Ich rufe euch, meine lieben Chorknaben, singt!», dachte ich und liess sie in meiner Erinnerung singen. All das diente dazu, *Gaumel zu bentschen*, das heisst für die Errettung aus Lebensgefahr zu danken.

Ich weiss zwar nicht, worunter Galecki damals wirklich litt, aber ich hielt ihn für einen Syphilitiker. Wenn ich das Bett mit ihm hätte teilen müssen, wäre ich in Lebensgefahr gewesen. Nachdem ich wusste, dass es dazu nicht kommen würde, war ich zutiefst erleichtert und fühlte mich wie befreit. *Haschern li welau iro* – Gott ist mit mir, ich fürchte nichts – rezitierte ich im Stillen, bevor ich zu ihm zurückkehrte.

Die Baracke des Gummidirektors wäre wirklich ein ideales Versteck für mich gewesen, wenn dieser Mann nicht so ein furchtbarer Nazi gewesen wäre.

EINS

«Ich sollte mich behaupten lernen»

KINDHEIT UND JUGEND IN BERLIN

1

Meine Eltern waren schon elf Jahre verheiratet, als ich am 4. April 1922 als ihr erstes und einziges Kind zur Welt kam. Diese späte Schwangerschaft war für beide eine grosse Überraschung.

Hermann und Betti Jalowicz waren beide in Berlin-Mitte, aber in völlig unterschiedlichen Verhältnissen aufgewachsen. Mein Grossvater Bernhard Jalowicz war ein Partiewarenhändler in der Alten Schönhauser Strasse – ein Trinker, der seine Frau verprügelte. Er hatte bei seiner Geburt noch Elijah Meir Sachs geheissen. Nachdem er aus Russland geflohen war, hatte er im Jahre 1870 Papiere mit dem Namen Jalowicz von einer Witwe in Calbe gekauft.

Seinen Söhnen gelang es, die Schule bis zum Abitur zu besuchen und zur Universität zu gehen. Neben dem Studium der Rechtswissenschaften engagierte sich mein Vater in der zionistischen Sportbewegung. Ostjüdische Zuwanderer galten als degeneriert durch die beengten Wohnverhältnisse im Ghetto und durch die immer gleichen Tätigkeiten wie etwa das Hausieren. Dieses Stigma sollte durch viel Bewegung an der frischen Luft in einer neuen jüdisch-nationalen Gesinnung bekämpft werden. Zeitweise war mein Vater der verantwortliche Redakteur der überregionalen «Jüdischen Turnzeitung».

Im Sportverein *Bar-Kochba* war auch meine Mutter Betti aktiv. Ihr Vater war ein Enkel des berühmten Rabbiners Akiba Eger und gehörte damit zum jüdischen Gelehrtenadel. Dieser *Jichus* hatte es ihm ermöglicht, in die sehr reiche russisch-jüdischen Familie Wolkowyski einzuheiraten und die riesige Mitgift seiner Frau in den Aufbau eines grossen Speditionshauses am Alexanderplatz zu investieren.

Meine Mutter war 1885 als Jüngste von sechs Geschwistern zur Welt gekommen. Sie war eine kleine, rundliche Person, die durch Geist, Witz und enormes Temperament gewann, sobald sie den Mund auf machte. Schön an ihr war die ungewöhnliche Kombination von dunklen Haaren und blauen Augen, weniger schön waren ihre kurzen und dicken Beine.

Mein Vater, damals ein gutaussehender junger Mann, hinter dem viele Frauen her waren, begegnete Betti Eger zum ersten Mal am Telefon. «Ich habe so viel Gutes über Sie gehört», soll er gesagt haben: «Da kann ich wohl nur enttäuscht werden, wenn ich Sie treffe.» Meine Mutter stieg sofort auf diesen Ton ein. Die beiden lernten sich kennen und verliebten sich. Ihre Eheschliessung wurde 1911 im Rahmen einer Hausrauung in der Rosenthaler Strasse 44 vollzogen. Die riesige Wohnung meiner Grosseltern Eger lag den neuerbauten Hackeschen Höfen direkt gegenüber.



Hermann und Betti Jalowicz,
die Eltern von Marie, um 1932.

In seinen ersten Berufsjahren als Anwalt hatte mein Vater eine Sozietät mit seinen Kollegen Max Zirker und Julius Heilbrunn in einer Kanzlei in der Alexanderstrasse. Mit Zirker war er schon zur Schule gegangen. Nach dem Studium war dieser zu einem behäbigen Mann geworden, der sich, ebenso wie sein Sozius, gern auf gesellschaftlichen Anlässen sehen liess. Mein Vater blieb währenddessen am Schreibtisch sitzen und erledigte die juristische Kleinarbeit der Kanzlei.

Bei Betti Jalowicz baute sich allmählich eine besinnungslose Wut auf: Sie hatte das Gefühl, dass Zirker und Heilbrunn ihren Ehemann hemmungslos ausnutzten. «Wir bauen uns eine eigene Praxis auf. Wir werden's schon schaffen», ermutigte sie meinen Vater immer wieder. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges bezogen die beiden ihre eigenen Kanzlei- und Wohnräume in der Prenzlauer Strasse 19a, wenige hundert Meter vom Alexanderplatz entfernt.

Meine Mutter widmete sich dieser Praxis mit grossem Elan. Sie hatte es immer bedauert, dass sie selbst kein Abitur machen und nicht studieren durfte. Als ihre älteren Brüder Rechtswissenschaften studierten, hatte sie heimlich mitgelernt. Als junge Frau war sie zur Büro Vorsteherin der grossen Anwaltskanzlei ihres Bruders Leo geworden und hatte dort nicht nur das gesamte Personal angeleitet, sondern selbst ganze Schriftsätze entworfen. Diese waren juristisch oft so brillant formuliert, dass kein Buchstabe und kein Satzzeichen geändert werden musste.

Mein Vater interessierte sich zwar auch sehr für Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie, die tägliche Routine als Anwalt aber war ihm ein Gräuel, und in kaufmännischer Hinsicht war er absolut unfähig. So konnte es passieren, dass er mit Türenknallen abging, wenn ihm ein Mandant auf die Nerven fiel. «Geh *du* doch zu dem, es ist *deine* Praxis», sagte er dann zu meiner Mutter.

Andererseits liebte er es, ganze Gesellschaften mit kuriosen Ereignissen aus seinem Berufsalltag zum Lachen zu bringen. Dazu gehörte die Anekdote über den Mandanten, der ihm hochaufgereggt seine Vorladung zu einem Termin zeigte. «Oh, Herr Doktor, sehne, sehne!», sagte er und deutete auf das Datum. Mein Vater verstand erst, als dieser erklärte: Es war *Jom Kippur*. «Herr Doktor, das is Puderbeutel sein Kopp!», lamentierte der Mandant. Sein Prozessgegner hiess Puderbeutel, und er war überzeugt, dieser Lump habe, um ihn ins Mark zu treffen, dafür gesorgt, dass er den *Jom Kippur* entweihen und bei Gericht erscheinen müsse.

Gern erzählte mein Vater auch von der alten Jüdin, die einmal zu ihm gekommen war, um zu fragen: «Bedarf a Mann a Frau zu schluggn?» Während sie noch sprach, war sie schon dabei, sich die Sachen vom Leibe zu reissen, um ihm die Spuren der Gewalt zu zeigen. «Lassen Se zu, lassen Se zu!», hatte er entsetzt abgewehrt.

Zu seiner Kundschaft gehörte auch nicht-jüdisches Proletariat, wie jener Mann, der sein Anliegen nur stammelnd vortragen konnte. Mit Mühe verstand mein Vater, dass jemand im Krankenhaus gestorben war und diesem die Goldzähne ausgebrochen worden seien. Er erkundigte sich sehr vorsichtig und taktvoll, an welchem lieben Angehörigen denn so schändlich gehandelt worden sei. Der Mann fragte irritiert: «Warum lieber Angehöriger?» Er war Leichenträger und wollte das Virchow-Krankenhaus verklagen, weil es gefledderte Leichen an die Friedhöfe lieferte. Während es doch seiner Meinung nach das Recht der Leichenträger war, ihr kleines Einkommen durch Leichenfledderei aufzubessern.

Meine Grosseltern mütterlicherseits waren beide schon vor meiner Geburt gestorben. Danach übernahm meine Tante Grete die Wohnung in der Rosenthaler Strasse 44. Zu allen höheren Feiertagen

richtete sie dort ein Diner für den ganzen Familienkreis aus. Jedes Jahr fanden in dem riesigen Esszimmer auch unsere unvergesslichen *Sederabende* statt.

Als Älteste thronte, solange ich mich zurückerinnern kann, meine Grosstante Doris in der Runde. Sie war stets in graue Seide gekleidet, trug ein Band um den Hals und hatte einen Gesichtsausdruck, der mich an eine Bulldogge erinnerte. Doris Schapiro war einst schwerreich gewesen und vor der Revolution aus Russland nach Berlin geflohen. Auch ihre Tochter Sylvia Asarch, die ein ähnliches Schicksal hatte, war immer dabei.

Kinder gab es in der Familie nur wenige – ausser mir nur meinen Cousin Kurt-Leo und meine Cousine Hanna-Ruth. Umso wichtiger war Onkel Arthur für uns, ein sehr kinderlieber und lustiger Mann. Arthur bestand aus den unglaublichsten Widersprüchen. Schon rein



Familientreffen im März 1932 im Sommerhaus in Kaulsdorf.
Obere Reihe, von links: Herbert Eger, Sylvia Asarch, Mia Eger, Edith Lewin (eine Nichte aus Riga), Betti Jalowicz, Julius Lewin;
untere Reihe: Kurt-Leo Eger, Margarete (Grete) Eger, Marie Jalowicz;
vorne: Hanna-Ruth Eger, Hermann Jalowicz.

äusserlich fiel er aus dem Rahmen. Die Egers waren normalerweise klein und entweder dick oder mager. Arthur überragte sie alle um mindestens einen Kopf. Alle hatten unauffälliges, dunkles Haar, seins war flammend rot. Auch durch sein Wesen fiel er aus dem Rahmen: Arthur war Kommunist und zugleich leidenschaftlich orthodox. Mit seinen religiösen Vorstellungen und Vorschriften machte er seine Schwester Grete, mit der er zeitweise zusammenwohnte, ziemlich meschugge.

Arthur handelte mit Scherzartikeln. Eine Zeit lang hatte er einen Laden in der Münzstrasse, später führte er einen Marktstand, aber seine Unternehmen machten regelmässig bankrott.

An Feiertagen gab es ewig Ärger mit ihm: Wenn nach dem Gottesdienst längst alle in der Rosenthaler Strasse eingetroffen waren und darauf warteten, dass das Festessen aufgetragen wurde, kam er stets als Letzter. Eine der damals üblichen Redensarten lautete:



Ansichtskarte von Arthur Eger, Soldat im 1. Weltkrieg, 1915, im Bild links. Text: «Wie könnte man leben, wenn man Millionär und der Krieg vorbei wär, aber sonst sind wir gesund. Viele Grüsse Arthur».

Arthur schliesst wieder mal die *Schul* zu.» Immer traf er vor der Synagoge noch Bekannte und unterhielt sich stundenlang mit ihnen.

Wenn er aber am Sederabend vom Auszug der Juden aus Ägypten berichtete, tat er das mit einem solchen tiefen Ernst, als wäre er selbst dabei gewesen. Und jedes Mal, wenn die Liturgie nach der Mahlzeit fortgesetzt wurde, wurde er eine Spur blasser und verkündete, glaubwürdig erschrocken: «Der Sederabend kann nicht weitergehen, es sind Diebe eingedrungen, die den *Afikaumon* gestohlen haben.» Gemeint war ein besonderes Stück der *Mazze*, das wir Kinder versteckt hatten. Wenn wir es herausrückten, bekamen wir zur Belohnung eine Süsseigkeit – so war der Brauch.

Schon lange bevor ich zur Schule kam, wollte mir Arthur die hebräischen Buchstaben beibringen. Dies entsprach einer alten jüdischen Sitte. Mein Vater erzählte, wie er als Kleinkind auf dem Schoss seines Grossvaters gesessen hatte und dieser zu ihm sagte: «Mein Junge, du bist nun schon drei Jahre alt. Du sollst nicht erst die deutschen Buchstaben lernen und dann unser heiliges Alphabet, sondern umgekehrt.»

Die Art und Weise, in der Arthur diesen Unterricht anfang, brachte meine Mutter allerdings zur Weissglut. Der erste Buchstabe, den er mir aufmalte, war ein «He». Und er sagte: «Siehst du mein Kind, das ist ein Hei. Und nun wiederhole mal: Hei.»

Das zeigte ich natürlich stolz meinen Eltern: «Schaut mal, das ist ein Hei.»

«Wo hast du diesen Mist her?», hiess es da sofort. Denn «Hei» statt «He» – das war eine ältere, als unmodern und unfein geltende Aussprache, die ich auf gar keinen Fall lernen sollte.

Mit Tante Grete stritt Arthur sich ständig. Zum Beispiel weil er es liebte, Tee mit vielen Stückchen Zucker zu trinken. Sie hielt das für Verschwendung. «Zucker sparen: grundverkehrt! Der Körper braucht ihn, Zucker nährt», diesen blöden Reklamespruch zitierte

Arthur, sobald Grete protestierte, und liess dabei ein Stück nach dem anderen in seine Tasse gleiten. Mal betonte er den Vers wie ein kleines Kind, das ein Gedicht aufsagt und dann steckenbleibt, das nächste Mal wie ein Schmierenkommödiant. Und Grete rief immer wieder «genug!» – bis meine sehr gestrenge und herbe Tante selbst vor Lachen explodierte. Da hatte Arthur bereits mehr als zehn Stück Zucker in seiner Tasse.

Als ich etwa zehn Jahre alt war, beobachtete ich einmal, wie er ein oder zwei Tage nach *Pessach* am Tisch sass, sich ein Stück Brot mit Mazze belegte und albern kichernd immer wieder sagte: «*Chomez u Mazzoh*»*– Gesäuertes und Ungesäuertes. Kein vernünftiger Mensch ass nach den acht Pessach-Tagen noch Mazze, aber er machte sich einen Spass daraus. Da begriff ich, dass Arthur ein Schauspieler war. Man wusste aber nie, wo der Spass aufhörte und der Ernst anfang.

Die Wohnung in der Rosenthaler Strasse war auch der Schauplatz so mancher Familienanekdote, die nur hinter vorgehaltener Hand weitererzählt wurde. Eine davon handelte von meiner Tante Ella und trug sich zu, als ich noch ein kleines Kind war.

Um die Jahrhundertwende war sie für ein paar Monate nach Boldera bei Riga geschickt worden, wo eins der Landgüter der Familie Wolkowyski lag. Damals muss sie eine hübsche, lustige junge Frau gewesen sein, für die es höchste Zeit war, unter die Haube zu kommen. In Riga lernte sie Max Klaczko kennen, und schon bald darauf

* Zu den Hauptmerkmalen des Pessach-Festes gehört das Verbot, Gesäuertes (hebr. Chamez) zu geniessen oder auch nur zu besitzen. Es wird an diesen acht Tagen nur ungesäuertes Brot = Mazza gegessen. Nach Pessach aber isst niemand Mazze, auch wenn es dann nicht verboten ist. In der Pessach-Haggada, der Erzählung, die am Sederabend vorgelesen wird, heisst es: «Warum ist diese Nacht so anders als die übrigen Nächte? An allen anderen Nächten können wir Gesäuertes und Ungesäuertes (Chamez und Mazza) essen, in dieser Nacht nur Ungesäuertes.»

wurde geheiratet. Dass er ein unerträglicher Psychopath war, ein Nörgler, der ihr das Leben zur Hölle machte, merkte sie erst später.

Mit ihrer Tochter Edit kamen Ella und Max Klaczko einmal aus Riga zu Besuch nach Berlin. Während Ella glücklich war, in ihrer vertrauten Kindheitsumgebung in der Rosenthaler Strasse zu sein, ging ihr Mann allein los, um sich die Stadt anzusehen. An jenem Abend im Jahre 1926 blieb er lange aus. Als man schon begonnen hatte, sich Sorgen zu machen, klingelte es. Ein Polizist stand vor der Tür und sagte mit den üblichen Beileidsfloskeln: «Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Gatte beim Überqueren des Fahrdamms bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche tödlich verunglückt ist.»

Ella soll einen Freudenschrei ausgestossen, den Polizisten umarmt und einen so wilden Tanz mit ihm ausgeführt haben, dass dieser sich kaum auf den Beinen halten konnte. Damit er den Mund hielt, musste man anschliessend reichlich zahlen – wobei der Polizeibeamte noch betonte, er sei nicht korrupt. Sogar Onkel Arthur, der zeit seines Lebens pleite war, bot an: «Soll ich noch was dazu legen? Es ist eine ganz schöne Summe.»

Nach wenigen Tagen war Ella Klaczko zur vorbildlich trauernden Witwe ausstaffiert, nicht nur äusserlich, sondern auch in der gesamten Haltung. Ihre tatsächliche Lage war elend: Ihr Gatte hinterliess ihr mit seinem Schreibmaschinengeschäft in Riga nichts als Schulden. Ella blieben nur ein paar Schreibmaschinen, mit denen sie in ihrer Wohnung ein Schreib- und Übersetzungsbüro eröffnete.

Oft erzählte mir meine Mutter von den Delikatessen, die sie kennengelernt hatte, als auch sie für ein paar Monate auf Gut Boldera gewesen war. Manchmal fuhren wir auch in ein russisches Feinkostgeschäft in Charlottenburg. Es war für mich immer ein Fest,

diese schönen Sachen zu kaufen. Besonders guten Tee gab es in Dosen mit Goldverzierung, mit einer seltsamen Beschriftung. Ich fragte: «Warum ist denn hier ein verkehrtrummtes R?» Meine Mutter erklärte es mir: Das war ein H («Ja»). So lernte ich das russische Alphabet kennen.

Wir kauften zum Beispiel gezuckerte Kljukwa – Moosbeeren, die dick in Puderzucker eingehüllt waren und zum Tee genascht wurden. Oder Kil'ki – Sprotten in Öl – und Grillerbsen: leicht angeräucherte, ganz feine Erbsen. Ich weiss gar nicht, ob das alles wirklich so gut schmeckte oder ob das Sensationelle daran mich so entzückte. Meine Mutter erzählte aus ihrer eigenen Kindheit, dass sie schon im Hausflur erschnuppern konnte, wenn Besuch aus Russland da war. Das Juchtenleder der schweren Ledermäntel war bis ins Treppenhaus zu riechen und auch dieses ganz besondere, intensive französische Parfüm. Diese Düfte waren für sie identisch mit dem Versprechen: Jetzt gibt es Delikatessen. Auch wir beka-



Das Einschulungsfoto: Marie Jalowicz wird im April 1928 sechs Jahre alt.

men von den Verwandten aus Riga besondere Köstlichkeiten mitgebracht, zum Beispiel Kalkun – farciertes Putenfleisch. Meine Mutter war begeistert, weil es sie an ihre Kindheit erinnerte, und mir schmeckte es auch sehr gut.

Kurz nach meinem sechsten Geburtstag kam ich in die Grundschule in der Heinrich-Roller-Strasse. Es war 1928, die Zeit der grossen Arbeitslosigkeit. Im Einzugsgebiet dieser Schule wohnten viele sehr arme Leute. Meine Eltern wollten mich trotzdem nicht in eine exklusive Privatschule schicken. Ich sollte das soziale Umfeld samt seiner Sprache – dem Berliner Dialekt – kennen- und mich darin behaupten lernen. Gleichzeitig wollten sie den Kontakt zu dieser Welt aber auch begrenzen.

Zur Schule brachte mich viele Jahre lang jeden Morgen mein Vater. Dieser gemeinsame Morgenspaziergang mit einem guten Gespräch festigte unsere enge Bindung sehr. Abgeholt wurde ich von der Lewin, meinem Kinderfräulein. Sowie ich zu Hause ankam, wurde ich nackt ausgezogen und von Kopf bis Fuss gewaschen. Die Sachen wurden entweder in die Wäsche getan oder zum Auslüften aufgehängt, und ich wurde vollkommen umgezogen. Denn ich hatte angeblich den typischen muffigen Volksschulgeruch angenommen.

Die dritte Klasse übersprang ich. Meine Eltern hatten schon vor 1933 ein drängendes Gefühl der inneren Unruhe: Ich sollte schnell durch die Schule. Wie einst meine Mutter und meine Tanten wechselte ich von der Grundschule auf das Sophien-Lyzeum über. Die drei Jahre, die ich dort verbrachte, prägten mich nicht besonders. Was mich am meisten beeindruckte, war die Verhaftung unserer Rechenlehrerin, Frau Draeger.* Es muss 1933 gewesen sein: Ich be-

* Margarete Draeger wurde 1933 als Lehrerin zwangspensioniert, weil sie jüdische Vorfahren hatte. Nach verschiedenen anderen Tätigkeiten wurde sie 1942 Zwangsarbeiterin bei Siemens, tauchte vor der Deportation unter, wurde aber 1944 entdeckt und nach Auschwitz deportiert.

kam von von meinem Sitzplatz aus mit, wie sie daran gehindert wurde, unseren Klassenraum zu betreten. Zwei Männer in Zivil standen vor der Tür. Ich sah, wie sie leichenblass wurde. Wenig später hörte ich Handschellen klicken. Natürlich erzählte ich zu Hause davon. «Versuch doch mal, unauffällig rumzufragen, wer das auch gesehen hat», sagte mein Vater. Das tat ich dann auch, mit dem Ergebnis, dass ich angeblich das einzige Kind war, das diese Szene beobachtet hatte.

2

Meine Mutter wurde nur dreiundfünfzig Jahre alt. Am 30. Juni 1938 starb sie an den Folgen der Krebskrankheit, an der sie lange gelitten hatte.* Wir ersparten unseren nichtjüdischen Bekannten den Konflikt, ob sie zu einer jüdischen Beerdigung erscheinen sollten, indem wir die Trauerkarten an sie absichtlich zu spät abschickten.

Unsere Lage war elend. Mein Vater verdiente fast nichts mehr und hatte überall Schulden. Als Notar durfte er schon seit 1933 nicht mehr tätig sein. Bis September 1938 galt noch seine Zulassung als Rechtsanwalt aufgrund einer Ausnahmeregelung für jüdi-

* Marie Simon berichtet über dieses Ereignis nicht mehr als diesen Satz. Aus dem Tagebuch von Hermann Jalowicz geht Näheres über den Tod von Betti Jalowicz hervor. «5.5.38 Mit Mariechen bei Betti. Röntgenaufnahme vom Kopf. Grosse Schmerzen. – Nachts sehr ernste Unterhaltung mit Mariechen. Erschütternd durch die abgeklärte Ruhe des Kindes. Vorher hatte sie allerdings heftig geweint 6.5.38 Mariechen schläft seit dem 4. Mai in Betti's Bett 12.5.38: Bei Betti mit Mariechen. Unterhaltung mit Dr. Jakob. Mir wurde im Krankenhaus schlecht. – Zu Fuss mit Mariechen zum U-Bahnhof Gesundbrunnen. Unterhaltung sehr ernst und bewegt 31.5. In der ganzen Zeit seit ihrer Rückkehr (wie vor dem Krankenhaus) keine ruhige Nacht. (...) – Es sieht trüb aus. Betti spricht zwar nicht mehr so traurig wie früher, aber sie denkt traurig. Ende Mai sagte sie mir, sie könne die Schmerzen kaum ertragen, wir sollten sie nicht sehr beweinen, wenn sie nicht mehr da wäre, wäre es eine Erlösung für sie. Juni 1938: In der letzten Woche des Monats trat eine erhebliche Verschlechterung ein. (...) Während Betti in Schmerzen auf ihrem letzten Lager liegt, schmieren draussen Kinder an die Türen und Fenster jüdischer Geschäfte. Später wurden auch andere jüdische Schilder beschmiert, so die Schilder Jacobi's, Eger's, Michelsohn's und auch meine Schilder. (...) Am Dienstag 28/6 drang Dr. Gorze in mich, Betti ins Krankenhaus zu bringen. Mariechen und ich lehnten ab, da das nicht Betti's Wunsch entspreche und sie unheilbar sei. 30.6. Um ¼ 3 Uhr weckte mich die Schwester, ich weckte Mariechen. Wir sassen still bei Betti, ich hielt ihre Hand in meiner Hand, bis um 6 Uhr früh ihr Herz zu schlagen aufgehört hatte.»

sche «Frontkämpfer» aus dem Ersten Weltkrieg. Dann war auch das vorbei. Es blieb uns nichts als eine kleine Rente und das, was ich durch Nachhilfeunterricht dazuverdienen konnte.

Tante Grete hatte längst aus der Rosenthaler Strasse ausziehen müssen und wohnte jetzt mit Arthur in einer kleinen Wohnung im selben Haus wie wir. Sie betrieb dort ein Schreibbüro und ernährte sich und ihren Bruder damit mehr schlecht als recht.

Auch Arthur starb in diesem Sommer, nur zwei Monate nach meiner Mutter. Er ist buchstäblich verhungert. Er war damals in der Einhaltung der Speiseregeln strenger als das orthodoxe Rabbinat und hatte unter anderem kein Fleisch mehr zu sich genommen, seit 1933 das rituelle Schächten verboten worden war. Ich war dabei, als Grete dennoch einmal ein Fleischgericht auftrag. Mit blitzenden Augen fragte er: «Wie kommt der Glanz in diese Hütte?»

«Ja, nu weisste, es is neukoscher», erklärte Grete. Da schob er den Teller weg und sagte: «Neukoscher ist alttreife!»*

Wegen seiner Magengeschwüre musste er in den Monaten vor seinem Tod mehrmals ins Krankenhaus. «Sein eigentliches Leiden ist geringfügig», sagten die Ärzte zu Grete, «es geht ihm so schlecht, weil er jede Nahrungsaufnahme verweigert.» Und das war kein Spiel, kein Scherz mehr, sondern seine Antwort auf die politische Situation: Er wollte sich selber zum Opfer bringen.**

* Nach nationalsozialistischer Gesetzgebung war das betäubungslose Schächten der Tiere verboten. Deshalb wurden betäubte Tiere geschächtet, das Fleisch wurde dann als «neukoscher» bezeichnet. Fleisch von betäubten Tieren gilt nach orthodoxer religiöser Auffassung als «treife», also unrein.

** Seiner Freundin Hilde Hauschild hinterliess Arthur Eger einen kurzen Abschiedsbrief mit folgendem Text: «Dir liebe Hilde ein besonderes Adieu. Verzeih mir! Dank Dir zum letzten mal für all die Freude die Du mir gemacht. Ich konnte es früher und auch jetzt nicht lohnen. Möge Gott es Dir lohnen und ein glückliches Schicksal Dir bescheren. Trauere nicht weine nicht, ich bitte Dich darum. In inniger Liebe. Dein über das Grab, Arthur».

Die grosse Wohnung in der Prenzlauer Strasse 19a war viel zu teuer für uns geworden. Wir brauchten eine andere Unterkunft und fanden diese durch einen ehemaligen Mandanten, der Nazigegner und uns treu ergeben war. Dieser Herr Weichert war so kurzsichtig, dass er fast blind war, und so schwerhörig, dass er fast taub war, aber er fuhr wie ein Wilder mit einem kleinen Lieferwagen durch die Stadt. Eines Tages kam er zu uns und sagte: «Ich habe das Richtige für Sie.»

Er hatte uns völlig missverstanden und dachte, dass wir ein Häuschen kaufen wollen, was angesichts unserer Lage grotesk gewesen wäre. Denn im Spätsommer 1938 mussten wir nicht nur unsere Wohnung aufgeben, sondern auch das Grundstück mit dem Sommerhäuschen in Kaulsdorf in der Wuhlheide verkaufen, das mein Vater sieben Jahre zuvor gemeinsam mit meiner Mutter erworben hatte. Neue Eigentümer wurden Hannchen und Emil Koch, Bekannte meiner Eltern, die aus Kaulsdorf stammten und unser Holzhaus bereits als Mieter bezogen hatten.

Aber Herr Weichert hatte auch die Leute, an die er uns vermittelte, falsch verstanden: Diese hatten kein Häuschen zu verkaufen, sondern Nähmaschinen. Herr und Frau Waldmann waren Juden und mussten den kleinen Konfektionsbetrieb, den sie in der Prenzlauer Strasse 47 betrieben hatten, aufgeben. Deshalb stand bei ihnen ein grosses Zimmer leer, und dort zogen wir ein.

Kurz nach dem Tod meiner Mutter wurde nun diese Margarete Waldmann zur letzten, grossen Liebe meines Vaters. Sie war viel jünger als er, hatte einen kleinen Sohn und fühlte sich wahnsinnig geehrt, weil mein Vater sie so anhimmelte. Es schmeichelte ihr, wenn er sie andichtete und sie – obwohl wir keinen Pfennig Geld hatten – mit Delikatessen verwöhnte. Ich war empört. Mit meinen sechzehn Jahren durchschaute ich, dass sie mit ihm spielte. Es waren weder Reife noch Intelligenz nötig, um das zu erkennen.

Zugleich war die Rede davon, dass er eine Scheinehe mit einer Schulleiterin namens Dr. Schiratzki eingehen sollte, um mit ihr gemeinsam auszuwandern. Der Vorschlag stammte vom Palästina-Amt.* «Heirate die!», dachte ich, «ich will mit dir nichts mehr zu tun haben!»

Meinem Vater war ausserhalb der Quotenregelungen ein sogenanntes Veteranen­zertifikat für Palästina in Aussicht gestellt worden, eine Einwanderungserlaubnis für verdiente Kämpfer der zionistischen Bewegung. Dieses Zertifikat hätte wahrscheinlich auch für mich gegolten, und wir wären beide aus Deutschland entkommen. Es wurde dann aber auf dubiose Weise an jemand anderen verschoben, und die Sache zerschlug sich.

Die Waldmanns bemühten sich ebenfalls um Auswanderung. Ihre einzige Möglichkeit hiess Schanghai. Die endlos weite Reise dorthin wollten sie mit der transsibirischen Eisenbahn bewältigen. Meinem Vater versuchte diese Frau weiszumachen, sie werde im letzten Moment aus dem Zug springen: «Mein Mann fährt mit dem kleinen Martin weg, und ich gehöre dann ganz dir», versprach sie ihm. «Glaub diesen Mist doch nicht!», hielt ich dagegen. Es gab furchtbaren Krach zwischen uns, er hätte mich beinahe geschlagen. Ich war noch zu unreif, um zu verstehen, dass diese aberwitzige jünglingshafte Liebesbeziehung ein letztes Aufflackern vor dem Tode war.

Die Situation spitzte sich zu. Wenn wir nicht auf die Strasse gesetzt werden wollten, so dachte ich, musste ich etwas tun. Das bedeutete: Ich musste dem Ehemann dieser Frau zu Willen sein. Ich war in sexueller Hinsicht schon erfahren und dachte: Was soll's. Bringen wir es hinter uns.

* Im Palästina-Amt in Berlin, das seit 1924 als gemeinnützige Institution bestand, organisierten zionistische Gruppen unter Federführung der Jewish Agency bis 1941 die Auswanderung deutscher Juden nach Palästina.

Es passierte auch nur zweimal. Herr Waldmann und ich gingen in das einstmals sehr gutbürgerliche jüdische Hotel «König von Portugal». Und wen traf ich da auf der Treppe? Meine Turnlehrerin. Wir lächelten uns an. Die war also auch mit einem Mann da. Und ich war noch Schülerin.

Im Herbst 1938 wurden alle Juden mit polnischen Pässen aus Deutschland abgeschoben. Das betraf auch einige Jungen aus meiner Klasse in der neugegründeten jüdischen Oberschule in der Wilsnacker Strasse. Die meisten dieser Mitschüler waren waschechte Berliner, sie waren hier geboren oder schon als Säuglinge hergekommen. Nun plötzlich mussten sie weg. Unsere Klasse reagierte ausserordentlich diszipliniert auf den Abschied: Wir schwiegen eine Weile, und dann ging der Unterricht weiter. Über das, was sich ereignet hatte, gab es nichts zu reden.

Die Plätze dieser Klassenkameraden blieben nur kurze Zeit leer. Denn als Nächstes wurden alle jüdischen Schüler aus den nichtjüdischen Schulen entlassen und drängten in unsere Klassenräume. Es wurden immer mehr Stühle hineingestellt. Manche mussten auf dem Schoss schreiben.

Als Schulrat für uns zuständig war ein Professor Hübener, ein Neuphilologe, der jahrelang mit unserer Klassenlehrerin, dem jüdischen Fräulein Philippon, ein Verhältnis gehabt hatte. Ein sehr mutiger Mann war er nicht. Es war ihm offenkundig unangenehm, für diese jüdische Schule zuständig zu sein. Als er erkrankte, wurde an seiner Stelle der Direktor eines anderen Gymnasiums zur Abnahme der Abiturprüfungen eingesetzt. Unser Mitschüler Reinhard Posnanski erschrak, als er davon hörte, und meinte: «Um Gottes willen, der Schröder ist S S – Standartenführer !»

Wir hatten alle wahnsinnige Angst vor diesem Mann. Als er bei uns einmarschierte, versammelten sich alle Prüflinge samt Lehrer-

kollegium. Im zackigsten militärischen Ton brüllte Schröder: «Posnanski! Vortreten!» Mein Mitschüler wurde leichenblass, aber der Schulrat streckte seine Hand aus und sagte: «Ich begrüße Sie als meinen ehemaligen Schüler!» Damit war alles gewonnen.

Ich hatte Deutsch als Wahlfach und bekam in der mündlichen Prüfung einen mittelhochdeutschen Text zum Vorlesen. Danach sagte der Schulrat Schröder zu mir: «Das ist wirklich grossartig. Sie sehen so jung aus, aber Sie sind direkt aus dem Mittelalter in den Raum gekommen.» Unsere Lehrer erzählten uns später, bei der Auswertung der Prüfungsergebnisse habe Schröder verlangt, alle Zensuren eine Note besser anzusetzen. Das sei im Vergleich unserer Leistungen mit denen an nichtjüdischen Schulen durchaus angemessen. Ansonsten war es eine schwere Zeit. Die meisten Mitschüler kamen aus Familien, die sich intensiv um Auswanderung bemühten. Ein lustiges Abiturientenleben gab es für uns nicht mehr.

Mein Vater wollte dennoch ein Essen zur Feier meines Abiturs bei Grete ausrichten. Wir selbst hatten ja keine richtige Häuslichkeit mehr. Auch das Ehepaar Waldmann sollte eingeladen werden. «Wenn er sich so kurz nach dem Tode meiner geliebten Schwester erfrecht, dieses Hurstück ins Haus zu bringen, dann helfe ich dir keinen Handschlag!», erklärte meine Tante. Ich war verzweifelt. Ich war ja in Haushaltsdingen noch ganz unerfahren, und nun musste ich für ein Dutzend Leute ein Diner kochen. Geld war natürlich auch nicht da.

Es kam schliesslich genauso, wie ich es vorhergesagt hatte. Mein Vater brachte die Waldmanns zum Bahnhof, der Zug setzte sich in Bewegung, und sie sprang nicht hinaus. In diesem Augenblick zerstob endlich die Illusion meines Vaters. Er brach vollständig zusammen und tat mir von nun an nur noch schrecklich leid.

Wir zogen aus der Wohnung der Waldmanns aus und mieteten

zwei kleine Kammern bei einer Familie Goldberg in der Landsberger Strasse 32. Sie meinten es gut mit uns, waren aber furchtbare Kleinbürger und wahnsinnig neugierig, und das war auf Dauer unerträglich. Frau Goldberg latschte dauernd hinter mir her, so dass sie mir fast in die Fersen trat. Das Linoleum in der Küche war stets auf Hochglanz gebohnert, und sie jammerte: «Dass Sie mir keinen Wassertropfen vergiessen!» Auf die Küchenbenutzung verzichteten wir bald und sparten damit ein paar Mark. Unseren Tee kochten wir uns mit einem Tauchsieder im Zimmer.

Anfang des Jahres 1940 zogen wir wieder um, diesmal in ein scheussliches und verwanztes Zimmer bei einer Familie Ernsthal in der Prenzlauer Strasse 9. Mein Vater war verzweifelt. Immer wieder sagte er, er wolle mir doch ein schönes Leben bieten, aber er könne überhaupt nichts für mich tun. Und immer wieder versuchte ich ihm einzureden, dass mir das alles nichts ausmache.

ZWEI

«Allein in die Eiswüste»

ZWANGSARBEIT BEI SIEMENS

1

Stundenlang standen wir zusammengepfercht in einem langen, dunklen Gang. Wir konnten nichts anderes tun als warten. Natürlich hatten wir grosse Angst vor dem, was da kommen würde. Wir spürten, dass diese demütigende Situation absichtlich herbeigeführt worden war.

Im Frühjahr 1940 hatte man begonnen, jüdische Frauen und Männer zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie zu verpflichten. Im Juli wurde auch ich zur «Zentralen Dienststelle für Juden» des Arbeitsamtes in der Fontanepromenade – allgemein «Schikanepromenade» genannt – bestellt.

«Ich werde wahnsinnig. Ich bin starker Raucher, ich muss rauchen, ich drehe sonst durch, aber ich weiss nicht, ob man das darf», stöhnte ein Mann neben mir: «Und wenn es verboten ist, schlagen die uns alle tot.» Jung und naiv, wie ich mit meinen achtzehn Jahren war, gab ich zurück: «Ganz einfach: Dann fragt man eben.»

In diesem Moment schrie jemand: «Wegtreten!» Wir quetschten uns noch enger rechts und links an die Wände, um für den Mann Platz zu schaffen, der dieses Kommando ausgegeben hatte. Sehr freundlich und höflich wandte ich mich an ihn: «Ach, gestatten Sie eine Frage? Ein Herr hier ist sich nicht darüber im Klaren, ob das Rauchen gestattet ist. «

Ich wusste nicht, dass ich es mit Alfred Eschhaus persönlich zu tun hatte. Der Leiter dieser sogenannten Zentraldienststelle war ein berüchtigter Antisemit.

«Unverschämtes Judengesindel!», brüllte er sofort los. Nach einer weiteren Schimpfkanonade war er verschwunden.

Nun aber rückten einige der Umstehenden auf mich zu und drohten mir Schläge an. Eine dicke *Jiddene*, die ekelhaft nach fauligem

Moos roch, riss mich von ihnen weg und drückte mich an ihren Wabbelbusen. «Nu, wer wird denn ein jüdisch' Kind schlagen?!», schimpfte sie. Ich hätte heulen können.

Da drängte sich eine Dame energisch zu uns durch: «Tut mir leid, dass Sie hier solchen Ärger haben», sprach sie mich an, «gestatten Sie, mein Name ist Rödelsheimer.» Sie war, wie ich später erfuhr, Musikwissenschaftlerin. Ich stellte mich natürlich auch vor. «Also, Fräulein Jalowicz, Sie haben einen Fehler gemacht. Sie haben sich normal benommen», erklärte sie mir. Und daraus lernte ich etwas für mein ganzes weiteres Leben: In einer abnormen Situation darf man sich nicht normal benehmen. Man muss sich anpassen.

* * *

Wir waren etwa zweihundert jüdische Mädchen und Frauen, die gleichzeitig bei Siemens anfangen. Unsere Werkhalle lag sehr nah beim Eingangstor des Wernerwerkes in Spandau. So mussten wir Zwangsarbeiterinnen uns nicht irgendwo sammeln, wie es andernorts üblich war, um dann als Herde zum Arbeitsplatz geführt zu werden. Wir durften morgens frei und einzeln eintreffen, uns einen Schlüssel zu einem Schrank holen, in dem wir unsere Garderobe ablegten, und dann zur Werkbank gehen. Das Schlüsselbrett diente gleichzeitig zur Kontrolle darüber, ob wir pünktlich zur Arbeit erschienen waren.

Jeweils sechs von uns bildeten eine Kolonne, die unter der Aufsicht eines sogenannten Einrichters stand. Die meisten von uns arbeiteten in einer grossen Werkhalle stehend an Drehbänken; einige sassen auch an Tischen, die in den Nebenräumen aufgestellt waren.

Meine Kolonne war zur Arbeit an Maschinen in der Fensterreihe eingeteilt. So bekamen wir jedenfalls mit, ob draussen die Sonne schien, ob es regnete oder schneite. Aber wir waren den ganzen

Tag wie an der Drehbank festgeschraubt. Es gab keine Möglichkeit, sich zwischendurch auch nur für ein paar Sekunden die Füße zu vertreten; denn der sogenannte Schlitten der Maschine wurde mit der Hüfte gehalten und bewegt. Man bekam ständig neue blaue Flecken, während sich die älteren gelb und grün verfärbten. Für Nichtjuden wäre es gesetzeswidrig gewesen, ohne Arbeitsschutz an so einer Drehbank zu stehen. Aber bei uns Zwangsarbeiterinnen konnte sich die Ausbeuterfirma Siemens das Geld für einen Lederschurz ja sparen.

Es war eine sehr harte, körperliche Arbeit. Noch schlimmer aber waren der Stumpfsinn und die ewige Wiederholung derselben Handgriffe, verbunden mit dem Gefühl, etwas Falsches zu tun – nämlich der deutschen Rüstungsindustrie zu dienen.

Unser Einrichter hiess Max Schulz und war schon seit vielen Jahren bei Siemens. Er war frommer Katholik und wohnte in einer Kleingartenkolonie in Lübars. Ursprünglich stammte er aus der Gegend von Bromberg. «Auf Polnisch heisst das Bydgoszcz», erklärte er. Er war ein sogenannter Wasserpolake, ein Oberschlesier mit einem polnischen Dialekt als Muttersprache.

Max Schulz begann jeden zweiten Satz mit dem Hinweis: «Mein Priester hat gesagt ...» Er ging nicht nur zur Beichte, sondern auch zu regelmässigen Aussprachen zu diesem Geistlichen. «Mein Priester hat gesagt, alle Menschen sind Brüder und Schwestern, und ich soll euch so viel Liebe erweisen wie irgend möglich. Mein Priester hat gesagt, die Nazis sind die grössten Verbrecher in der Menschheitsgeschichte» – im Laufe der Zeit sagte er solche Sätze immer offener.

Die Schule hatte er wohl nur wenige Jahre besuchen können. Max Schulz konnte zwar lesen, hatte aber grösste Mühe zu schreiben. So bereitete es ihm Probleme, unsere Lohnzettel auszufüllen: Er musste regelmässig in eine besondere Spalte eintragen, wie viele Schrauben jede einzelne Arbeiterin angefertigt hatte. Schliesslich bat er mich um Hilfe. Natürlich war das streng verboten. Ich musste

diese Formulare in Butterbrotpapier verpacken und in einen Scheuerlappen gehüllt heimlich aufs Klo transportieren, sie dort ausfüllen und ihm zurückbringen.

Scheuerlappen hatten wir alle ständig bei uns. Wir wischten damit die Kühlflüssigkeit weg, die über unsere Werkstücke lief, und steckten sie zwischendurch in die Gürtel unserer Arbeitskittel. Zugleich dienten sie als Transportmittel für alles, was in der Werkhalle verboten war. Familienbilder und private Botschaften wurden, in Butterbrotpapier und Zellophan eingewickelt, auf diese Weise auch mit unseren Einrichtern ausgetauscht.

Denn neugierig waren diese Männer alle. Sie verschafften sich Einblick in unsere Personalakten oder fragten den Werkhallenmeister aus: Es war ihnen wahnsinnig wichtig zu erfahren, ob irgendeine Cohn oder Levi früher Verkäuferin gewesen war, ob sie in Reinickendorf oder Wilmersdorf wohnte und ob sie verheiratet war. Die Neugier vieler Zwangsarbeiterinnen war ebenso gross: Wo denn so ein Einrichter wohl wohnte, ob er Frau und Kinder hatte? Privatkontakte waren streng verboten und deshalb umso reizvoller.

Meine Kolleginnen sprachen von diesen Männern so, wie Kinder von ihrem Lehrer sprechen: «Unserer hat gesagt ...» und «unserer hat gemeint ...» hiess es ständig. Es gab einen regelrechten Wettstreit darum, wer den judenfreundlichsten Einrichter hatte. Die Atmosphäre war auch dadurch geprägt, dass viele bildhübsche junge Mädchen und Frauen unter uns waren. Die meisten Einrichter verhielten sich uns gegenüber freundlich und korrekt.

Eine Ausnahme bildete ein Einrichter namens Prah! Er war ein widerlicher Psychopath, ein Fehlentwurf der Schöpfung, mit einer Art Turmschädel und einem brutalen, leeren Gesicht mit ewigem Grinsen. Das Problem war nicht seine braune Gesinnung. Das Pro-

blem war, dass er überhaupt keine Gesinnung hatte. Er war ein perverses Individuum, ein Sadist. Kurze Zeit war er im Werk als Sanitäter tätig gewesen, musste aber – auch in der arischen Abteilung – von dieser Aufgabe freigestellt werden, weil er mit Wonne in den Wunden der verletzten Kollegen herumpuhlte. Wenn er bei kleinen Schnitt- oder Schürfwunden einen Verband anlegte, wickelte er den so fest, dass er den Betroffenen das Blut abschnürte.

Prahl hatte in seiner Kolonne ein Mädchen, das durch ihre Warzen im Gesicht und eine missglückte Nase hexenhaft hässlich aussah. Er pöbelte sie ständig an und schubste sie, wenn ihm irgendein Werkstück nicht gefiel, so herum, dass sie überall blaue Flecke bekam. Es gab aber offensichtlich eine Anordnung des Hallenmeisters, dass die Jüdinnen korrekt zu behandeln seien. Anrempeln galt als Form der Berührung, und die konnte schliesslich auch in Kommunikation und Sympathie umschlagen. Das sollte vermieden werden.

Das Mädchen wurde, als der Hallenmeister von den Rempelen Wind mitbekam, sofort zu einem harmlosen Einrichter versetzt. Und in Prahls Kolonne kam nun ein bildhübsches Mädchen mit prächtigem Busen. Sie hiess Katja, aber ich nannte sie das Kastanienmädchen: Sie hatte herrlich braune Augen, und ihre Haarfarbe wirkte wie frisch gefallene Kastanien. Wer weiss, was aus ihr geworden wäre, wenn sie überlebt hätte.

Manchmal konnte ich, mit einer Feile in der Hand, einen Moment lang zu ihr gehen. Oder sie kam zu mir, wenn ihre Maschine neu eingerichtet wurde

«Ick hab's noch bei jedem Kerl jeschafft. Ick wollte ma sehn, ob ick och den Prahl ...», sagte sie einmal. Ziemlich vulgär erzählte sie mir, wie sie versucht hatte, ihren Einrichter in Erregung zu versetzen. Wenn er ihre Maschine einrichtete, stellte sie sich schräg hinter ihn, hauchte ihm ganz vorsichtig in den Nacken und schob sich

immer dichter an ihn heran. Der Mann musste dann schnell Weggehen, weil sonst seine Hose explodiert wäre. Max Schulz lief knallrot an, als ich ihm davon erzählte.

Ruth Hirsch, Nora Schmilewicz und ich arbeiteten in derselben Kolonne. Wir kamen uns rasch näher, weil wir alle drei aus unvollständigen Familien stammten und alle drei schon früh schwere Schicksalsschläge durchgemacht hatten.

Mit ihrem rotblonden Haar und den vielen Sommersprossen war Ruth Hirsch sehr hübsch, sie wirkte kälbchenhaft und anmutig. Wenn sie eine Arbeit hatte, bei der sie die Hebel nur langsam ziehen musste, schweifte ihr Blick aus dem Fenster, und sie träumte vor sich hin. «Weisst du, ich denke daran, wie schön das war, als man Falläpfel aufheben und essen konnte», sagte sie einmal. Und dann entschuldigte sie sich sofort, weil sie sah, wie mir das Wasser im Mund zusammenlief. Ich konnte meine Mimik leider nicht beherrschen.

Sie stammte aus Memel in Litauen. Zunächst sehr stockend und gehemmt erzählte sie uns, dass sie ein adoptiertes Kind sei. Mit ihrem Zwillingbruder war sie bei einem Ehepaar aufgewachsen, das ein kleines Schuhgeschäft betrieb und in einem eigenen Häuschen mit Garten wohnte. Ihre wirkliche Mutter hiess Zilla Rostowski und war Köchin in einem wohlhabenden jüdischen Haus gewesen. Sie war von ihrem Dienstherrn schwanger geworden, nachdem der in ihre Kammer gestiegen war. Ihre Kinder aber durfte sie nicht behalten; die Zwillinge wurden dem kinderlosen Ehepaar Hirsch zur Adoption gegeben.

Ruth war äusserst schlichten Geistes, aber das beeinträchtigte unsere Freundschaft überhaupt nicht. Ich liebte ihre naiven, leisen, sehr schüchternen Erzählungen. Ihr Bruder war ausgewandert. Sie selbst war mit ihren Eltern nach Berlin gezogen, wo sie zu dritt ein

schreckliches möbliertes Zimmer bewohnten. Die Mutter war schwer herzleidend. Wenn Ruth abends nach Hause kam, fing sie nach der zehnstündigen schweren Fabrikarbeit noch an, die Wohnung sauberzumachen. Sie fand gar nichts dabei, sie nahm das als Schicksal einfach an. Sie litt nur darunter, dass der Vater ein Nörgler und Querulant war.

Ruth Hirsch war die allerbeste Arbeiterin unserer Kolonne. Sie war geschickt genug, die Arbeit zu begreifen und sehr gut auszuführen, aber wiederum nicht intelligent genug, um sie zu hassen. Oft sagte sie: «Wie schön wäre das doch, wenn man normalen Lohn und nicht diesen reduzierten Judenlohn bekäme und richtig lernen, die Gesellenprüfung machen und Dreherin werden könnte.»

Ihre grosse und beglückende Zeit hatte sie gehabt, als sie mit vierzehn bei einem jüdischen Arztehepaar in Berlin als Dienstmädchen angestellt war. Voller Begeisterung erzählte sie davon. Als die Herrschaften einmal länger verreist waren, überliessen sie ihr die ganze Wohnung. Ruth notierte in einem Oktavheftchen ganz genau, was sie den Tag über tat, was sie putzte, einkaufte, ass und so weiter. Sie hatte aber nicht genug zu tun und beschloss deshalb, ihre Herrschaften zu überraschen. Die Dame hatte geäussert, das Parkett sei dermassen nachgedunkelt, dass es abgezogen werden müsse.

Und das tat nun Ruth: Sie besorgte Späne und kratzte das Parkett ab. Sie ernährte sich dabei nur von trockenem Brot, um ihren Herrschaften Geld zu sparen. Als das Ehepaar von seiner Reise zurückkehrte, hatte sie den gesamten Fussboden in den vorderen Zimmern abgezogen. Sie zeigte ihnen dieses rührende Heft, in das sie in Kinderhandschrift und mit vielen orthographischen Fehlern alles eingetragen hatte, was sie gemacht hatte. Uns brachte sie dieses Heft auch mit. In den Pausen las sie leiernd vor, wie ein Kind, das

in der untersten Klasse gerade alle Buchstaben beherrscht: Das Datum, dann: «Ein Stück Brot gefrühstückt. Von neun bis zehn Perkett bekratzt.» Und nachmittags auch «Perkett bekratzt», und abends wieder.

Nachdem ihre Hausherrin das gesehen hatte, sagte sie: «Hier ist Geld, jetzt gehen Sie sofort und holen einen ganzen Liter Milch und die Zutaten für Schokoladenpudding mit Vanillesosse. Und das essen Sie dann alles alleine auf, Sie sind ja halb verhungert.»

Diese an sich belanglose Geschichte hörte ich mindestens zehnmal von Ruth Hirsch, und sie wurde mir nie lästig. Es war das grosse Erlebnis und der Höhepunkt ihres Lebens: Wie sie einen ganzen Pudding mit furchtbar viel Sosse kochen und alles aufessen durfte.

Was wohl aus ihr geworden wäre, wenn sie überlebt hätte? In ihrer scheuen und einfältigen Art hatte sie eine so rührende Anmut, dass sie später für viele Jahre zu meiner persönlichen Toten wurde. Denn niemand kann sich unter einer Zahl von Millionen Toten etwas vorstellen. Man klammert sich an ein einziges Gesicht. Für mich war es das Gesicht von Ruth Hirsch.

Meine andere Maschinennachbarin hiess eigentlich Anna mit Vornamen. Die Eltern waren Russen und hatten sie als Kleinkind «Njura» genannt. Da dieser Kosename in Berlin unbekannt war, war «Nora» daraus geworden. Mit diesem Namen unterschrieb sie auch: Nora Schmilewicz.

Auch Nora war ein sehr hübsches Mädchen, oder besser gesagt: sie war eine üppige Schönheit. Ich musste, wenn ich sie ansah, immer an Rubens denken. Vielleicht wäre aus ihr mal eine sehr dicke Frau geworden. Sie hat es nicht erlebt.

Sie war in ihrer Art ergreifend schön, mit tiefschwarzem Haar, grossen, ausdrucksvollen schwarzen Augen, einem wunderbar geformten Mund und ungewöhnlich ebenmässigen und sehr weissen Zähnen. Sie litt aber unter etwas, was ich von anderen Zwangsar-

beiterinnen nicht kannte: Sie hatte Hungerödeme an den Beinen. Ein jüdischer Arzt – ein Mann, der sich nur noch «Judenbehandler» nennen durfte – hatte ihr gesagt: «Was Sie brauchen, gibt es nicht in der Apotheke zu kaufen. Das gibt es nur in Lebensmittelgeschäften, und zwar in Friedenszeiten. Ich kann Ihnen nicht helfen.»

Nora war als Tochter wohlhabender Russen viel gebildeter als Ruth. Ihre Mutter war sehr früh gestorben. Ihr Vater hatte als Witwer eine nichtjüdische Haushälterin gehabt, die sogenannte Tante. Aber auch er lebte inzwischen nicht mehr.

Nora wohnte noch in der grossen Wohnung ihrer Eltern in der Urbanstrasse. Ihr war ein grosses Zimmer geblieben, in dem alle Möbelstücke aus dem Haushalt ihrer Eltern lagerten. In den übrigen Räumen war je eine jüdische Familie einquartiert.

Die «Tante» spielte nach wie vor eine grosse Rolle in Noras Leben. Mit ihr verband sie eine ganz seltsame Hassliebe: Diese Frau muss eine exaltierte, hysterische Person gewesen sein, die Nora einerseits als ihr Kind bezeichnete und mit Essen versorgte und sie andererseits mit furchtbaren Pöbeleien beschimpfte.

Sie hatte einen Schlüssel zu dieser Wohnung in der Urbanstrasse und kam manchmal mitten in der Nacht in Noras Zimmer. Wenn das Mädchen aufwachte, weil es das Gefühl hatte, dass jemand an seinem Bett stand, wurde es manchmal von der Tante mit Küssen bedeckt. «Du mein ein und alles», stammelte diese dann, und: «Du bist das Kind meines Geliebten, also bist du auch mein Kind.» Manchmal liess sie mitten in der Nacht aber auch eine wilde antisemitische Beschimpfung los. Nora litt sehr unter dieser Frau.

Bei Ruth Hirsch waren Nora und ich einmal zum Geburtstag eingeladen. Ihr Vater war mit grosser Geschicklichkeit in die Küche verbannt worden, wo wir ihm höflich Guten Tag sagten. Er brabbel-

te und pöbelte und schimpfte nur vor sich hin. Ruths dicke, leidende Mutter sass daneben und sagte nichts.

«Es ist alles sehr eng bei uns», hatte Ruth uns vorgewarnt. Es war fürchterlich. In einem winzigen Zimmer mit sehr hoher Decke stapelten sich die Schränke übereinander. Dort wohnten diese drei Personen. Nur in der Mitte des Raums war ein schmaler Gang frei.

Ausser uns war eine sogenannte Cousine zu Gast. Es wurde ein Trichtergrammophon herausgeholt, und dann wurden uralte Gasenhauer aufgelegt. Ich erinnere mich einer Schallplatte, die ich nicht kannte, typisches Tingeltangel der Zwanziger Jahre: «Schallplatten, die schwarze Mazze, ein jeder kenntse, ein jeder hatse, Schallplatten, die grosse Mode» – und so weiter.

Das alles prägte sich wie eine Filmszene in mein Gedächtnis ein: Das krähende Grammophon mit dem peinlichen jiddeln – den Schlager und die entsetzliche Geburtstagskaffee-Gesellschaft. Die Cousine war sehr hässlich, hatte ganz dicke Beine und war schamlos. Als sie tanzte, hob sie den Rock hoch. Es war so grotesk und die ganze Atmosphäre so furchtbar, dass ich dachte: «Es müsste eine Möglichkeit geben, das festzuhalten.»

Nora und ich guckten uns flüchtig an und schauten dann wieder weg. Nach zwei Stunden verabschiedeten wir uns. Es war schon sehr viel gewesen, dass Ruth einen Kartoffelkuchen gebacken hatte. Sie wollte es eigentlich nicht verraten, aber es war ihr rausgerutscht: Ihr Vater hatte getobt. Ihm würden dadurch Kartoffeln vorenthalten. Wir sagten also artig, es sei sehr nett gewesen, und gingen.

Nora und ich liefen schweigend, Hand in Hand, durch die Strassen. Nach einer Weile guckten wir uns an und verständigten uns ganz schnell und fast ohne Worte: Es wird mit keiner Silbe über das hergezogen, was wir erlebt haben. Kein Wort über dieses entsetzliche Milieu, über die fürchterlichen sogenannten Eltern, über den

Im Jahr 1941 ist Marie Jalowicz 19 Jahre alt und nach dem Tod ihres Vaters ganz allein. Sie ist Jüdin, sie lebt in Berlin und fasst einen Entschluss: «Ich will mich retten. Ich werde nicht mitgehen, ohne mich zu wehren. Denn das wäre der sichere Tod.» Von jetzt an hat sie nur ein Ziel: der Ermordung durch die Nationalsozialisten zu entkommen. Sie entzieht sich der Zwangsarbeit bei Siemens, legt den gelben Stern ab und taucht unter.

Wie ihr das fast Unmögliche gelungen ist, bis zum Ende des Krieges im Untergrund zu überleben, erzählt sie erst über 50 Jahre später – in einem schonungslosen Bericht. Sie spricht in ungekannter Offenheit über ihre Erfahrungen, über ihre Verfolger, über Helfer und Verräter.

Die Menschen, denen sie begegnet ist, schildert Marie Jalowicz in all ihren Widersprüchen, Ambivalenzen und bizarren Reaktionen. Ihre Erzählung ist nüchtern, frei von Tabus, mal sarkastisch, mal humorvoll, und lässt den Leser eintauchen in die Abgründe des Alltags im Nationalsozialismus.

Ein einzigartiges Zeitdokument – der Bericht einer jungen Frau, die alles daran setzte zu überleben.

«Um es gleich zu sagen: dies ist ein grossartiges Buch geworden. Voller sprachlicher Brillanz und mit fast schon verstörendem Witz.»

Klaus Hillenbrand, taz

Marie Jalowicz, Tochter eines jüdischen Anwalts, geboren 1922 in Berlin, überlebte die Zeit des Nationalsozialismus untergetaucht mitten in Berlin. Nach der Befreiung 1945 blieb sie in der Stadt und wurde Professorin für Antike Literatur- und Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität.

Ihr Sohn Hermann Simon, Direktor der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, bat sie kurz vor ihrem Tod, die Geschichte ihres Überlebens auf Band zu sprechen. Auf Grundlage von 77 Tonbändern hat die Autorin Irene Stratenwerth zusammen mit Hermann Simon die hier veröffentlichte Fassung erstellt.

Marie Jalowicz Simon starb 1998 in Berlin.

kaum geniessbaren Kartoffelkuchen, über diese Musik und diese hopsende Fett-Cousine. Ich sagte: «Man müsste später einen Film machen, in dem gezeigt wird, wie sich die Geburtstagsfeier eines jüdischen Mädchens von Jahr zu Jahr verändert. Also erst Ruth mit ihren nichtjüdischen Nachbarinnen, im eigenen Haus und mit allen Kindern im Garten. Und dann wird das jedes Jahr schlechter: Erst kommen die christlichen Kinder nicht mehr zur Geburtstagsfeier, und am Ende zeigt man dann Familie Hirsch in ihrem Notquartier in Berlin.»

«Bist du noch normal? Wer soll denn über Ruths Geburtstage einen Film machen?», fragte Nora.

Da erklärte ich ihr, dass nach dieser furchtbaren Zeit eine andere kommen würde. Und dass wir der Nachwelt übermitteln müssten, was in diesen Jahren passiert sei. Sie blieb stehen und antwortete: «Ich habe verstanden, und du hast recht. Mach du diesen Film. Du wirst von uns allen die Einzige sein, die überleben wird. Ruth und ich nicht.»

2

Sehr bitter war es, im Herbst und Winter im Dunkeln das Haus zu verlassen, um nach Spandau zu fahren und abends im Dunkeln wieder zurückzukommen. Wenn ich endlich zu Hause ankam und von dem langen Arbeitstag und von dem weiten Weg völlig erschöpft war, wartete dort mein vereinsamter Vater auf mich: Halb verhungert, hatte er mich den ganzen Tag lang in Gedanken begleitet.

Seine Mahlzeiten nahm er oft beim Mittagstisch Danziger in der Königstrasse ein. Er hatte dort ein paar Bekannte und ein bisschen Unterhaltung durch andere jüdische Witwer und weitere vereinsamte Existenzen gefunden. Oft unterhielt er sich mit einem Anwalt aus Süddeutschland, den seine arische Frau abgehängt hatte. Dieser Mann war früher einmal sehr wohlhabend und bekannt gewesen.

Man musste bei Danziger eine Fünf- oder Zehn-Gramm-Fettmarke für ein Essen abgeben, in dem man das Fettauge dann mit der Lupe suchen konnte. Ebenso verhielt es sich mit den Fünfzig- oder Hundert-Gramm-Fleischmarken. Alle Leute wurden damals in allen Restaurants betrogen – aber Juden, die auf so einen Mittagstisch angewiesen waren, natürlich besonders.

Bei Danziger gab es das minderwertigste Essen, das man sich vorstellen kann: Die sogenannte Suppe war reines Salzwasser ohne jede Einlage. Das Hauptgericht bestand aus einem nur unter dem Mikroskop sichtbaren Stückchen Fleisch, einer widerlichen Kunstsoße und zwei Kartoffeln. Danach gab es einen aus Wasser und Süsstoff gekochten Pudding.

Die Chefin des Hauses, Paula Danziger, war schwer herzkrank. Sie war unmenschlich dick, hatte blaue Lippen und Beine wie ein

Elefant. Vor ihrer Tochter wurde mein Vater mehrmals gewarnt: Sie arbeite mit der Gestapo zusammen. Diese Ruth, die ebenfalls sehr dick und ausserdem völlig verpickelt war, wollte mit allen männlichen Gästen beim Mittagstisch poussieren. Und alle gingen darauf ein, sagten etwas Nettes zu ihr oder lachten über ihre Scherze. Denn alle hatten Angst vor diesem jüdischen Spitzel.

Mir brachte mein Vater jeden Tag eine dieser widerlichen Mahlzeiten mit nach Hause, um sie abends warm zu machen. Und ich war so unsagbar ausgehungert, dass ich sie ass. Natürlich war es ekelhaft, und satt wurde ich davon auch nicht, aber es waren jedenfalls einige Bissen.

Oft zündete er schon, bevor ich kam, das Gas in der Küche an. Sobald er den Schlüssel in der Tür hörte, stellte er den Topf auf die Flamme, damit ich sofort eine heisse Wassersuppe bekam. Dann sassen wir noch eine Weile beieinander, und ich erzählte ihm, was ich bei der Zwangsarbeit erlebt hatte.



Hermann Jalowicz im Alter von zweiundsechzig Jahren, 1939 in Berlin.

«Was ist denn hier los? Die stehen ja hier Schlange bei dir», fragte Edith Rödelheimer, als sie einmal in einer Pause an meiner Werkbank vorbeikam. Drei oder vier Mädchen warteten dort darauf, mich zu sprechen.

Ich hatte die Musikwissenschaftlerin schon bald bei Siemens wiedergetroffen, und darüber hatten wir uns beide sehr gefreut. Nachdem ich mich auf der Fontanepromenade noch so naiv benommen hatte, dass sie mich vor einer Katastrophe bewahren musste, hatte sich bei mir innerhalb kürzester Zeit ein gewaltiger Entwicklungsschub vollzogen: Ich war jetzt diejenige, die von anderen um Rat gefragt wurde. Die meisten meiner Kolleginnen stammten aus einem ganz anderen Milieu als ich. Nur wenige hatten eine höhere Schulbildung. «Im Nebenraum arbeitet auch eine mit Abitur, ich muss euch unbedingt miteinander bekanntmachen», so etwas wurde jetzt zu mir gesagt.

Ich hatte gelernt, mich an eine abnorme Situation anzupassen und darin zurechtzukommen. Aber immer wieder war ich ausser mir vor innerem Aufbegehren und schrie stumm: «Freiheit!» So versuchte ich, der unermesslichen Widerwärtigkeit und Eintönigkeit meines Daseins bei Siemens einen Sinn zu geben: Ich wollte viele Bekanntschaften machen und so viel wie möglich über das Leben jeder Einzelnen in Erfahrung bringen.

In den Pausen war ich immer unterwegs, um Eindrücke und Erfahrungen zu sammeln. Manche Kolleginnen wurden deshalb richtig böse mit mir: «Was scharwenzelst du dauernd rum?», fragten sie: «Wir gehören doch zusammen, und so nett wie bei uns ist es nirgendwo anders.»

«Weiss ich, aber ich muss alle kennenlernen», erwiderte ich dann.

So war ich auch begeistert, als der Meister an einem sehr kalten Wintertag durch die Werkhalle ging und fragte, wer sich zum

Schneeschippen meldete. Raus aus der Hüftfessel, raus aus der Werkhalle in die wunderbare, frische Schneeluft! Ausser mir meldeten sich nur wenige. Die meisten Zwangsarbeiterinnen kamen aus kleinen Verhältnissen und empfanden es als feiner, eine angelernte Arbeit an der Maschine zu machen als Schnee zu fegen.

Wir hatten leider nur eine gute Stunde zu tun, den Weg bis zum Eingangstor freizuschaukeln, aber es war wunderbar! Natürlich war Edith Rödelshaimer dabei, und die machte mich wieder mit anderen Frauen bekannt. Wir unterhielten uns brillant. Ich lernte eine sehr nette Hortnerin aus dem Nebensaal kennen, eine gutaussehende, jung verheiratete Frau mit zwei kleinen Kindern. «Wieso müssen Sie als junge Mutter denn hier arbeiten?», fragte ich sie. Da erzählte sie, dass ihre Mutter an ihrer statt dafür freigestellt worden sei, die Kinder zu betreuen. Und das sei ihnen beiden lieber: Ihr selbst mache es Freude, unter Menschen zu sein, während ihr Kindergeplär auf die Nerven ging. Und ihre Mutter könne es in einer Maschinenhalle nicht aushalten.

Eine andere Frau, die mich sehr interessierte, war Betti Riesenfeld: eine Dame, schon über vierzig, aus meiner damaligen Sicht eine Greisin. Ich kannte sie flüchtig von einer goldenen Hochzeit, die von der honorigen jüdischen Familie Wolff ausgerichtet worden war. Sie war eine winzig kleine, aber gut proportionierte Person mit schlohweissem Haar, einem Pony und einer ganz kecken Himmelfahrtsnase – eine unverheiratete, bürgerliche Jüdin.

Bei Siemeris arbeitete sie als Kontrolleurin. Im breiten Hauptgang der Werkhalle stand ein Tisch, auf den ein Schemel gestellt wurde. Darauf hockte die Riesenfeld. Neben ihr stand ein Gefäss, in dem die fertigen Werkstücke lagen: Sie hatte jede einzelne Schraube nachzumessen. Was nicht in die vorgeschriebene Norm passte, wurde als Ausschuss aussortiert.

Dieses Fräulein Riesenfeld – mit abgeschlossenem Mädchenlyzeum, einer Ausbildung als Büroangestellte und einem gemeinsamen Haushalt mit ihrer Mutter – thronte nun quasi über uns und genoss diese Erhabenheit sichtlich. Wenn jemand zu ihr kam, tönte diese winzige Krücke von oben herab: «Reichen Sie mir das mal rauf. Nun wollen wir mal sehen, ob alles in Ordnung ist.» Am Ende eines jeden Arbeitstages stand sie an der Tür, liess jede Einzelne an sich vorbeidefilieren und rief ihr zu: «Morgen früh in alter Frische!»

Wenn Max Schulz, unser Einrichter, sich über Ruths Maschine beugte, dann sahen es alle: Die beiden waren sich nicht nur ähnlich, sie sahen nahezu gleich aus: dieselbe Nasenform, dieselbe Haarfarbe, derselbe Teint. Es war geradezu unheimlich. Max Schulz war mindestens vierzig, während Ruth keine zwanzig war, aber sogar Leute aus anderen Kolonnen bemerkten: «Euer Einrichter und dieses Mädchen sehen ja aus wie eineiige Zwillinge. So eine Ähnlichkeit habe ich noch nie gesehen.» Ich pflegte dann ironisch zu bemerken: «Das kommt wahrscheinlich durch die Verschiedenartigkeit der Rassen. «

Diesem auffälligen Phänomen entsprach etwas sehr Persönliches: Ruth war die grosse Liebe von Schulz. Nicht eine kleine Verliebtheit, sondern die grosse Liebe. Und Schulz war Ruths erste und, weil sie nicht mehr lange zu leben hatte, einzige Liebe.

Für einen Mann wie Schulz war das ein tiefer Konflikt. Er hatte, wie ich aus seinen sehr scheuen Erzählungen wusste, eine Ehefrau, die er als widerwärtig, boshaft und fordernd empfand. Auch deshalb ging er jede Woche zum Priester. Uns erzählte er: «Mein Priester hat gesagt, Liebe ist etwas Gutes! Ich soll euch alle lieben.» Ich ahnte, worum es wirklich ging.

Es gab noch ein zweites Phänomen dieser Art, und darüber sprach ich nur ein einziges Mal mit Edith Rödelsheimer. Als wir

uns einmal über die Ähnlichkeit zwischen Max Schulz und Ruth Hirsch unterhielten, sagte sie: «Die Natur hat sich sogar ein Doppelspiel dieser Art erlaubt, und das ist allen halbwegs Intelligenten hier auch schon aufgefallen. «

Ich wusste, wen sie meinte: den SS-Mann Schönfeld und mich. Unser Werkhallenmeister sass in einem abgetrennten Glaskasten in unserer Werkhalle. Er war so klug, genau zu wissen, wie er die Leute einsetzen musste, damit die Produktion reibungslos funktionierte. Er hatte die gleichen grau-grünen Augen, dieselbe Nasenform, dieselbe Mundform, dieselben Zähne wie ich. Wir sahen aus wie Zwillinge.

Ich guckte den Mann an und dachte, ich schaue in den Spiegel. Es war furchtbar. Wir hatten es beide bemerkt, wussten voneinander, dass wir es wussten. Die Natur hatte sich hier etwas erlaubt, dessen Bedeutung wir nicht verstanden.

Einmal war ich mit meinem Vater am Sonntag auf dem Bahnhof Alexanderplatz unterwegs. Auf der Treppe kam uns dieser Schönfeld mit etwa einem halben Dutzend anderer SS-Leute in Uniform entgegen. Wir durften einander nicht grüssen, aber ich sah ihm voll ins Gesicht, als ich an ihm vorbeiging. Er knickte buchstäblich mit dem Oberkörper ab, schlug tief beschämt die Augen nieder und errötete.

Obwohl unsere Löhne jämmerlich waren, arbeiteten wir im Akkord. Der Kalkulator kam ab und zu in die Werkhalle, versuchte, nicht weiter aufzufallen, und stoppte unsere Arbeitszeit. Wir waren aber immer darauf eingestellt. Es gab in allen Abteilungen bei Siemens ein Kalkulator-Warnsystem, damit man nicht etwa durch übereifrige Arbeit die ohnehin schon schlechten Preise verdarb. Wir sorgten auch für eine gerechte Verteilung der Aufträge, damit jeder auf seinen Grundlohn kam.

Anderen war das sehr wichtig, mir nicht. Ich konnte mich weder über einen sogenannten Schweinebraten freuen, eine ergiebige Ar-

beit, an der man gut verdiente, noch wirklich über Aufträge ärgern, bei denen man den Akkordlohn nicht schaffte. Mir war das alles egal.

Besser wurde es, als ich erfuhr, dass es bei Siemens einen Sabotagering gab. Diejenigen aus meiner Kolonne, die nicht zu dumm oder charakterlich ungeeignet waren, wurden nach und nach einbezogen, und das machte die stumpfsinnige Arbeit sehr viel erträglicher. Unauffällig Sabotage zu üben bedeutete, an die äusserste Grenze des Erlaubten zu gehen. Dazu musste man die Toleranzwerte der Produktion genau kennen, und es bedurfte einer Zusammenarbeit von Arbeitern in ganz verschiedenen Werksteilen. Die eigentliche organisatorische Leistung bestand darin, diese Verbindungen herzustellen.

Ein Beispiel: Eine Mutter hatte eine Toleranz von einem Bruchteil eines Millimeters. Das Innengewinde durfte nur eine bestimmte Grösse haben, nicht grösser als x und nicht kleiner als y . Innerhalb dieses Spielraums – und das erforderte sehr grosse Präzision – schnitt man dieses Innengewinde so eng wie möglich. Und das Teil, das da hineingeschraubt werden sollte, wurde in einem anderen Bereich des Werks so dick wie möglich geschnitten. Es liess sich folglich nicht einschrauben. Die einzelnen Teile passierten die jeweiligen Kontrollen zwar unbeanstandet, weil sie innerhalb der Toleranzspielräume angefertigt waren. Aber in der Montage liessen sie sich nicht zusammenfügen, und alles war Ausschuss. Ruth Hirsch war von uns allen die beste Saboteurin, denn sie arbeitete wie eine Präzisionsmaschine noch auf den winzigen Bruchteil eines Millimeters.

Dieser Sabotagering funktionierte hervorragend und flog nie auf. Nicht nur Max Schulz gehörte dazu, sondern auch ein anderer Einrichter namens Hermann: ein dezidierter Intellektueller, der vor 1933 Sozialdemokrat gewesen war und die Volkshochschule besucht hatte. Er hatte vor, nach dem Krieg sein Abitur zu machen

und zu studieren. Hermann war ein radikaler Nazigegner und in ideologischen Diskussionen der führende Kopf. Er war es auch, der uns vor dem Sadisten Prah! beschützte, als dieser zum Sanitäter in unserer Abteilung bestimmt wurde. «Um Gottes Willen! Das ist ja körperliche Berührung von Ariern mit Jüdinnen», erklärte Hermann da und fragte: «Ist es nicht Rassenschande, wenn Herr Prah! so einer Frau den Finger verbindet?»

Als Sprachrohr für diese Nachricht an den Hallenmeister Schönfeld wurde wiederum ein Herr Schön benutzt, eine weitere kuriose Figur unter den Einrichtern. Er war Anfang fünfzig, extrem dumm, eitel und fand sich sehr schön. Die jungen Mädchen in der Kolonne fragte er ständig: «Bin ich nicht ein gutaussehender Mann?» Alle paar Minuten zog er einen Taschenspiegel aus der Tasche und erblickte darin eine Glatze mit grauem Haarkranz. «Mein Haar sieht doch aber noch schön aus», sagte er dann, «auch wenn es nicht mehr viel ist.» Alle lachten über ihn, die Juden wie die Nichtjuden. Er war so dumm, dass er glaubte, wenn er in die NSDAP einträte, bekäme er die grössten Privilegien, Geld und Gut und müsse nie mehr schwer und schlecht bezahlt arbeiten. Aber nichts davon war in Erfüllung gegangen.

Schulz und Hermann nahmen ihn in die Mangel, diskutierten mit ihm behutsam und hatten allmählich auch Erfolg damit: Schön wurde Nazigegner. Er wurde sogar für würdig befunden, im Sabotagering mitzuarbeiten. «Nein!», erklärte er fest: «Ich habe jetzt begriffen: Die Nazis sind Verbrecher. Meine Eltern und Grosseltern waren immer anständige Leute. In einer Verbrecherorganisation will ich nicht Mitglied sein!» Daraufhin wurde ihm aber klarge-macht, dass er bitte in der Partei bleiben solle, um an interne Informationen aus der NSDAP-Betriebszelle heranzukommen und in begrenztem Masse auch auf diese Zelle einzuwirken. Dabei mussten

Schulz und Herrmann natürlich seine Dummheit ins Kalkül einbeziehen. Sie verstanden es glänzend, seiner Eitelkeit zu schmeicheln.

Am besten war die rassenpolitische Schulung: Da provozierte er durch idiotische Fragen, die auf den Unsinn und die Widersprüche dieser pseudowissenschaftlichen Lehre abzielten. Er selbst wäre dazu intellektuell nicht in der Lage gewesen. Aber die Fragen wurden von Hermann ersonnen, genau formuliert und Herrn Schön zum Auswendiglernen schriftlich mitgegeben.

An den sehr grossen Maschinen durften nach normalen Arbeitsschutzgesetzen nur Männer arbeiten. Bei Siemens aber mussten besonders gross gewachsene jüdische Frauen diese Arbeit tun. Wir nannten sie «die Riesinnen». Die Maschinenteile, die sie anfertigten, waren so gross, dass sie ein schweres Spezialwerkzeug – eine Handkluppe – benutzen mussten, um Gewinde hineinzuschneiden. Den Frauen schmerzten ihre Handgelenke nach einer Weile so sehr, dass sie es kaum aushalten konnten.

Der Einrichter dieser Kolonne wurde Stakowski genannt, hiess aber in Wirklichkeit Sczscowki oder so ähnlich, irgendetwas kompliziertes Polnisches. Stakowski war Nazi und trug ein Parteiabzeichen an seinem Arbeitskittel. Ansonsten war er korrekt, nicht unhöflich, aber sprach kein persönliches Wort mit den Arbeiterinnen. Absolut freundlich erklärte er ihnen, was sie zu tun hatten, ohne jeden Scherz, ohne Lächeln, ohne jede Bemerkung, die nicht zur Sache gehörte.

Das änderte sich, als Stakowski einen Meisterkurs besuchte, in dem sehr viel Theorie verlangt wurde. Zum Erstaunen der Arbeiterinnen seiner Kolonne wusste er, dass eine von ihnen Mathematik studiert hatte. Ganz schüchtern sprach er diese an: «Sie sind doch Mathematikerin, und ich habe da Probleme.» Und dann stellte er ihr – mittels ständiger Scheuerlappentransporte-Fragen, und sie schrieb

die Antworten auf dem Klo auf. Das Eis war gebrochen. Er brachte ihr zum Dank sogar belegte Stullen mit, eine absolute Kostbarkeit. Sie dachte, sie träume, das könne nicht Realität sein, denn wie wir alle hungerte sie schwer.

Allmählich dehnte Stakowski diesen persönlichen Kontakt auf die gesamte Kolonne aus, und er wiederum wurde in die Skatrunden von Schulz, Schön und Hermann einbezogen. Sie trafen sich regelmässig auf dem Arierklo mit ihm und versuchten, ihn zu beeinflussen. Aus einem fanatischen Nazi wurde allmählich ein harmloser Mitläufer, und das war schon viel wert.

Oft verschwanden unsere Einrichter für Stunden auf der Toilette. Sogar Prahel bezogen sie manchmal in ihre Skatrunden mit ein, um dieses Vieh nicht zu isolieren. Und wir waren natürlich solidarisch: Wenn wir eine Panne hatten, bei der die Maschine neu eingerichtet werden musste, wenn Stahl zu schleifen oder auszuwechseln war, baten wir ganz unauffällig irgendeinen anderen Einrichter um Hilfe. Wir wussten sehr genau, wer mit wem befreundet war und an wen man sich wenden konnte.

Unsere Erfahrungen mit diesen regulär bei Siemens beschäftigten Männern waren so gut, dass ich mich oft fragte: «Wie konnte es zu dieser furchtbaren Judenverfolgung kommen? Es gibt hier eigentlich gar keine Antisemiten, die Leute sind doch alle nett.»

Das traf natürlich nicht überall zu. Erstens war Berlin nicht Provinz. Zweitens kam ich nur mit einem bestimmten Ausschnitt der Gesellschaft in Kontakt. Und drittens wurde mir klar: Derselbe Piefke, der einen tödlichen Hass gegen den reichen Juden vom Vorderhaus hegte, der ihn vielleicht einmal bei einem Grundstücksverkauf übervorteilt hatte, und der den innigen Wunsch hatte, dass dieser Mann verschwinde, damit er sich dessen Wohnzimmertep-

pich aneignen konnte – dieser selbe Piefke hatte aber nichts gegen hungernde junge Mädchen, die fleissig arbeiteten, so wie er selbst auch.

Wir Zwangsarbeiterinnen hatten unseren Treffpunkt ebenfalls auf der Toilette. Denn diesen Raum für jüdische Frauen durften die arischen Männer nicht betreten. Oft wurden dort kleine Veranstaltungen abgehalten: Eine Frau, die eigentlich Soubrette hatte werden wollen, führte uns Groteskttänze vor, während wir einen gängigen Schlager sangen und dazu in die Hände klatschten. Und Else Gottschalk, eine der wenigen akademisch gebildeten Kolleginnen, hielt Vorlesungen über spanische Literatur – eigentlich speziell für mich.

In der Werkhalle war sie eine Aussenseiterin, weil sie als Einzige aus Prinzip alle siezte. «Wir dürfen uns nicht auf das Niveau unserer Feinde begeben», erklärte sie dazu, «wir sind doch von Haus aus keine Fabrikarbeiter.» Wegen dieser Distanziertheit galt sie als lächerliche Figur, und auch ich lachte sie aus. Aber insgeheim gab ich ihr recht und suchte den Kontakt zu der etwa vierzigjährigen Frau aus der Kolonne der Riesinnen.

Von ihrer Seite wurde schnell eine stürmische Freundschaft daraus. Oft legte sie mir den Arm um die Schulter und ordnete an: «Sie frühstücken bei mir!» Vom Kontakt mit manchen Kolleginnen riet sie mir ab: «Die sind nichts für Sie!»

Leider war sie auch rasend eifersüchtig. Sie konnte zum Beispiel Edith Rödelshemer nicht leiden, weil sie merkte, dass ich diese Frau verehrte und bewunderte. Die Rödelshemer hatte eine winzige Nase mit einem grossen Abstand zur Oberlippe. Wenn sie sprach, sah man, dass sie riesige Zähne hatte. Ihre Haut war mit einem dichten, hellblonden Flaum bedeckt, und sie trug eine recht ausdrucksvolle dunkle Hornbrille, weil sie kurzsichtig war. «Ich warne Sie, Fräulein Jalowicz. Die Rödelshemer ist eine Hexe!»,

sagte meine neue Freundin zu mir, «die ist gezeichnet durch diese winzige Nase.»

Else Gottschalk war eine arische Glaubensjüdin. Ihr Vater war sehr kurz und sehr leidenschaftlich mit einer Jüdin verheiratet gewesen, die früh gestorben war. Bei seiner zweiten Heirat hatte er von seiner zukünftigen Frau verlangt, dass sie zum Judentum übertrete. Aus dieser Ehe gingen mehrere Töchter hervor, die jüdisch erzogen wurden, aber dann ganz unterschiedliche Wege gingen: Eine hatte einen Juden geheiratet und war nach Amerika ausgewandert. Eine andere war mit einem höheren Offizier verheiratet und hatte dem Judentum den Rücken gekehrt. Else Gottschalk war unverheiratet geblieben. Vor 1933 wollte sie aus der Jüdischen Gemeinde austreten, weil sie Atheistin geworden war. Nach der Machtübernahme durch die Nazis aber bekannte sie sich laut und deutlich zum Judentum und ging aus Solidarität wieder regelmässig in die Synagoge.

Einmal war ich zu ihr nach Hause eingeladen. Sie wohnte in einem grossen, herrschaftlichen Mietshaus mit vergittertem Fahrstuhlschacht in Wilmersdorf. Als ich das Treppenhaus betrat, nahm ich einen ganz charakteristischen Geruch wahr – die unverwechselbare Mischung aus gutem Kaffee und Bohnerwachs. Das gibt es also noch, dachte ich damals: Leute, die richtigen Kaffee kochen und Bohnerwachs von guter Qualität haben.

Else Gottschalk lebte ganz innig und allein mit ihrem Vater zusammen. Das verband mich mit ihr. Ich hatte mir unter diesem hochgebildeten Herrn, von dem sie viel erzählt hatte, einen grossen Mann mit weisser Mähne vorgestellt. Stattdessen stand ich nun einem kleinen Männchen mit Glatze gegenüber. Sie hatte die Angewohnheit, ihm öfter ihre Hand auf den Kopf zu legen. «Lass das doch sein!», sagte er immer wieder.

Als wir beim Kaffee-Ersatz sassen, sagte sie: «Also Papa» – Papa, auf der zweiten Silbe betont – «du wirst sehen, ich habe dir

nicht zu viel versprochen. Fräulein Jalowicz kann diesen primitiven Einrichter, der da aus der Gegend von Bromberg stammt, so glänzend nachmachen, dass ich Tränen gelacht habe. Wir haben ja in diesen Zeiten wenig zu lachen, aber du sollst diese Vorführung nun auch geniessen. Fräulein Jalowicz, wenn ich Sie um eine kleine Kostprobe bitten dürfte?»

Ich lachte geschmeichelt und stand auf. Doch dann hatte ich plötzlich eine Eingebung und sagte: «Nein. Ich will nicht. Ich will diesen schlichten, freundlichen Nazigegner nicht verspotten.» Ich wusste genau, was ich vorführen sollte: Wie Max Schulz mit seinen Holzpantoffeln Polka tanzend durch die Werkhalle lief und sang: «Lass mir ma' nippen, an deine Lippen, lass mir nich' einsam von dir jehn.»

Jetzt stand der glatzköpfige, kleine Mann mit dem durchgeistigten Gesicht ebenfalls auf und sagte: «Else, du hast mir nicht zu viel versprochen. Ich gratuliere dir zu dieser Freundschaft. Du hast einen ausserordentlich wertvollen Menschen gewonnen. Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, dass auch ich die Sympathie, die meine Tochter für Sie hegt, zum Ausdruck bringe.» Am Ende seiner kleinen Ansprache verkündete er: «Ich zeige Ihnen jetzt das Allerheiligste.»

Am Ende des Flurs öffnete er die Tür zu einem kleinen Zimmer, das ringsum mit hohen, sehr staubigen Bücherregalen vollgestellt war. Überall hingen Spinnweben. Es war eine verwunschene Atmosphäre. Herr Gottschalk hatte offensichtlich weder Kosten noch Mühen gescheut, in dieser Kammer buchstäblich alles zusammenzutragen, was an Faust-Ausgaben und an Literatur über Faust aufzutreiben war. Er war ein grosser Goethe-Anhänger und in seiner Freizeit Faust-Forscher.

Wir liessen den Kaffee-Ersatz kalt werden. Und während wir in dieser merkwürdigen Staubatmosphäre zwischen den Spinnweben standen, zog er einzelne Bände aus dem Regal und sprach darüber. Ich war fasziniert und bezaubert.

Irgendwann war es Zeit zu gehen. Wir waren schon in der Diele, als er sagte: «Ich zeige Ihnen noch etwas sehr Kostbares.» Er holte eine chinesische Übersetzung des Faust aus dem Regal und erklärte: «Das ist mir eine grosse Beruhigung: Deutschland hat die deutsche Kultur verraten. Aber in China wird Faust weiterleben.»

3

Mein Besuch bei Nora Schmilewicz wäre eigentlich überflüssig gewesen: Ihr Zimmer in der Urbanstrasse sah genauso aus, wie sie es mir beschrieben hatte. Ich hatte diesen Besuch bei ihr für einen Sonnabendnachmittag verabredet. Vorher hatte ich ein paar Blümchen für sie gekauft, und die hatte ich dann zu Hause vergessen.

Ich war schon fast am Bahnhof, als mir das auffiel. Ich rannte zurück, schloss auf und rief schon in der Diele: «Ich hab meine Blumen vergessen.» Ich wusste, dass Hannchen Koch wie jeden Sonnabend bei uns zu Besuch war.

«Bitte geh nicht weg», hatte mein Vater mich vorher noch gebeten.

«Ich bin jeden Sonnabend hier, wenn sie kommt, und Stunden und Stunden dabei!», hatte ich erwidert. Diese Besuche waren eine Höllenqual.

Meine Eltern waren mit Hannchen und Emil Koch, die in unserem ehemaligen Sommerhäuschen in Kaulsdorf lebten, seit vielen Jahren bekannt. Er war Feuerwehrmann, und sie arbeitete in einer Wäscherei – sie waren einfache Leute, aber Nazigegner, die stets zu uns gehalten hatten.

Seit dem Tod meiner Mutter kam Hannchen Koch jeden Sonnabend zu uns. Sie sass dann den ganzen Tag in dem engen Zimmer bei uns herum, und das angeblich aus Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe. In Wirklichkeit aber hatten wir die Aufgabe, sie zu unterhalten. Und so planten wir vorher oft ein regelrechtes Programm, wer wann was erzählen könnte: «Dieses Thema könnte eine halbe Stunde dauern, währenddessen kann der andere abschalten», kalkulierten wir. Niemandem in unserer Umgebung war entgangen, dass

Hannchens Interesse vor allem meinem Vater galt, auch ihrem Ehemann nicht.

Als ich jetzt in die Wohnung zurückkehrte, war die Tür zu unserem Zimmer von innen abgeriegelt. «Mach mal auf, ich habe meine Blümchen vergessen», rief ich.

Die Tür öffnete sich, und der nackte Arm meines Vaters reichte den Strauss durch den Türspalt. «Musste das sein?!», fragte er sehr scharf.

Noch als ich abends zurückkam, war er wütend: «Lieferst du mich dieser Person aus? Lohnt es, mich einer solchen Gefahr auszusetzen, wo doch keinerlei Zuneigung vorhanden ist, sondern Ekel?» Das war der einzige Ausbruch in dieser Angelegenheit, den ich je von ihm erlebte.

Wenige Monate später, am 18. März 1941, starb mein Vater. Er muss es vorher geahnt haben. Über seinen Tagebuchnotizen, die er zum Schluss in Oktavheftchen für fünf Pfennig schrieb, stand weni-



Johanna und Emil Koch bei ihrer Hochzeit im Jahre 1929.

ge Tage vor seinem Tod die Überschrift: «Wie auf hoher See». Da muss er sich gefühlt haben, als wäre er seekrank. Er habe sich einen Augenblick hingelegt, ihm sei ganz schwindelig gewesen, vermerkte er, und dann sei es vorbeigegangen. Aber ihm war klar: Es ging um Leben und Tod.

Als er starb, war ich nicht zu Hause. Ich war zum ersten Mal seit Beginn der Zwangsarbeit krankgeschrieben, und das in Folge einer Begegnung mit der jüdischen Ärztin Helene Gutherz. Als ich am Bahnhof Alexanderplatz ein paar Worte mit ihr wechselte, meinte sie sofort: «Sie husten ja! Ich schreibe Sie krank. Jeder von uns braucht doch mal ein paar Tage Ruhe.» Das nahm ich gerne an. Was sie nicht sagte: Sie war dringend auf meinen Krankenschein angewiesen, weil sie kaum noch Einkünfte hatte.

An diesem 18. März 1941 war ich frühmorgens zum Vertrauensarzt von Siemens einbestellt worden. Frau Koch hatte für den Vormittag ihren Besuch bei uns angekündigt, und ich nahm an, dass ich mittags wieder zu Hause wäre. Mein Vater und ich wollten mit ihr zum Mittagstisch von Danziger gehen, um ihr das mal vorzuführen – obwohl Nichtjuden ein solches Lokal normalerweise nie aufgesucht hätten.

Als ich am Alexanderplatz am Bahnhof die Treppe herunterkam, sah ich Frau Koch dort stehen. Sie war leichenblass. «Wartest du hier schon lange?», fragte ich sie erstaunt.

«Seit einer Stunde ungefähr», antwortet sie. Sie wollte mich schonend vorbereiten, aber das tat sie sehr ungeschickt. «Der Vaddi», sagte sie immer wieder, was mich reizte, weil es maniert war und nicht ihrem wirklichen Berliner Dialekt entsprach, «der Vaddi gefällt mir nicht.»

«Was soll denn das heissen?»

«Dem Vaddi geht es gar nicht so gut.» In diesem Stil redete sie auf mich ein, bis wir in der Prenzlauer Strasse 9 ankamen. Dort kam mir Tante Grete schon im Hausflur entgegen. «Dein Vater ist krank.

Dein Vater ist schwer krank. Es ist hoffnungslos. Er ist tot», stammelte sie. Sie sagte das wirklich in dieser Reihenfolge. Merkwürdigerweise erschütterte mich das Wort «hoffnungslos» mehr als dieses endgültige «Er ist tot».

Es waren inzwischen – telegraphisch herbeigerufen – auch Emil Koch und meine Tante Sylvia Asarch gekommen, die Tochter von Doris Schapiro. Die ganze Familie und insbesondere mein Vater hatten sie nie besonders gemocht; sie galt als anspruchsvoll und verzogen und benahm sich Jahrzehnte nach ihrer Flucht aus Russland noch wie eine reiche Gutsherrin.

Frau Koch brach in Weinkrämpfe aus. Ihr Mann stand steif daneben. Ihm war klar, dass es alle wussten: Seine Frau brach zusammen, weil ihre grosse Liebe tot war.

Sylvia, die eine Menge Lebenserfahrung hatte, erfasste diese Situation sehr schnell. Sie war es, die sich nun um Emil kümmerte: Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände, bewegte ihn sanft hin und her und sagte nach russischer Art immer wieder: «Nu, nu, nu. Ein ganz besonderer Mann sind Sie! Ein einzigartiger Mann!» Er habe eben eine ungewöhnliche, eine geniale Frau vom Format der grössten Filmstars, und er liebe sie mit ihrer Liebe – mit solch albernen Komplimenten redete sie immer weiter auf ihn ein. Dabei bestäubte sie seine Feuerwehruniform mit dem leicht lila getönten Puder, das sie stets im Gesicht trug. Ihr Auftritt ermöglichte es ihm schliesslich, nun auch um seinen Freund zu trauern. Zur Eifersucht war ja auch wirklich kein Anlass mehr.

Als alle wieder weg waren, kümmerte ich mich zusammen mit Grete um das, was jetzt zu tun war. Die Beerdigung sollte schon am übernächsten Tag stattfinden. Die Todesanzeigen konnten wir kostenlos bei einem ehemaligen Mandanten meines Vaters drucken lassen. Spät abends brachten wir die Briefe noch zum Hauptpostamt. Tante Grete war stark kurzsichtig und lief sehr unsicher durch

die verdunkelten Strassen. Ich musste sie stützen, damit sie nicht stolperte und fiel. Während ich sie an meinem Arm nach Hause geleitete, dachte ich verzweifelt: Das ist mein Lebensschicksal, dass ich andere stützen muss. Mich stützt nie jemand.

Zur Beerdigung kamen erstaunlich viele Leute. Ein Vertreter des Palästina-Amtes leierte fünf Minuten lang Standardphrasen über die «Beerdigung eines Veteranen» herunter, ohne ein einziges individuelles Wort über meinen Vater zu verlieren. Ich hätte Lust gehabt, den Mann zu ohrfeigen und zu sagen: «Hören Sie auf damit!» Denn ich wusste sehr genau, dass es nicht mit rechten Dingen zugegangen war, als man meinem Vater die Chance nahm, nach Palästina auszuwandern.

«Ich will in diesem verruchten Lande nicht sterben», hatte er zu mir gesagt. Das war auch die Begründung dafür, dass er es abgelehnt hatte, eine Grabstelle zu kaufen: «Wir wandern aus, wozu denn? Das ist rausgeschmissenes Geld.» Er hätte in Wirklichkeit aber auch keinen Pfennig dafür übrig gehabt. So konnte ich ihn nicht neben meiner Mutter beerdigen lassen. Er bekam eine Grabstelle ganz hinten an der Mauer des Friedhofes Weissensee.

«Wer sein Herz verhärtet, stürzt ins Unglück» – diese Botschaft aus der Trauerrede von Rabbiner Singermann war vor allem für mich bestimmt. Jedenfalls empfand ich das so. Singermann kannte mich ja recht gut. Er redete mir buchstäblich ins Gewissen.

Bis zur Beerdigung war ich einigermaßen gefasst und ruhig gewesen. Erst danach brach ich zusammen. Ich war nur noch in Tränen aufgelöst. Dieser plötzliche Verlust und dieses völlige Alleinsein waren entsetzlich für mich. Ich weinte auf offener Strasse, als mir die Mutter meiner Mitschülerin Leni Riemer entgegenkam. «Frau Riemer, Frau Riemer! Mein Vater ist plötzlich gestorben!», schluchzte ich.

«Ja, ja», sagte diese, ging weiter, drehte sich um und sagte völlig

emotionslos: «Gott tröste Sie.» Und da verstand ich: Die meisten Menschen waren egoistisch und nur mit sich selbst beschäftigt, und das erst recht in diesen Zeiten. Ich musste mich nach aussen hin zusammenreissen und sofort erwachsen werden.

Wenige Tage nach dem Tod meines Vaters hatte ich einen sehr intensiven, entsetzlichen Angsttraum: Wir beiden rannten eine asphaltierte Strasse entlang. Verfolger waren hinter uns her. Ich kam sehr schnell voran, aber mein Vater lief neben mir auf einer Leimrute. Er hatte Filzpantoffeln an, etwas, was er in der Realität nie besessen hatte. Alle zwei oder drei Schritte blieb ein Pantoffel kleben, so dass er stehen bleiben musste. Jedes Mal löste ich den Pantoffel wieder von der Leimrute. Er stieg wieder ein, ging ein paar Schritte, ich rannte vorweg – und dann wiederholte sich daselbe. «Renne doch, mein Kind. Ich kann nicht, du siehst doch, ich bleibe hier kleben. Renn einfach los!», bat er mich.

«Nein!», sagte ich, «ich lasse dich nicht im Stich! Nie!»

Das wiederholte sich auf qualvolle Weise immer wieder. Endlich wachte ich auf. Und plötzlich hatte ich die Gewissheit, dass mein Vater gestorben war, um mir den Weg freizugeben. Dass ich leben durfte, leben sollte und leben würde, weil er es so gewollt hatte.

Ich liess mich von meiner Ärztin Dr. Gutherz sofort wieder krankschreiben. Und wieder wurde ich bald darauf zum Vertrauensarzt von Siemens vorgeladen. In kurzen Worten erzählte ich ihm, was nach meinem letzten Besuch bei ihm passiert war: Dass ich meinen Vater zu Hause tot vorgefunden hatte. «Das Äusserste, womit ich Ihnen helfen kann, ist eine Krankschreibung für noch einmal zehn oder vierzehn Tage», sagte er da. Für Kriegszeiten war das schon ein erstaunlich langer Zeitraum.

Ich brauchte diese Zeit aber unbedingt, um meine Angelegenheiten zu regeln. Dazu gehörte die kleine Pension, die mein Vater

für seine Tätigkeit als Notar bekommen hatte. Diese Zuwendung gab es für Juden nur in Ausnahmefällen, wenn sie ehemalige Frontkämpfer waren und kein anderes Einkommen mehr hatten: achtzig Mark im Monat, genehmigt vom Kammergerichtspräsidenten persönlich. Wir hatten von diesem Geld unsere Grundkosten – Miete, Licht und so weiter – bezahlt. Es war ein Privileg, über das wir mit niemandem sprachen.

Mit dem Betrag, den der Geldbriefträger mir übergab, ging ich direkt zum Kammergericht. Ich wollte anbieten, das Geld zurückzugeben, aber gleichzeitig darum bitten, dass ich die Pension behalten könnte. Da ich ja schlecht verlangen konnte, dass man mich zum Präsidenten vorlies, sagte ich bei der Anmeldung: «Ich möchte die Vorzimmerdame des Kammergerichtspräsidenten sprechen – persönlich.»*

Diese junge Dame fühlte sich dadurch wohl sehr geehrt. Sie war blond, schlank und trug ihr Haar in einem sogenannten Hitlerknoten. Ich blieb in zwei Metern Entfernung vor ihrem Schreibtisch stehen, hielt das Geld in der Hand und erklärte: «Ich bin redlich. Es hätte sicher niemand gemerkt, wenn ich dieses Geld behalten hätte.» Dann schilderte ich ganz knapp und kurz meine Lage.

«Ach! Ach!», «Ach Gott!», «Ach, Sie tun mir leid!», «Ach, stehen Sie doch nicht in militärischer Haltung da», sagte sie sehr betroffen. Sie trug eine Elfenbeinkette, auf der sie währenddessen verlegen herumkaute. Dann meinte sie: «Warten Sie hier einen Augenblick, ich gehe rein. Ich kriege den Chef rum!»

Nach zwei Minuten kam sie strahlend wieder heraus und sagte: «Sie kriegen die Pension weiter. Aber es gibt überhaupt keine juristische Grundlage dafür. Und einen solchen Präzedenzfall zu schaf-

* Kammergerichtspräsident war von 1933 bis 1942 Heinrich Hölscher (geb. 1875).

fen wäre eine Katastrophe. Sie dürfen also mit keinem Menschen darüber reden.»

Ich bedankte mich sehr und versprach ihr natürlich zu schweigen. Bei mir dachte ich: Nicht nur unsere Feinde haben Vorurteile gegen uns, sondern auch wir haben Vorurteile gegen alle Nichtjuden. Die Dame war so sympathisch und hilfsbereit. Warum standen wir uns denn in totaler Fremdheit gegenüber?

Dieses Kettekauen hatte mich so beeindruckt, dass ich zu Woolworth ging und mir für fünfzig Pfennig die billigste Kette kaufte, die es dort gab. Ich wollte diese unsagbar scheussliche, himbeerrote Kette haben, um sie in den Mund zu nehmen, das war wie ein Zwang. Als meine Freundin Irene Scherhey das sah, fragte sie: «Bist du verrückt? Was ist denn das für eine Scheisskette? So etwas habe ich bei dir doch noch nie gesehen.»

«Na ja», sagte ich, «die hab ich irgendwo noch liegen gehabt.» Und dann schmiss ich sie weg.

Nach Wochen kehrte ich zurück zur Zwangsarbeit. Es hatte sich einiges geändert. Edith Rödelsheimer, die eine Weile als Lohnschreiberin eingesetzt worden war, durfte diese gehobene Funktion nun nicht mehr ausüben, weil sie Jüdin war. An ihrer Stelle hatte ein Fräulein Lorenz, eine ungelernete Arbeiterin aus einer anderen Abteilung, diese Aufgabe übernommen. Sie hatte zwar Schwierigkeiten mit dem Lesen und Schreiben, war aber dafür arisch. Und die Musikwissenschaftlerin Rödelsheimer musste stattdessen an einer Stanzmaschine eine Arbeit machen, die normalerweise von Automaten verrichtet wurde. Durch die einseitige Belastung schmerzte ihr Arm furchtbar. Aber sie war froh, dass ihr keinerlei Aufmerksamkeit mehr abverlangt wurde. In Gedanken sang sie ganze Opernpartituren von A bis Z nach.

Mit unserem Werkmeister, dem SS-Mann Schönfeld, hatte ich nach meiner Rückkehr eine lange Unterhaltung. Ich ging in die

Meisterbude, um ein Stück «abnehmen» zu lassen, wie man das im Fabrikjargon nannte: Der Meister musste sein Plazet geben, dass die Maschine richtig eingerichtet und die Anfertigung dieses Teils in Ordnung war, um dann mit der Produktion einer vorgeschriebenen Stückzahl zu beginnen.

«Und, Sie waren krankgeschrieben?», fragte er, während er eine Schraube gegen das Licht hielt. Seine Stimme klang sorgenvoll. In dem Glaskasten, aus dem heraus er die ganze Halle überblicken konnte, wurden wir natürlich beobachtet. «Mein Vater ist gestorben», antwortete ich. Er sah mich mit grosser Intensität und Mitgefühl an und kondolierte lautlos. Die Hand konnte er mir nicht reichen, aber allein dieser Blickkontakt wurde von meinen Kolleginnen draussen bemerkt.

Ich fasste mir ein Herz. «Ich möchte entlassen werden», sagte ich: «Aber ich kann als Zwangsarbeiterin ja nicht kündigen.»

«Warum wollen Sie denn von uns weg?»

«Ich will mich retten.»

«Aber ich halte das nicht für gut. Sie werden doch sofort woandershin vermittelt. Sie werden nirgendwo anders eine so nette Kolonne finden. Ich habe meinen besten Einrichter für die nettesten Mädchen ausgesucht.» Er schien sich wirklich Gedanken um mich zu machen. «Was wollen Sie denn ganz alleine?», fragte er weiter, «da draussen sind Sie ja allein in der Eiswüste.»

«Ich will in die Eiswüste, und ich will allein sein. Denn ich sehe, worauf das hier alles hinausläuft. Sie werden uns deportieren, und das ist für alle das Ende», sagte ich. Er nickte sehr flüchtig, sehr unauffällig mit dem Kopf. «Wir Rüstungsarbeiter werden auch nicht ewig davor geschützt sein», fuhr ich fort.

«Gut», sagte er schliesslich, «ich werde das veranlassen. Wir kündigen Ihnen wegen Krankheit. Und ich wünsche Ihnen Glück und Segen auf ihrem Weg durch die Eiswüste.»

Das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten.

Draussen wurde ich gefragt: «Du hast dich ja stundenlang mit dem Schönfeld unterhalten. Und der hat irgendwas gegen das Licht gehalten, als wäre es eine Christbaumkugel. Was soll denn der Blödsinn?»

Ich antwortete: «Mit der Schraube war irgendwas komisch.» Ich weiss sogar noch, dass es eine Messingschraube war.

Und dann geschah ein Wunder: Else Gottschalk, meine akademisch gebildete Freundin aus der Kolonne der Riesinnen, bekam die Erlaubnis, nach Amerika auszuwandern. Sie nahm eins der allerletzten Schiffe, bevor die Falle endgültig zuschnappte.

Als sie alle Papiere beisammen hatte, kam sie noch einmal in die Fabrik, ohne Kittel, ohne die typische Arbeitskleidung, in einem hellen, eleganten Staubmantel und mit einem sehr damenhaften Hut. Sie ging durch die ganze Halle, um ihren Schlüssel zum Garderobenschrank abzugeben. Sie sagte dieser und jener Bekannten und auch ihrem Einrichter auf Wiedersehen, Letzterem natürlich ohne Handschlag. Es war der Mann mit dem Parteiabzeichen am Kittel.

Auf dem Rückweg ging sie, ohne nach rechts und links zu gucken, noch einmal durch unsere Werkhalle. Nein, sie ging nicht: Sie schritt stolz und frei durch den ganzen langen Gang. Alle unterbrachen ihre Arbeit für Sekunden, wendeten den Kopf und guckten ihr nach. Ich glaube, niemand hat ihr diese Befreiung missgönnt. Aber ich habe nie wieder so viele konzentrierte Sehnsuchtsblicke gesehen.

Dann ging die Tür auf, sie war draussen, und ich dachte: Unvergesslich! Da haben zweihundert Frauen in unermesslicher Sehnsucht nur ein Wort gedacht: Freiheit! Es war ein Chor, der absolut geräuschlos lauter dröhnte als die lärmendste Nazipropaganda.

4

Schon kurz nach Beendigung der *Schiwe*, der siebentägigen Trauerzeit nach dem Tod meines Vaters, war unserem Zimmerwirt Georg Ernsthal die Wohnung gekündigt worden. Jüdische Mieter wurden jetzt überall auf die Strasse gesetzt. Einen Mieterschutz gab es für uns nicht mehr. Ich musste mir also ein neues Quartier suchen, und das wurde immer schwieriger.

Schliesslich kam ich bei einer jüdischen Familie in der Schmidstrasse 26 unter, in einer Slumgegend im Norden von Kreuzberg, auf der Grenze zu Berlin-Mitte. Siegfried und Franziska Jacobsohn hatten zwei halbwüchsige, sehr nette Kinder: Hilde und Werner. Das möblierte Zimmer, das ich bei ihnen mietete, war hingegen ein trauriger Witz: Es war schmal wie ein Handtuch und düster, denn die Strasse war so eng, dass nie die Sonne hereinschien. Die ganze Trostlosigkeit meiner Lage konzentrierte sich in diesem Raum. Die Möblierung, die ich vorfand, bestand aus einem winzigen Tischchen mit einem Stuhl, einer riesigen Umzugskiste und einem Klavier ohne Saiten, das den Durchgang zum ebenfalls vermieteten Nebenraum versperrte.

Frau Jacobsohn hatte anfangs sogar noch Geld für diese «Teilmöblierung» haben wollen. Dagegen hatte ich mich aber erfolgreich gewehrt. In einem Schulheft setzte ich einen seitenlangen Vertrag auf und zeigte diesen meinem Vormund, dem Rechtsanwalt Moritz Jacoby. Der ehemalige Kompagnon meines Vaters konnte gar nicht aufhören zu lachen, als er dieses Vertragswerk sah, das so ausführlich war, als wollte ich ein Millionenobjekt mieten oder verkaufen.

Ich besorgte mir dann mit Hilfe von Tante Grete, die ehrenamtlich bei der Jüdischen Gemeinde tätig war, die notwendigsten Mö-

bel. Neben einem Bett bekam ich ein sogenanntes Zylinderbüro, einen Schreibrack mit einem abschliessbaren, halbrunden Fach. Darin verschloss ich meine paar Lebensmittel. Das war leider nötig. Frau Jacobsohn war nämlich neidisch, wenn ich zum Beispiel von meinen wenigen Fleischmarken Wurst kaufte.

«Aber Frau Jacobsohn, Sie haben stattdessen Fleisch», sagte ich.

«Ja, aber Wurst...meine Kinder hungern!» Ich verstand sie, aber schön war es nicht. Dennoch freundeten wir uns allmählich miteinander an und unterhielten uns oft sehr lange. Ich hatte ja viel Zeit, seit ich nicht mehr jeden Tag zu Siemens fuhr.

Nur Geld hatte ich nicht. Ich verdiente nichts mehr, und die Pension, die ich an meines Vaters Stelle bekam, reichte für Miete und Strom, aber für viel mehr nicht. Ich war so verarmt, dass ich meine Kohlekarten verkaufte, um mir Lebensmittel leisten zu können. Dabei wurde es im Winter barbarisch kalt. Aber ich hatte beschlossen, lieber zu hungern und zu frieren und manche Mahlzeit einfach zu verschlafen, als meine Kraft in der Zwangsarbeit zu verschwenden.

Zu den Ersten, die im Herbst 1941 den Deportationsbefehl bekamen, gehörte meine Tante Grete. Die Tage vor ihrem Abtransport waren schlimm. Eine Bekannte redete mir zu, ich solle mit ihr gehen. Wir Jungen müssten im Konzentrationslager den Alten beistehen. Aber mein Instinkt sagte mir schon damals: Wer dorthin fährt, geht in den Tod.

Auch Tante Grete fragte mich, ob wir nicht zusammenbleiben wollten: «Willst du nicht freiwillig mitkommen? Früher oder später sind doch alle dran.»

Es war sehr schwer für mich, Nein zu sagen. Ich kam mir harteherzig vor. «Du kannst dich nicht retten. Aber ich will alles Er-

denkliche versuchen, mich zu retten», so etwas konnte ich ihr nicht sagen. Aber ich dachte es.

Grete war eine schreckliche Kratzbürste, aber im Grunde war sie immer die Gütigste und Grosszügigste in unserer ganzen Familie gewesen. Nach dem frühen Tod meines Grossvaters hatte sie sehr energisch und klug dessen Speditionsunternehmen weitergeführt. Nachdem der Betrieb im Ersten Weltkrieg dann doch in Konkurs gegangen war, hatte sie sich als Lehrerin für Stenographie und Maschinenschreiben durchgeschlagen und ein Schreib- und Vervielfältigungsbüro aufgebaut. Sie hatte hart gearbeitet, um nicht nur sich selbst, sondern auch Onkel Arthur zu ernähren. Nach dem Tod meiner Mutter waren mein Vater und ich häufig bei ihr zu Gast. Ich fand es immer selbstverständlich, dass sie sich um uns alle kümmerte, und bedankte mich allenfalls flüchtig dafür.

In den letzten Tagen vor ihrer Deportation sassen wir ständig zusammen. Stunde um Stunde zerriss sie alte Fotos, die sie nicht mitnehmen durfte, aber auch nicht zurücklassen wollte. Damals erzählte sie mir: «Ich habe dich mehr geliebt als deine Mutter, aber mir war es ja nie beschieden, einen Mann zu finden und ein Kind zu haben.» Sie gestand mir noch etwas anderes: «Einen Mann habe ich zeitlebens sehr gern gehabt. Er ist von allen Frauen geliebt worden und hat meine Neigung absolut nicht erwidert. Es war dein Vater. « Ich liess mir nicht anmerken, wie sehr mich diese Bemerkung erschütterte.

Einer ihrer vielen Kunden, der mit Tante Grete auch persönlich befreundet war, war Herr Hidde. Er betrieb einen Pavillon für Radioreparaturen auf dem Alexanderplatz. Weil er riesengross, ungeheuer dick und wuchtig war, erwartete man einen dröhnenden Bass von ihm, aber er sprach mit hoher Fistelstimme.

Natürlich war Hidde ein Nazigegner. Als Tante Grete den Deportationsbefehl bekam, sagte er: «Eger, ich gebe dir mein Ehrenwort:

Wenn die es wagen, dich wegzubringen, dann habe ich die längste Zeit meine Werkstatt betrieben. Du hast für mich den ganzen Büro-krempel gemacht, alleine kann ich's nicht, andere Leute will ich nicht. Können wir nicht beide zum Nordpol auswandern? Ich fange Walfische, und du kochst sie in koscherer Sosse.»

«Hidde, hör auf zu quatschen. Das alles ist bitterernst», antwortete Tante Grete.

Diese letzten Dialoge vor ihrer Deportation waren zutiefst tragisch und zugleich komisch. Mit einem weinerlichen Gesichtsausdruck erzählte sie mir immer wieder: «Ich lege an dem Tag, an dem sie mich holen kommen, einen Abschiedsbrief für dich unter die Fussmatte.» Mindestens zehnmal sagte sie mir: «Denk an den Matte-Brief!»

Sie tat mir unsagbar leid, und ich hätte ihr so gern geholfen, aber ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich war sogar ein bisschen erleichtert, als es zu Ende war. Ihre Wohnung wurde versiegelt, und ich holte den Matte-Brief ab: In Schönschrift hatte sie darin aufgeschrieben, dass unsere Familie immer redlich und rechtschaffen gewesen sei und dass ich auch redlich und rechtschaffen bleiben solle. Sie flehe Gottes Segen für mich herbei und so weiter. Und ich dachte: Meine Güte. So viel Theater um diesen Brief.

Ich las ihn dreimal durch, dann zerriss ich das Blatt Papier. Als ich aus der Prenzlauer Strasse in die Schmidstrasse zurücklief, schämte ich mich. Ich fand, ich sei nicht traurig genug über den Abschied von Tante Grete.

Verzweifelte Menschen zieht es ans Wasser. So stellte ich es mir jedenfalls vor, ich war mit meinen neunzehn Jahren ja noch immer sehr naiv. Also ging ich zur Spree hinunter, beugte mich über das Geländer und stöhnte theatralisch. Und dann kam so eine Ziege mit Federhut vorbei, sah mich an, bemerkte den Stern und verkündete: «Ach so, na dann, dann macht es ja nichts.» Einer Jüdin brauchte

diese Nazisse ihren Beistand nicht anzubieten. In diesem Moment ging mir ein Licht auf. «Schluss mit dem Theater!», sagte ich mir, «nie wieder im Leben so ein künstliches Drama!»

Ein paar Tage später lief ich über den Alexanderplatz und sah: Hidde hatte es wahrgemacht. Seine Werkstatt war geschlossen. Im Schaufenster stand ein grosses Schild: «Wegen Mangel an Ersatzteilen bleibt mein Betrieb bis zum Endsieg geschlossen.» Diese Formulierung wurde ganz offensichtlich als Hohn aufgefasst: Die Leute blieben stehen, feixten und freuten sich.

Als ich das nächste Mal dort vorbei ging, war das Schild wieder weg. Ich blieb einen Moment vor dem Laden stehen und sah mich unschlüssig um. Ein Passant sprach mich an: «Sie wundern sich, wo das Schild ist?», fragte er: «Die Partei war hier, er musste das rausnehmen. Die haben gesagt, er will ganz Deutschland verschleiern.»

«Ach», sagte ich, «das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. «

Grete wurde im Oktober 1941 nach Litzmannstadt deportiert. Diesen Namen hatten die Nazis der polnischen Stadt Lodz verpasst. Ich bekam nur noch ein einziges Lebenszeichen von ihr. Ich schickte ihr nämlich zweimal zehn Mark. Das war für meine damaligen Verhältnisse jeweils ein Vermögen. Beim ersten Mal bekam ich noch eine von ihr selbst unterzeichnete Bestätigung, dass sie das Geld erhalten hatte. Danach hörte ich nichts mehr. Es kursierte bereits das Gerücht, diese Sendungen würden die Empfänger nie erreichen.

Tante Grete hatte mir ihrerseits alles, was sie besass, zugebracht. In der Prenzlauer Strasse hatte sie eine Sammlung von wundervollen Erbstücken aus dem alten Russland aufbewahrt, vor allem Porzellan und Gläser. Natürlich habe ich nichts davon jemals wiedergesehen.

Unser Werkhallenmeister Schönfeld hatte mich ja gewarnt: Man würde mich wieder zur Zwangsarbeit einziehen. Ich konnte mich zwar jeweils für zehn oder vierzehn Tage krankschreiben lassen. Aber ich bekam bald auch wieder Aufforderungen vom Arbeitsamt.

Den ersten Brief ignorierte ich einfach. Das war eine masslose Frechheit gegenüber den Behörden, die mit der subalternen Gesetzesfurcht aller Bürger rechneten. Dann kam wieder eine Karte, diesmal mit der Aufschrift «Zweite Aufforderung». Damit ging ich zum Arbeitsamt und sagte: «Wie komisch! Hier steht drauf: ‚Zweite Aufforderung‘ Ich habe nie eine erste bekommen.»

Man vermittelte mich in eine Spinnerei, einen kleinen Betrieb mit einer sogenannten Judenabteilung. Vorher war eine frauenärztliche Untersuchung angesetzt, aus welchen Gründen auch immer. Ein älterer Gynäkologe, frei praktizierend in der Wühlischstrasse, hatte uns Frauen und Mädchen alle gleichzeitig dazu einbestellt und liess uns stundenlang warten. Dort traf ich die siebzehnjährigen Zwillinge Hannelore und Rosmarie Herzfeld, die ich flüchtig kannte. Die beiden waren zwei Jahre jünger als ich, verhielten sich schüchtern und respektvoll und behandelten mich wie eine Tante. Sie machten sogar einen Knicks.

Als die erste jüdische Frau aufgerufen war, gab es eine Schwierigkeit bei der Untersuchung. Der Arzt kam ins Wartezimmer und fragte: «Habt ihr alle so eine volle Blase, dass ich da gar nicht rein komme?» Wir antworteten: «Wir können nicht auf die Toilette gehen – denn hier gibt es nur eine Patiententoilette, und wir wissen nicht, wo das Judenklo ist.»

Da schnauzte er uns ordinär an: «Ihr Idioten! Pisse ist Pisse, und Scheisse ist Scheisse! Das ist bei allen Menschen gleich! Jetzt geht ihr alle nacheinander pinkeln.»

Und dann kamen die Zwillinge dran. Er kam aus dem Untersu-

chungszimmer und brüllte: «Hochinteressanter Fall! Eineiige Zwillinge, beide Jungfrauen, siebzehn Jahre! Ihr müsst alle reinkommen!» Seine Frau und vier oder fünf andere Damen in guten Seidenkleidern – ein Kaffeekränzchen – sahen sich das dann an. Und ein Handwerker, der den Kopf senkte und verlegen seine Mütze in der Hand knetete, weil ihm das unsagbar peinlich war.

Die Arbeit in der Spinnerei war fürchterlich. Ich wurde zur Nachtschicht eingeteilt und musste auf absolut finsternen Strassen meinen Weg zur Arbeit gehen. Immer stolperte ich in der Dunkelheit oder fiel sogar hin. Auch die Halle, in der wir arbeiteten, war sehr schlecht ausgeleuchtet.

Wir Arbeiterinnen standen, viele Meter voneinander entfernt, vor einer langen Wand, auf der ich immer wieder neue Spindeln aufzustecken und die Maschine einzuschalten hatte. Beim ersten Mal riss sofort der Faden. Die Vorarbeiterin brüllte: «Das grenzt an Sabotage! Dämliches Vieh!»

Nach ein paar Tagen ging ich ins Büro und sagte zu einer jüngeren Büroangestellten: «Ich will ja wirklich mein Bestes geben, aber ich bin nervenkrank, mir reissen ständig die Fäden. Ich hab sehr viel durchgemacht in der letzten Zeit. Sie haben mit mir nichts als Ärger. « In diesem Moment kam die Vorarbeiterin herein und pöbelte sofort los: «Rausschmeissen muss man die Judensau, dieses dämliche Schwein, die ist nicht mal das Anspucken wert!» Nachdem sie eine Kleinigkeit im Büro erledigt hatte, verliess sie den Raum. Ich sagte: «Ja bitte, entlassen Sie mich doch. Ich darf nämlich nicht kündigen. «

«Ach so!», antwortete die Büromitarbeiterin, «das wusste ich nicht. Na gut, entlassen wir Sie. Ihre Vorarbeiterin hat ja gesagt, dass Sie unfähig sind.» Sie stellte mir sofort meine Papiere aus und wünschte mir freundlich alles Gute.

Aber ich wurde natürlich beim Arbeitsamt gemeldet. Und so bekam ich wieder eine Aufforderung, und die verbummelte ich er-

neut. Und dann kam die zweite, und ich dachte, dass ich bei der dritten Karte wieder hingehen müsste. Aber es kam anders.

Bis vor Kurzem war mein Zimmernachbar bei den Jacobsohns Harry Kaplan gewesen, ein Trompete spielender Kellner. Als er zur Deportation abgeholt worden war, hatte ich mich vor unsagbarer Angst und Verzweiflung einfach ins Bett gelegt und mir die Decke über den Kopf gezogen. Jetzt klingelte es, als ich alleine zu Hause war, wieder einmal an der Tür. Der Briefträger wollte ein Einschreiben für Herrn Kaplan abgeben. Ich sagte: «Der ist nicht da. Der ist abgeholt worden.»

«Ach so! Da weiss ich, was ich schreiben muss: Unbekannt in den Osten verzogen», sagte der Briefträger, ein älterer Mann.

«Und hier habe ich noch etwas. Hier muss auch ein Fräulein Jalowicz wohnen.» Ich erkannte den Umschlag sofort: Es war eine neue Aufforderung vom Arbeitsamt.

«Da schreiben Sie auch drauf: Unbekannt in den Osten verzogen», sagte ich schnell.

Und so wurde ich aus der Kartei des Arbeitsamtes gelöscht, weil ich die Frechheit hatte, den Behörden mitzuteilen, dass ich bereits deportiert sei.

5

Mit Ruth und Nora traf ich mich oft am Wochenende. Wir gingen zusammen spazieren, und sie erzählten mir Neuigkeiten aus der Werkhalle. So erfuhr ich zum Beispiel, wie die Einrichter bei Siemens reagiert hatten, als im September 1941 eine Polizeiverordnung herauskam, nach der alle Juden in der Öffentlichkeit einen gelben Stern tragen mussten.

Schulz und Hermann waren natürlich empört gewesen. Auch der Nazi Stakowski fand, das könne man doch nicht machen. Und zwei Männer namens Strahl und Bedurcke, die ich immer miteinander verwechselt und für tiefbraun und sehr beschränkt gehalten hatte, hatten sehr vernehmlich gebrabbel: «Wir werden von Verbrechern regiert!» Einer von ihnen hatte Verwandtschaft auf dem Land und versorgte die Mädchen von nun an gelegentlich mit belegten Stullen.

Für meine Spaziergänge mit Ruth und Nora entwickelte ich nach und nach einen ganz besonderen Plan: Ich wollte diese Wege nutzen, um die Stadt Berlin und ihre Bewohner genau zu erforschen. Meine Freundinnen machten dieses soziologische Testspiel nicht gern mit, aber mir zuliebe taten sie es. Nora arbeitete die Routen zu verschiedenen Orten in der Stadt aus, die stets weit von unserem Ausgangspunkt entfernt lagen. Dazwischen lagen verschiedene Stationen, an denen ich einen Schupo nach dem Weg fragen wollte.

So ging ich, von diesen beiden blendend hübschen Mädchen umrahmt, durch die Strassen. Manche älteren Leute starrten uns drei an und sagten: «Welch ein Jammer! Diese schönen Mädchen müssen den Judenstern tragen!»

Die Polizisten hatten auch ihre Freude an uns: «Na, ihr Hübschen?», fragten sie.

Ich stellte mich dann genauso vor, wie es das Gesetz verlangte: «Ich bin Jüdin, Kennort Berlin, Kennnummer XY. Darf ich eine Frage stellen?»

«Wat?», jeder staunte. Mir machte das grossen Spass: «Wat, wat, wat wollen Sie? Wat sagen Sie?»

«Das Gesetz verlangt es, dass wir uns so vorstellen. Mit Kennort, Kennnummer und dem Hinweis darauf, dass wir Jüdinnen sind. Und nun dürfen wir, wenn Sie es erlauben, eine Frage stellen.»

«So 'n Jesetz gibt es also? Na ja, also, da legst du dich ja hin, wenn du so was hörst!» Nur die Jüngeren waren so beherrscht, sich nicht deutlich anmerken zu lassen, wie erstaunt und wie angewidert sie waren. Die Älteren schüttelten den Kopf: «Aber so was gibt's doch gar nicht, sagen Sie noch mal, wie war das?»

«Ich bin Jüdin, Kennort Berlin, Kennnummer so und so.»

«Und das soll Gesetz sein?!»

Ich lernte daraus: Nicht einmal die Polizisten wussten von all den gesetzlichen Vorschriften, all den kleinen Schikanen, mit denen wir Juden gegängelt wurden. Die ganz normalen Bürger kannten sie umso weniger. Die durchschnittliche deutsche Hausfrau interessierte sich dafür, wo sie zu einem erträglichen Schwarzmarktpreis ein Pfund Tomaten herbekam, und kriegte Weinkrämpfe, wenn ihr die Suppe angebrannt war. Sie hatte antisemitische Klischees im Kopf oder auch nicht, aber die Vorschriften gegen Juden kannte sie nicht. Und das war für mich, im Hinblick auf mein späteres Untertauchen, eine sehr wichtige Erkenntnis.

Die Frage, die ich dem Polizisten nach diesem Vorgeplänkel stellte, lautete: «Können Sie mir sagen, wie man von hier aus zur Y-Strasse kommt? «

Das Ziel war immer so ausgesucht, dass es kilometerweit entfernt war. «Das ist sehr weit, da müssen Sie fahren», hiess es dann.

«Wir dürfen nicht fahren, wir dürfen nur an Wochentagen morgens zur und abends von der Arbeit öffentliche Verkehrsmittel benutzen.»*

«Na aber, so was gibt's doch gar nicht!»

«Doch, das ist Gesetz.»

«Also fahren können Sie nicht, denn müssen Sie laufen, ach du Donner! Das ist ja so weit.»

Der Stadtplan wurde entfaltet, und prompt ging es durch das Regierungsviertel. Das hatte Nora von vornherein so ausgeklügelt.

«Diese Strassen dürfen wir nicht betreten. Da herrscht der Judenbann», erklärte ich. Neben Kinos und Theatern gab es Strassen und Plätze, deren Betreten uns verboten war.

«Was, da dürfen Sie auch nicht lang? Dann ist es ja noch weiter!»

Und dann liessen wir den Schupo Umwege ausarbeiten, bedankten uns höflich und traten ab. Dasselbe wiederholten wir wenig später woanders.

«Ach!», sagte einer der Polizisten und es war sogar nicht einmal ein alter: «Ihr seid doch drei so nette Mädchen, und man sieht euch das doch gar nicht an. Macht doch diesen Scheissstern ab, steigt in die U-Bahn und fertig ist die Laube.» Das war die stärkste Antwort, die wir bekamen, und sie wirkte sehr ermutigend und beruhigend auf uns.

Für mich war dieses Spiel sehr wichtig, denn ich lernte, selbstbewusst aufzutreten, auch denen gegenüber, vor denen wir eigentlich in ständiger Angst lebten. Und das sollte mir auf meinem ganzen Weg durch die Nazizeit noch helfen.

Dennoch erlebte ich immer wieder, dass mich jeder kleine Re-

* Am 24. März 1942 verbot das Reichsministerium des Innern grundsätzlich auch die Benutzung von innerstädtischen Verkehrsmitteln; nur Fahrstrecken zur Arbeit über sieben Kilometer Entfernung galten als genehmigt.

gelverstoß in Lebensgefahr bringen konnte. Zum Beispiel beim Einkaufen: Juden durften eigentlich nur zu einer bestimmten Stunde am Spätnachmittag in die Geschäfte gehen, wenn schon alles ausverkauft war. Aber ich ging oft schon morgens los, ich hatte ja nichts anderes zu tun.

Einmal, als ich mit dem Judenstern und meinem Einkaufsnetz die Schmidstrasse entlangschlenderte, kam mir ein kleiner, buckliger Mann mit gelbem Teint entgegen. «Halt!», sagte er, holte einen Ausweis aus der Tasche, «Ernährungsamt! Sie wissen doch, dass Juden nur nachmittags einholen dürfen. Ich lasse Sie jetzt verhaften!»

Das wäre das Ende gewesen, und ich hatte nichts in der Hand. Nicht mal eine Flasche, um dem Kerl eins über den Schädel zu geben und wegzurennen. Mein Herz raste. Ich trat zwei, drei Schritte zurück, damit er nicht merkte, wie aufgeregt ich war und sagte: «Ich habe Schichtdienst, ich habe Nachtschicht. «

«Ach so!», sagt er, «dann Ihren Ausweis.»

«Ja, den habe ich nicht bei mir.»

«Dann lasse ich Sie verhaften!»

Da ging ich intuitiv etwas in die Knie, drückte den Oberkörper zusammen und legte den Kopf in den Nacken, damit ich zu ihm aufsehen konnte: «Ach, nett von Ihnen, dass sie mich aufmerksam machen. Ich habe nicht daran gedacht, nicht gewusst, dass ich den Ausweis immer bei mir haben muss. Das ist ja wirklich nett! Sonst könnte ich ja, wenn ich nicht an so einen freundlichen Beamten komme, wirklich Ärger haben.»

Im Gesicht dieses Menschen zeichnete sich eine regelrechte mimische Schlacht ab: Er wusste nicht, ob er sich freuen oder ärgern, ob er mich anspucken oder in den Arm nehmen sollte. Dann zögerte er einen Moment, drohte mit dem Finger und sagte. «Na ja, nun wissen Sie es. Also, das nächste Mal haben Sie einen Ausweis bei sich!»

Das hatte ich überlebt. Ich hatte noch einmal Glück gehabt. Aber ich ging sofort nach Hause und beschloss, von nun an nicht mehr dauernd mit dem verfluchten Stern herumzulaufen.

Ich wusste, wo in der Umgebung die sogenannten Durchgangshäuser waren. Im Sommer war es gar kein Problem: Man hatte eine leichte Jacke mit Stern an, verschwand in einem Hausflur, zog die Jacke aus und verliess das Haus ohne Stern durch einen anderen Ausgang. Aber im Winter ging das natürlich nicht.

Die Mutter meiner Freundin Irene Scherhey brachte uns das Sternenähnen bei: Wir entwickelten die Fertigkeit, den Stern mit einem einzigen Ruck abzureissen und dann mit einer eingefädelt Nadel, die man irgendwo im Mantelfutter bei sich trug, blitzschnell wieder anzunähen. Von nun an marschierte ich in der Gegend, in der ich wohnte, vorschrittmässig mit dem Stern am Mantel los. Aber schon zehn Minuten später war ich ein freier Mensch, ohne Stern. Auf dem Rückweg brachte ich die Sache dann wieder in die vorgeschriebene Ordnung.

Den Stern einfach nur zu verdecken konnte nämlich furchtbare Konsequenzen haben. Ich erlebte eine solche Szene einmal in der Neuen Schönhauser Strasse mit. «Halt!», befahlen zwei Männer im Zivil einem alten Mann, nur wenige Schritte vor mir. Dann hörte ich Handschellen klicken. Dieser Mann, der sehr jüdisch aussah, hatte sich weder getraut, ohne Stern zu gehen noch den Stern offen und vorschrittmässig zu tragen. Stattdessen hatte er eine Aktenmappe so vor den Körper gepresst, dass der halbe Stern verdeckt war. Das reichte als Grund, um ihn festzunehmen und abzutransportieren.

Im Winter 1941 /1942 legte sich die Bedrohung wie eine Schlinge um meinen Hals und zog sich immer weiter zu. Ich hatte Angst.

Genauer gesagt: Die Angst hatte mich. Ich wollte mich retten, aber ich wusste nicht, wie.

Oft hatte ich den ganzen Tag nichts zu tun. Dann lief ich durch die Stadt und besuchte selbst entfernteste Bekannte, um möglichst viel zu erfahren. Ständig vernahm ich neue Hiobsbotschaften: Hier war jemand abgeholt worden, dort hatte ein anderer gerade seinen Deportationsbefehl bekommen. Ich war so verhungert und verzweifelt, dass ich im Treppenhaus oft erst einmal eine kleine Entspannungsübung machte, bevor ich bei jemandem klingelte: Ein bisschen Atemgymnastik sollte meine Gesichtszüge lockern. Wenn mir die Tür geöffnet wurde, sagte ich schnell: «Entschuldigung, ich will Sie nicht aufhalten. Aber ich habe es einfach nicht fertiggebracht, hier vorbeizugehen, ohne zu fragen, wie es geht.» Meistens hielt ich auch eine unterhaltsame Neuigkeit, ein bisschen Klatsch und Tratsch parat, um meine Gastgeber etwas aufzuheitern. Wenn ich Glück hatte, bekam ich eine Tasse Kaffee-Ersatz und einen Zwieback oder irgendeine Kleinigkeit zu essen.

Einmal ging ich auch in die Konditorei Dobrin. Einst hatte das Café zu den noblen Adressen in Berlin gezählt. Nach einem Einkaufsbummel am Sonnabendnachmittag kehrte man bei Dobrin in der Königstrasse ein. Eine nicht ganz so feine Filiale am Hackeschen Markt existierte noch, wobei die Gäste jetzt ausschliesslich Juden waren. Ich hatte gehört, dass man dort ein wenig Abwechslung hatte und für wenige Pfennige eine Tasse Kaffee-Ersatz bekam.

Ich ging allein hin, wie ich überall allein hinging. Als ich die Tür öffnete, blickte ich in einen Raum voller Männer mit Skimützen. Gegen diese Art der Kopfbedeckung hatte ich eine furchtbare Abneigung: Sie ähnelte in ihrer Grundform den SA-Mützen und war zugleich zur Uniform der degradierten Juden geworden. Die Ohrenklappen der Mütze konnten mit einem feinen Band, einer Art

Schnürsenkel, hochgebunden werden. Mit diesen Schleifchen auf dem Kopf sahen diese Skimützen so schwachsinnig aus, dass ich grosse Lust hatte, sie den jüdischen Arbeitern von den Köpfen zu schlagen. «Macht doch endlich was! Uniformiert euch nicht auch noch! Trottet nicht alle im selben Schafspelz herum!», so hätte ich sie am liebsten angeschrien. Unter den Skimützen verbargen sich aber leider keine Wölfe im Schafspelz. Es waren eher Schafe im Schafspelz.

Ich setzte mich hin, bestellte und trank meinen Kaffee-Ersatz. Und plötzlich wurde ich von einer würgenden Angst gepackt. Ich hatte das Gefühl, jeden Moment könnte die Gestapo in diesen Saustall einmarschieren. Ich dachte wirklich das Wort «Saustall» und guckte, peinlich berührt, auf den Fussboden: Er war anständig gefegt und gebohnt. Was ich wahrnahm, war kein äusserer Dreck, sondern der innere Schmutz dieser Kaffee-Ersatz-Gesellschaft.

Quer über mehrere Tische brüllte ein Mann, der seine Skimütze aufbehalten hatte, zu einem anderen: «Kennst du den schon? In so 'ner Wohnung, wo in jedem Zimmer 'ne andere jüdische Familie wohnt, liest ein zwölfjähriges Mädchen 'n Buch, das da rumliegt, und fragt den Vater: ‚Papa, was ist denn ein Komet?‘

Und da sagt der Papa: ‚Ein Komet ist ein Stern mit einem langen Schwanz.‘

‚Ach so!‘, sagt sie, ‚Der Onkel Rosenthal vom Zimmer nebenan ist ein Komet.‘»

Brüllendes Gelächter. Mich überwältigte der Ekel. In diesem Moment stand meine Entscheidung fest: Was auch immer mit diesen Leuten geschehen würde, es würde nicht mit mir geschehen. Ich würde nicht mitgehen.

In meiner Nähe sass ein Mann, der keine Skimütze aufhatte. Am Garderobenständer in seiner Nähe hing ein Hut. Ich fragte ihn: «Gestatten Sie eine Frage, ist das Ihr Hut?»

«Ja», sagte er, «merkwürdige Frage.»

«Darf ich Sie um einen Gefallen bitten? Würden Sie mich aus diesem Lokal hinausbegleiten, nur bis auf die Strasse?»

Er guckte mich an, als ob ich verrückt geworden wäre. Das war ich in gewisser Weise auch, vor Angst und vor Ekel. Ich legte meine Münzen für den Kaffee-Ersatz mit Trinkgeld auf den Tisch, und er brachte mich zur Tür. Ich hatte das Bedürfnis, sicher hinausgeleitet zu werden, und ich war glücklich, als ich wieder auf der Strasse stand.

Wie oft hat mein Vater *Pirke Owaus* – Sprüche der Väter – zitiert: «Sondere dich nicht ab von der Gemeinschaft!» Aber das, was da degradiert war, in Auflösung begriffen und zum Tode bestimmt, das war nicht mehr meine Gemeinschaft. Ich wollte nicht mehr dazugehören.

6

Zu den wenigen Menschen, mit denen ich im Frühjahr 1942 noch regelmässig Kontakt hatte, gehörte Toni Kirschstein. Kennengelernt hatte ich sie auf einem Sonntagsspaziergang mit meinem Vater. Als wir einmal am Theater des Jüdischen Kulturbundes in der Kommandantenstrasse vorbeikamen, war dort eine Film-Matinee gerade zu Ende. Die Besucher strömten auf die Strasse.

«Hallo!», begrüßte uns eine Dame mit blonden Locken und einem hübschen Gesicht, die aus dem Kino kam.

«Toni Kirschstein!» Mein Vater freute sich sehr.

Die Familie Eger kannte Dr. Antonie Kirschstein seit vielen Jahren. Sie war die Frau eines Schulfreundes meines Onkels Herbert. Dieser Felix Kirschstein hatte nie etwas Vernünftiges gelernt, aber er liebte das gute Leben. Das Fräulein Antonie, das über eine grosse Mitgift verfügte, war genau die Richtige für ihn. Er heiratete sie, aber betrog seine Frau jahrelang nach Strich und Faden. Inzwischen waren sie längst geschieden.

Toni Kirschstein war alles andere als Lieschen Müller. Sie war Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie geworden, nachdem sie schon eine volle Ausbildung als Opernsängerin abgeschlossen hatte. Wenn sie lächelte, war sie schön: Dann hatte sie Grübchen im Gesicht und zeigte ihre ebenmässigen Zähne. Sobald sie aber aufstand, sah man, dass sie schwer gehbehindert war. Sie hatte eine doppelseitige Hüftverrenkung und bewegte sich im sogenannten Entengang: Mit einer Art Schleife schob sie ein Bein in einem grossen Bogen vor, dann zog sie das andere hinterher.

Als wir uns vor dem Kino trafen, hatte sie einen Mann untergehakt und sagte: «Darf ich bekanntmachen: Papst Leo XXII.»

Der Mann hiess Leo mit Vornamen, und er war, wie sie selber kommentierte, der zweiundzwanzigste Mann, mit dem sie zarte Beziehungen hatte. Sie protzte nämlich ganz ungeniert mit der Zahl der Männer, mit denen sie schon ins Bett gegangen war.

Ich war sofort begeistert von ihr. Meine Eltern waren keine Spiessbürger, aber ein Verkehr mit Toni Kirschstein hätte meiner Mutter früher wohl kaum gefallen. Doch meine Mutter lebte nicht mehr, und die wahnsinnigen Zeiten bewirkten, dass die Leute enger zusammenrückten und auf hergebrachte Konventionen keinen Wert mehr legten. Wir standen also eine Weile vor diesem Kinoeingang und unterhielten uns, bis Toni Kirschstein sagte: «Wir können hier doch nicht Wurzeln schlagen. Aber ich wohne ja ganz in der Nähe.» Sie wohnte in der Neuen Jakobstrasse. Wir sollten möglichst bald bei ihr vorbeikommen, damit man sich bequemer unterhalten könne. Eine Tasse Kaffee-Ersatz habe sie immer übrig. So entstand diese Freundschaft.

Später war sie es gewesen, die mir zu diesem Zimmer bei den Jacobsohns verholfen hatte. Sie selbst musste ihre Wohnung aufgeben und mit ihrem Sohn, der etwas jünger war als ich, bei einer vornehmen alten Dame in der Nähe des Sophie-Charlotte-Platzes zur Untermiete wohnen. Diese Zimmerwirtin war einmal sehr reich gewesen. Ihr Mann hatte die ganze Welt bereist und ihr die kostbarsten Handarbeiten mitgebracht. Toni Kirschstein, die inzwischen nicht mehr als Ärztin arbeiten durfte, hatte hingegen keinen Pfennig. Und so nahm sie öfters ein Stück aus dem grossen Schrank mit den Reiseandenken und verkaufte es auf dem Schwarzmarkt. Als ihre Wirtin das bemerkte, kreischte sie: «Das ist ja entsetzlich! Sie sind eine Diebin!»

«Was soll ich denn machen, altes Kirchhofsgemüse, verfluchtes!», keifte Toni zurück. Einmal bekam ich so einen Streit direkt mit. Es war entsetzlich. Die Verkommenheit war eine Seite von Toni Kirschstein, ihre grosse Freigiebigkeit eine andere: Mit ihrem Sohn und mir teilte sie ihr letztes Stück Brot.

Bei ihr traf sich regelmässig eine gesellige Runde, an der auch ich gerne teilnahm. So lernte ich Dr. Ludwig Dahlheim kennen, einen älteren Herrn aus einer sehr assimilierten Familie. Er war etwas maniert und erwähnte häufiger, dass er das «Lackstiefel-Gymnasium» besucht habe – so nannte man damals das elitäre Königliche Wilhelm-Gymnasium. Seine Frau Thea, eine geborene Toller, war eine Nichte des berühmten Ernst Toller. In der Wohnung des Ehepaares war ausserdem seine Schwester einquartiert, das sogenannte Hildchen. Sie war stark geistig behindert. Die Familie Dahlheim hatte sich ihrer zeitlebens geschämt, sie versteckt und sogar regelrecht in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Dann war einmal, als höchst aristokratischer, allervornehmster Besuch da war, eine Panne passiert: Eine Zwischentür war nicht abgeschlossen worden. Und plötzlich ging die Tür auf, und Hildchen kam herein und ging zu einer wertvollen Plastik eines Hundes, die auf einem Sims stand. Sie machte einen tiefen Knicks, lachte schwachsinnig und sagte: «Der Löwe tut den kleinen Kindern nichts. Der Löwe is ein dütes Tier!» Damit war das Geheimnis geplatzt.

Als mir Ludwig Dahlheims Schwester Eva diese Geschichte erzählte, sagte sie dazu: «Sehen Sie, Hilde ist nun bei uns mit im Zimmer. Sie wird nicht mehr versteckt. Die Nazis haben uns alles genommen. Sie nehmen uns nicht nur Hab und Gut und die Heimat, sie nehmen uns auch das Leben. Aber das ist seltsamerweise auch eine Art Befreiung: Sie nehmen uns diese idiotischen Konventionen.»

Eines Tages kam ein Brief in der Schmidstrasse für mich an. Erstaunt sah ich den Absender: Amtsgerichtsrat Blei hatte mir geschrieben, ein Mann, den ich nicht persönlich kannte, den mein Vater aber oft erwähnt hatte. In einer etwas schnörkeligen Handschrift und mit altfränkischer Höflichkeit teilte er mir mit, warum

er sich an mich wende: «Ein Mädchen wie Sie, aus hochachtbarer Familie, sollte, auch wenn es nett und lustig zugeht, nicht mit einer Person verkehren, die nicht nur jedes moralische Fundament verlassen hat, sondern geradezu kriminell und bemüht ist, mit den schlimmsten Feinden zu konspirieren, um existieren zu können».

Das war so formuliert, dass ich den Brief verstand, die Briefzensur aber nichts bemerkt hätte: Toni Kirschstein pflegte Beziehungen zur Gestapo. Das war mir nicht ganz neu. Ich war auch schon von anderer Seite gewarnt worden. Recha Frankenstein, die Cousine meiner Mutter, hatte mir erzählt, die Ärztin habe sich darum beworben, Gestapo-Agentin zu werden. Man habe sie aber nicht in Dienst genommen, weil diese rphlose Institution körperbehinderte Personen nicht gebrauchen konnte.

Und schliesslich hatte mir Toni Kirschstein selbst verraten, dass sie mir einen Spitzel auf den Hals geschickt hatte. Verrückt, wie sie war, hatte sie mich im selben Atemzug vor dem Mann gewarnt: Dieser angebliche Dr. Spiegel sei ein Hochstapler und Psychopath.

Tatsächlich war er eines Abends bei mir in der Schmidstrasse erschienen und hatte mir unverblümt erklärt, wir würden uns in Zukunft sehr häufig sehen. Ich hätte ihm über alle meine Bekannten zu berichten. Dann hatte er versucht, mich durch allerhand Psycho-Mätzchen zu beeindrucken. Er hatte behauptet, er verfüge über übernatürliche Kräfte. Ich solle mir eine Zahl zwischen eins und zehn denken, und er werde sagen, an welche Zahl ich gedacht habe. Das hatte einige Dutzend Male geklappt, bis ich beschloss, ihn hereinzulegen. Ich dachte also an keine bestimmte Zahl, sondern schlicht und ergreifend: «Arsch!» Da sagte er prompt: «Ich weiss nicht, woran Sie gedacht haben, aber es war keine Zahl zwischen eins und zehn. Bemogeln können Sie mich nicht!»

Ich wusste, wie das Ganze funktioniert – von Toni Kirschstein.

Sie hatte mir erzählt, dass man ein Wort, an das man intensiv dachte, in Gedanken auch aussprach: Das löse Bewegungen in der Gegend des Kehlkopfes aus, die mühelos abzulesen seien, solange nur wenige Wörter zur Wahl standen, wie etwa die Zahlen zwischen Eins und Zehn.

Herr Spiegel machte auch noch andere Experimente mit mir: Er starrte mich intensiv an und tat so, als liesse er meinen Vater zu mir sprechen. Da kam mir mein Bildungshochmut zugute: «Mein Vater hätte niemals die Sprache benutzt, in der sein Büropersonal geredet hat», sagte ich, «aber diese Unterschiede kennen Sie wahrscheinlich nicht einmal.»

Da verlor er das Interesse an mir. «Es wird spät, und ich gehe jetzt», erklärte er. Weil ich wusste, dass ich mir den Mann nicht zum Feind machen durfte, versprach ich, ihn zu informieren, falls mir irgendwo etwas Besonderes auffiel.

Bevor ich den Brief des Amtsgerichtsrates Blei zerriss, lernte ich einige Formulierungen daraus auswendig. Allein in meinem möblierten Zimmer bei Jacobsohns, redete ich laut mit mir selbst. Ich stellte mir dabei vor, was meine Eltern in dieser Situation gesagt hätten: «Diese tief unglückliche und vom Leben stiefmütterlich behandelte Frau tut uns leid. Aber sie ist verkommen, und der Verlust jeder moralischen Grundlage ist nicht zu billigen. Man muss sich von ihr zurückziehen.»

Unter grossen Mühen und mit mehreren Entwürfen schrieb ich eine Antwort an den Amtsgerichtsrat, in dem ich ihm für seine gutgemeinten Warnungen dankte. Ich erklärte ihm, dass es unklug wäre, die betreffende Dame merken zu lassen, dass ich den Kontakt abbrechen wolle. Ich könne den Verkehr nur behutsam und allmählich einschlafen lassen.

Wenige Tage später kam es aber doch zum Eklat. Die Geselligkeiten bei Toni Kirschstein waren allmählich ins Ordinäre und Halbkriminelle abgesunken und hatten oft einen obszönen Ein-

schlag. Ich galt dort als grosse Spassmacherin und hatte den Ruf, eine glänzende Gesellschafterin zu sein. Das genoss ich natürlich.

An diesem Abend kündigte Toni Kirschstein ihren Gästen eine grossartige Überraschung an: «Gleich machen wir das Licht aus, und dann geht's los: Jeder mit jeder und jede mit jedem.» Sie wollte etwas in die Wege leiten, was man heute Gruppensex nennt. Ich war angewidert, aber ich sagte lachend: «Vorher kommt noch ein grosser Clou von mir. Ich habe mir eine ganz lustige Sache ausgedacht, dazu brauche ich aber meinen Mantel.»

Die Gastgeberin sagte: «Da bin ich aber gespannt!», holte mir meinen Mantel. Alles guckte, wartete auf eine Pointe, und ich sagte: «Ich gehe jetzt.»

Da meldete sich ihr Sohn Wolfgang zu Wort: «Ich komme mit», verkündete er in aller Ruhe, und wir beide verliessen das Haus.

«Wo willst du denn hin?», fragte ich ihn.

«Weiss ich nicht.»

«Was soll ich denn jetzt mit dir machen?»

«Weiss ich nicht.»

Also nahm ich ihn mit zu mir. Wir schlichen uns buchstäblich in die Jacobsohn'sche Wohnung. Es sollte ja niemand hören, dass ich einen jungen Mann mitbrachte. Es gab nur eine Möglichkeit, nämlich uns gemeinsam in mein schmales Bett zu legen. Wir waren sehr stolz darauf, als wir wie Bruder und Schwester nebeneinanderlagen. Am nächsten Morgen schlich er sich in aller Herrgottsfrühe hinaus.

Später begriff ich, dass ich mit Toni Kirschstein noch in eine andere Sache hineingeraten war. Frau Jacobsohn hatte mir von ihrem Schwager erzählt. Der Mann sass im Rollstuhl, litt schwer an der Parkinson'schen Krankheit und konnte kaum noch schlafen. Meine

Zimmerwirtin fragte mich, ob ich nicht mal eine kräftige Portion stärkste Schlafmittel besorgen könne. Es solle auch gut bezahlt werden.

Ich sprach Toni Kirschstein darauf an. «Nichts leichter als das», freute sie sich. Sie war schon früher einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten, weil sie Morphiumrezepte an Süchtige verkauft hatte. Jetzt stellte sie ein paar Verschreibungen aus und erklärte mir, ich solle die Pillen an verschiedenen Stellen in ganz Berlin kaufen. Wenn die Apotheker nachfragten, sollte ich erklären: «Nein, das ist nicht für mich, das ist für meine Nachbarin.»

Ich besorgte die Mittel und teilte meinen Verdienst halbe-halbe mit Toni Kirschstein. Der Schwager von Frau Jacobsohn starb bald darauf. Monate später fiel mir auf einem Jahrmarkt ein seltsames Paar auf: Die Frau trug ein tadelloses Masskostüm, Vorkriegsqualität, feinstes englisches Tuch; der Mann, der bestimmt schon siebzig war, streichelte ihren Hintern ständig mit seiner Pranke, was ihr zu gefallen schien. Als sie sich umdrehte, erkannte ich Frau Lesser, die Schwester von Frau Jacobsohn und Witwe dieses Parkinson-Kranken. Etwas verlegen stellte sie mir ihren neuen Freund vor, einen Portier und Nachbarn aus ihrer Wohngegend. Sie erzählte mir, seine Frau habe ebenfalls Parkinson gehabt und beide Ehepartner seien praktisch gleichzeitig gestorben. «Wir sind Leidensgefährten», fügte sie hinzu.

Mir wurde sehr blümerant, als ich das hörte. «Ein reines Schlafmittel zur Verkürzung schlafloser Nächte war das, was ich da besorgt habe, ja wohl nicht», dachte ich. Aber so sehr ich mein Gewissen auch prüfte: Ich kam zu dem Ergebnis, dass ich mir bei der Besorgung nichts Böses gedacht hatte. Toni Kirschstein aber hatte gegrint und gesagt: «Damit kann man ein Mammut umbringen.» Sie hatte aufgrund ihrer Lebenserfahrung natürlich sofort durchschaut, worum es ging.

DREI

«Ein Regenbogen von unvorstellbarer Schönheit»

FLUCHTVERSUCHE UND UNTERTAUCHEN

1

Ich war noch nicht lange in die Schmidstrasse gezogen, als Ernst Wolff unangemeldet zu Besuch kam. Der Sohn einer sehr ehrbaren jüdischen Berliner Familie war unverheiratet und ging damals auf die fünfzig zu. Sein Vater war lange Jahre Vorsteher der Alten Synagoge in der Heidereuter Gasse gewesen.

Ich hatte eine Weile ehrenamtlich in Ernst Wolffs Archiv für Familienforschung mitgearbeitet, bevor ich zur Zwangsarbeit bei Siemens musste. Damals hatte ich mich in ihn verliebt. Meine Gefühle waren stürmisch, aber noch etwas schwärmerisch gewesen. Ich hatte vergeblich auf ein Zeichen von ihm gehofft. Für ein Mädchen schickte es sich absolut nicht, den Anfang zu machen.

Und nun überraschte er mich mit diesem Besuch. «Der Herr Papa wäre mir ja wohl aufs Dach gestiegen, wenn ich mich an das kleine Fräulein rangemacht hätte», verkündete er, «aber jetzt ist ja niemand mehr da, der Sie vor männlicher Zudringlichkeit schützt.» Ich war erschüttert über diese Geschmacklosigkeit. Mein Vater war erst wenige Wochen tot. Aber ich war immer noch verliebt, und so entwickelte sich schnell eine Beziehung zwischen uns. Für mich wurde eine erste, tiefe Liebe daraus.

Ernst Wolff war sehr in der Tradition verwurzelt, er war in seiner Gesinnung und durch sein Elternhaus so jüdisch geprägt, wie man jüdischer nicht sein konnte. Damit nahm er einen grossen und wichtigen Einfluss auf meine Persönlichkeitsentwicklung.

Das intime Zusammensein mit ihm aber brachte mir nicht die ersehnte Erfüllung. Ich fand die körperliche Begegnung mit ihm enttäuschend, aber ich wusste nicht, warum. Ich hatte ja wenig Er-

fahrung in solchen Dingen, und mir fehlte ein kluger, erwachsener Gesprächspartner, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Erst viel später sollte ich erfahren, was wirklich mit Ernst Wolff los war.

Oft stand ich jetzt in der Küche, wenn Frau Jacobsohn kochte oder den Abwasch machte. Wir hatten uns miteinander angefreundet und unterhielten uns stundenlang. Einmal erzählte ich ihr, ich hätte gehört, dass jüdische Mädchen durch die Heirat mit einem Chinesen einen chinesischen Pass bekommen könnten. So seien sie vor Verfolgung geschützt und könnten vielleicht sogar auswandern.

«Probieren Sie es doch», meinte meine Zimmerwirtin, «Sie müssen ja auf niemanden Rücksicht nehmen. Hier gleich über den Damm in der Neuen Jakobstrasse gibt es ein Haus, in dem eine ganze Menge Chinesen wohnen. Ich glaube ziemlich weit oben, im zweiten oder dritten Stock.»

Ich ging sofort hin. An den meisten Wohnungstüren standen Namen wie Müller und Schulze, aber an einer stand Ping Pang, Ding Dang und Jang Jau und so weiter. Dort klingelte ich. Die Tür ging auf, und die Diele füllte sich mit einer ganzen Gruppe Chinesen. Der grösste und stattlichste schien der Sprecher der Gruppe zu sein. An ihn wandte ich mich.

«Entschuldigen Sie – ich suche jemanden, der in Ihrer Sprache Unterricht geben kann. Chinesisch ist so wundervoll und verbunden mit einer so hohen Kultur, ich möchte diese Sprache auch lernen. «

«Du nicht suching chinesische lerning», antwortete er: «Du willst Scheinehe making.» Er sprach ein gebrochenes Deutsch mit starkem chinesischem Einschlag.

«Stimmt», gab ich zu, «ich bin Jüdin und möchte dieses Land verlassen. Aber ich wollte nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen.»

«Scheinehe kostet vierzigtausend Mark», erklärte er da. Ganz genau weiss ich den Betrag nicht mehr, aber es war eine irrsinnige, für mich völlig unerschwingliche Summe.

«Dann entschuldigen Sie die Störung. Auf Wiedersehen, ich habe kein Geld.» Ich wendete mich zum Gehen.

Wieder ging es ganz schnell: «Halt, halt!», sagte er, «es gibt auch andere Möglichkeit. Wir machen richtige Heirat. Das kostet nichts. Ich komme heute Abend und wir feiern Verlobung.»

Er fragte mich nach meiner Adresse, und ich gab sie ihm gerne. Tatsächlich erschien er ein paar Stunden später in der Schmidstrasse und brachte eine Menge Lebensmittel und eine Flasche Wein mit. Was für ein Fest! Ich teilte natürlich mit den Jacobsohns, so dass die Kinder ausnahmsweise ein richtiges Abendbrot bekamen.

Von nun an war ich mit Schu Ka Ling verlobt – beziehungsweise mit Ling Schu Ka, wie er auf Chinesisch genannt wurde. Um zu heiraten, brauchten wir aber eine Genehmigung des Stadtpräsidenten. Ich musste einen Antrag bei der Behörde stellen und wusste nicht, was dazu nötig war. Mein Vormund Moritz Jacoby schickte mich zu Rechtsanwalt Lignitz, einem Nichtjuden und Spezialisten für ausländisches Recht. Ich stellte mich diesem älteren Herrn als Tochter eines verstorbenen Kollegen vor und fragte ihn als Erstes, was die Konsultation kosten würde. Da legte er seine Hand begütigend auf meine und erklärte: «Das kostet nichts, was gibt's denn?»

Ich erzählte ihm meine Geschichte, und er erklärte mir, wie und bei wem dieser Antrag zu stellen war. Einen Musterbrief, den er schnell in die Maschine diktierte, gab er mir auch gleich mit.

Mein Chinese war nett und grosszügig. Ein paar Mal machte er mir auch Geschenke. Aber wir kamen uns nicht näher, wir konnten ja auch kaum miteinander reden. Ich dachte im Stillen: Wenn ich durch ihn einen chinesischen Pass bekommen kann, wäre das schön.

Aber das ist keine Beziehung, aus der irgendwas wird. Wahrscheinlich spürte er auch, dass da von meiner Seite wenig Sympathie war und dass ich gleichzeitig eine ganz andere, für mich sehr bedeutende Beziehung führte.

Einmal kam er am Freitagabend zu mir, als ich gerade im Aufbruch zur Synagoge in der Heidereuter Gasse war. Ich nahm ihn einfach mit. Es machte mir durchaus Spass, mich Arm in Arm mit ihm bei den anderen jüdischen Mädchen zu zeigen. So elend die Zeiten auch waren, auf diese Weise hatten alle mal wieder etwas zu klatschen. Viele wussten ja, dass ich eigentlich mit Ernst Wolff zusammen war, der zum besten konservativen jüdischen Bürgertum zählte.

Wenige Tage nach diesem Auftritt bekam ich unangemeldet Besuch. Kantor Hecht stand vor der Tür und wollte mich sprechen. Ich sei mit einem Chinesen in der Synagoge gesehen worden, sagte er. Im Auftrag des Gemeindevorstandes wollte er nun einem bedauernswerten Waisenkind ins Gewissen reden: So etwas gehöre sich doch nicht. Wir führten einen längeren Disput, in dem ich aus der Bibel zitierte und ihm Saul entgegenhielt. Als er sich schliesslich verabschiedete, meinte der Kantor: «Im Übrigen, Sie haben ja recht. Ich habe drei Töchter im heiratsfähigen Alter. Haben Sie für die nicht auch einen Chinesen?»

Das Verfahren zur Erlangung einer Heiratsgenehmigung zog sich sehr lange hin. Wir versuchten es zu beschleunigen, indem wir gemeinsam zu der Behörde gingen. «Ich erwarte ein Kind von meinem Bräutigam», erklärte ich dort, «wir können nun nicht mehr länger warten.»

«Dann müssen Sie ein Attest bringen», hiess es. «Seit wann sind Sie denn schwanger?» Da mischte sich mein chinesischer Verlobter ein: «Seit letzter Nacht. Meine Braut hat Appetit auf saure Gurke», verkündete er stolz. Das ganze Büro brüllte vor Lachen. Ich wäre

am liebsten vor Scham im Boden versunken. Schu Ka Ling aber marschierte mit Hitlergruss einfach hinaus.

Ernst Wolff, der in meinen Plan eingeweiht war, half mir dann weiter. Er ging mit mir zu seinem Cousin, einem jüdischen Gynäkologen in Wilmersdorf, der sich natürlich nur noch Judenbehandler nennen durfte. Er warnte mich: Der Mann sei sehr unsympathisch, ein feiger Charakter, der es jedem recht machen wolle. Ich solle das Reden ihnen beiden überlassen.

«Du musst mir einen Gefallen tun», erklärte Ernst Wolff seinem Cousin, «jetzt, in dieser schrecklichen Zeit ist uns etwas passiert: Meine Freundin ist in andere Umstände geraten. Jetzt hilft nur eine Abtreibung».

«Also, für dich jede Gefälligkeit, aber eine Abtreibung, nein!», wehrte der ab: «Du bringst mich an den Galgen!» So ging das eine Weile hin und her. Schliesslich lenkte Ernst Wolff scheinbar ein: Er sehe ein, dass er zu viel verlange: «Aber dann gib uns wenigstens ein Attest, damit meine Eltern unserer Beziehung zustimmen und wir heiraten können!» Und so stellte mir dieser Gynäkologe eine Bescheinigung aus, nach der ich angeblich im dritten Monat schwanger war. Es nützte aber alles nichts. Ich bekam die Heiratsgenehmigung der Behörde trotzdem nicht.

Meine Beziehung zu Schu Ka Ling verlief dann allmählich im Sande. Als seine Wohngemeinschaft aufflog, vermittelte ich ihm ein Zimmer bei einer Frau Ury in der Blumenstrasse, die mit einem Cousin meines Vaters zusammenlebte. Monate später hörte ich, dass mein chinesischer Verlobter in diesem Haus ein Verhältnis mit der Tochter des Portiers angefangen hatte.

Normalerweise wurde man damals erst mit einundzwanzig Jahren mündig. Aber auf den 4. April 1943 wollte ich nicht warten: Ich wollte vorzeitig für volljährig erklärt werden. Mein Vormund Mo-

ritz Jacoby war einverstanden und stellte den Antrag für mich. Aus dem Termin beim Vormundschaftsgericht machte ich mir einen Spass. «Ich möchte volljährig sein, weil es sonst sicher Schwierigkeiten machen wird, mit meinem Vormund von einem Konzentrationslager zum andern zu korrespondieren», erklärte ich. Dem Richter war das sehr peinlich. Er wurde krebsrot und wollte die Szene so schnell wie möglich beenden: «Wird sofort genehmigt», erklärte er barsch. Damit war er mich los.

2

Anfang Juni 1942 begegnete ich Wally Nossek auf der Strasse. Wir hatten diese einfache Haushaltsgehilfin, die abwechselnd bei uns und bei Grete angestellt gewesen war, früher an allen Feiertagen in der Alten Synagoge getroffen. Stets sass sie auf einem der billigsten Plätze auf der zweiten Frauengalerie. Nach Beendigung des Gottesdienstes kam sie auf dem Hof zu uns, schüttelte jedem Einzelnen die Hand und sagte: «Die Herrschaften mechten sich alles Jute ausjebetet haben!»

Die Nossek erzählte mir, dass sie den Deportationsbefehl bereits erhalten habe und auch wie geplant mit ihrem Rucksack und dem Deckenbündel abgeholt worden sei. Auf dem Bahnhof aber habe sie einen solchen Durchfall bekommen – das schilderte sie peinlich genau in allen Einzelheiten –, dass sie die Toilette aufsuchen musste. Als sie endlich wieder herauskam, «so ein Pech», war der Zug «abjefahrn».

Da sei sie zu einem Bahnbeamten gegangen und habe ihm ihre Lage geschildert. Dieser sei den beiden Gestapobeamten, die gerade im Begriff waren, den Bahnsteig zu verlassen, hinterhergerannt und habe diese noch mal zurückgeholt.

«Also, die beiden Herrn von de Jestapo waren so nett», erzählte sie weiter: Die Herren waren so nett, sie in ihr Quartier zurückzubringen und ihr Zimmer noch einmal zu entsiegeln. Jetzt wartete sie darauf, dass sie eine Woche später ordnungsgemäss deportiert würde.

Ich war gerade auf dem Weg zu meiner Freundin Irene Scherhey und ihrer Mutter und erzählte den beiden diese Geschichte, die mich sehr beschäftigte. «Betrunkene, kleine Kinder und Schwachsinnige haben einen Schutzengel» – das war Selma Scherheys Kommentar dazu. Bei mir löste diese Bemerkung eine seltsame

Idee aus, die mir wenig später nützlich werden sollte: Man muss sich nur als schwachsinnig ausgeben, dann kommt einem ein Schutzengel zu Hilfe.

Noch eine zweite Begebenheit beeinflusste mich in diesen Tagen. Frau Koch hatte durch eine Wäschereikundin eine Wahrsagerin an der Hand. Einmal in der Woche praktizierte diese Frau in Grünau, obwohl so etwas damals streng verboten war. Hannchen Koch hatte einen Hang zu jeder Art von Mystik und Magie und wollte unbedingt, dass wir beide dorthin gingen.

Ich nehme an, dass diese Frau Klemmstein, die angeblich überhaupt nicht wusste, wer ich war, schon irgendeine Ahnung von meiner besonderen Gefährdung hatte. Jedenfalls sagte sie mir: «Sie sind eine Persönlichkeit, der man keinen Unsinn vormachen kann. Ich brauche keine Karten und keine Glaskugel. Wir werden jetzt ganz ruhig beieinandersitzen und die Augen schliessen. Entweder bekomme ich Kontakt mit Ihnen und habe eine Vision – oder nicht. Wenn nein, sage ich Ihnen das ehrlich, und Frau Koch bekommt ihr Geld zurück. Und wenn ja, werde ich Ihnen erzählen, was ich gesehen habe.»

Nach einer Weile, in der wir still beieinandersassen, sagte sie: «Ich sehe. Und ich sehe zwei Menschen mit einem Schein.»

Ich dachte, die ist verrückt. Ich stellte mir nämlich einen Heiligschein vor. Gemeint war aber ein Schein aus Papier, ein Haftbefehl nämlich. «Diese Männer, oder einer dieser beiden Männer, wird Sie auffordern mitzukommen. Ich kann Ihnen sagen: Wenn Sie mitgehen, ist es Ihr sicherer Tod. Wenn Sie nicht mitgehen – und sei es, dass Sie von der Spitze eines Kirchturms springen –, kommen Sie heil unten an, und Sie werden leben. Wenn es soweit ist, werden Sie meine Stimme hören.»

Kurze Zeit später kam wirklich der Mann mit dem Haftbefehl. Nur befand ich mich nicht auf einer Kirchturmspitze, sondern in meinem Zimmer. Es war der 22. Juni 1942, und es klingelte früh

um sechs Uhr. Das war im Deutschland der damaligen Zeit nicht der Milchmann. Es gab niemanden, der keine Angst hatte, wenn morgens um sechs jemand vor der Tür stand.

Der Mann war in Zivil. Frau Jacobsohn öffnete ihm. Er verlangte, mich zu sprechen. Ich schlief noch, wachte dann aber mit furchtbarem Schreck auf, als er vor meinem Bett stand. Ruhig und freundlich sagte er zu mir: «Ziehen Sie sich an, machen Sie sich fertig. Wir wollen Sie verhören. Es dauert nicht sehr lange. In ein paar Stunden sind Sie wieder zurück.» Das waren die Phrasen, die sie immer verwendeten, um zu verhindern, dass man Schreikrämpfe bekam oder eine Giftkapsel schluckte oder andere Dinge tat, die für die Gestapo eine Unbequemlichkeit dargestellt hätten.

In diesem Moment hörte ich tatsächlich noch einmal laut und deutlich die Stimme der Wahrsagerin in meinem Zimmer. Und gleichsam automatisch stellte sich die Devise ein: Nicht mitgehen, ich bin bekloppt!

Ich tat so, als ob ich dem Mann glaubte, setzte ein schwach-sinniges Grinsen auf und fragte: «Aber so 'ne Vernehmung, die kann doch 'ne ganze Stunde dauern, wa?»

«Ja», sagt der, «ein Weilchen kann's schon dauern.»

«Ick hab nüscht zu essen hier. Meine Nachbarin, die hier unten wohnt, im Tiefparterre, die hat immer Kaffe-Ersatz oda Kaffe uffm Herd stehn. Und die könnte mir ooch 'n Stücke Brot borgen. Dürf ick mir det holn? So in Unterrock ... Naja, mir sieht ja keena früh um sechse, und ... na, wegloofen kann ick Ihn' ja so bestimmt nich.»

So ging ich hinaus. Das Einzige, was ich unauffällig mitnahm, war meine Handtasche mit meinem Portemonnaie und eine leere Flasche. Ich wusste: Sie kommen immer zu zweit, um jemanden abzuholen. Und wenn der zweite Mann unten auf mich wartete, sollte entweder die Flasche oder sein Schädel splintern. Ich würde nicht mitgehen, ohne mich zu wehren.

Als ich die Wohnung verliess, sah ich noch, wie Frau Jacobsohn leichenblass wurde, den Mann in die Küche komplimentierte und sagte: «Ach, kommen Sie doch rein, nehmen Sie Platz, das dauert ja, wenn die sich da unten 'ne Stulle machen lässt.» Sie bugsierte ihn auf einen Stuhl und zog den Küchentisch davor, so dass er quasi eingesperrt war.

Unten im Hausflur stand der zweite Mann. Spontaner Rollenwechsel bei mir. Ohne die geringste Überlegung und Besinnung sagte ich: «Na, is denn so wat drinne!» – ich machte auf ordinäre junge Frau – «Ick will meine Klinke putzen, früh, bevor ick uff Arbeit jeh, und mein Kleiner, die kleene Kröte is erst zweenhalf Jahre, knallt ma de Türe zu. Jetz muss ick so in Unterrock bei Schwiejamutta jehn und mir den andern Schlüssel borjen, und da steht doch schon een Kerl inn Hausflur und will poussieren! Is denn so wat drinne! Uff die Männer is keen Verlass!», und so weiter.

Der lachte sich halb tot, gab mir einen kleinen Klaps auf den Po und fand das grossartig.

«Na», sagte ich, «jetzt sieht ma ja kehna. In fünf Minuten bin ick zurück.»

Es kostete mich viel Disziplin, langsam bis zur nächsten Strassenecke zu gehen. Dann rannte ich los. Ich sprach den Erstbesten, einen älteren Arbeiter, an, erzählte in ganz kurzen Worten, was los war. «Komm in den Hausflur!», sagte er, «ich borge dir meine Windjacke. Du bist ja klein, ich bin gross. Die geht dir bis über die Knie. Und dann gehen wir beide bis zu irgendwelchen Bekannten von dir, und da borgst du dir Klamotten.» Er schien sich richtig über diese Gelegenheit zu freuen: «Und wenn ich zu spät zur Arbeit komme», sagte er, «das lohnt! Endlich kann man mal was tun gegen die Kanaken.»

Mit einem Stück Strippe band er mein offenes Haar hoch und brachte mich zur Wohnung der Familie Wolff. Ernst wohnte damals mit seinen Eltern, der Tante und seiner jüngeren Schwester,

der Kunsthistorikerin Thea Wolff, in der Neuen Königstrasse. Sein Vater war schon über achtzig, und so war Ernst das eigentliche Familienoberhaupt. Die Damen in seiner Familie waren sehr empört darüber, dass er in dieser Zeit eine Beziehung zu einem viel jüngeren Mädchen angefangen hatte: Er, der für alles sorgte und alles entschied. Sie konnten mich überhaupt nicht leiden.

Aber jetzt halfen sie mir sofort. Thea Wolff schenkte mir ein Sommerkleid, in dem ich mich wieder auf die Strasse trauen konnte. Ansonsten besass ich so gut wie nichts mehr: In meinem Portemonnaie waren ein paar Pfennige und meine Judenkartenskarte. Die leere Seltersflasche behielt ich vorerst.

Später nahm ich über Umwege noch mal Kontakt mit den Jacobsohns auf und erfuhr, dass meine Zimmerwirtin den Gestapomann eine Stunde lang im Gespräch aufgehalten hatte, bis hin zu der Blödigkeit, ihm Familienfotos zu zeigen. Und ich verneige mich wirklich vor der Grösse dieser ganz bescheidenen, einfachen Frau, die aus der Provinz nach Berlin gezogen war. Sie wusste: Sie, ihr Mann und die Kinder würden sich nicht retten können. Sie setzte wirklich alles aufs Spiel und war bereit hinzunehmen, dass sie alle ein paar Monate eher umgebracht würden, um mir einen Vorsprung vor meinen Verfolgern zu verschaffen.

Wie die Sache ausgegangen war, erfuhr ich bei der Gelegenheit auch. Nach über einer Stunde war der zweite Mann von unten hochgekommen und hatte seinen Kollegen gefragt: «Seid ihr nicht bald fertig?!»

Als die beiden begriffen, was passiert war, ging eine grauenhafte Pöbelei los. Jeder gab dem anderen die Schuld, bis Frau Jacobsohn anbot: «Meine Herren, ich kann gern bestätigen, dass Sie hier eine Stunde vergeblich gewartet haben. Meine Untermieterin ist eine liederliche Person, die nachts oft nicht nach Hause kommt. Da haben Sie Ihren Auftrag eben nicht erfüllen können.»

Aber jeder hatte so wahnsinnige Angst vor dem anderen, dass sie sich nicht auf diese Version einigen konnten. Stattdessen waren sie so dumm, die Wahrheit zu sagen. Frau Jacobsohn wurde zur Gestapo vorgeladen und mit den beiden Männern konfrontiert, die im Gesicht grün und blau geschlagen waren.

«Erkennen Sie die Herren?», wurde sie gefragt.

«Sie sehen sehr verändert aus», antwortete sie. Einer der beiden meinte noch: «Wenn wir gewusst hätten, dass so ‘n junges Mädchen ein ganz schwerer Brocken ist, hätten wir den ganzen Block mit Polizei umstellt.»

Frau Jacobsohn konnte dann unbehelligt wieder nach Hause gehen. Einige Zeit später, im März 1943, wurde ihre ganze Familie deportiert und ermordet.

3

Es war noch früh am Tag, und ich wusste nicht, wo ich hinsollte. Also lief ich als Nächstes zu Irene Scherhey. Sie war meine beste Freundin. Mit ihr tauschte ich mich über all meine Gedanken und Gefühle, Pläne und Meinungen aus. Irene war sogenannte Geltungsjüdin und wohnte mit ihrer Mutter Selma in der Prenzlauer Allee. Ihr Vater, ein Jude, war schon gestorben. Ihre Mutter war Nichtjüdin und lebte in ständiger Angst um sie.

Ich wurde dort sehr herzlich aufgenommen, aber mir war klar, dass ich nicht lange bleiben konnte. Es konnte ja sein, dass man bei meinen Freunden nach mir suchen würde. Selma Scherhey gab mir ein Taschentuch und ein Hemd zum Wechseln mit auf den Weg,



Irene Scherhey, beste Freundin von Marie Jalowicz, 1945.

und dann verabschiedeten wir drei uns sehr bewegt voneinander:
«Auf Wiedersehen nach der Befreiung!»

Mir war inzwischen eingefallen, wo man mich vorerst am wenigsten vermuten würde: in der Höhle des Löwen. Ich würde in einer Polizeikaserne Unterschlupf suchen, und zwar bei Emil Koch. Dieser arbeitete als hauptamtlicher Feuerwehrmann bei der Polizei. Seine Dienststelle lag in einem östlichen Vorort von Berlin.

Ich verbrachte dort viele Stunden, in denen ich auf einem langen Tisch sass und mit den Beinen baumelte. Ständig kamen Feuerwehrleute vorbei, für die der Besuch einer Frau in diesen Räumen eine ungewöhnliche und willkommene Abwechslung darstellte. Jeder machte einen Ulk mit mir und bekam eine lustige und kesse Bemerkung zurück. Ich war ziemlich gut gelaunt. «Die erste entscheidende Etappe ist geschafft», dachte ich, «hier wird mich die Gestapo nicht suchen.» Mir war viel leichter zumute als in den quälenden Monaten davor.

Irgendwie gelang es Emil, auch Hannchen zu verständigen: Ich solle am späten Abend zu ihnen nach Kaulsdorf kommen, raunte er mir zu.

Ich wusste, dass ich auf das Ehepaar zählen konnte. Frau Koch hatte zu Lebzeiten meines Vaters immer wieder gesagt: «Dieses Häuschen gehört euch nach wie vor. Unser Zuhause ist auch euer Zuhause.» Aber mir war auch klar, dass ich nicht lange in Kaulsdorf bleiben konnte. Dort gab es Nachbarn, die fanatische Nazis und so niederträchtig waren, dass die gesamte Umgebung vor ihnen zitterte. Diese Leute durften auf keinen Fall mitbekommen, dass ich dort war. Ich musste mit meiner Ankunft warten, bis es draussen stockdunkel war, und das war am beinahe längsten Tag des Jahres ziemlich spät.

Als ich spätabends endlich schlafen gehen wollte, fragte ich Hannchen Koch: «Kannst du so nett sein und mir ein Nachthemd borgen?»

«Ach, das gnädige Fräulein braucht Nachtwäsche?», fragte sie spitz. Da wurde mir klar, dass ich einen Fehler gemacht hatte.

Frau Koch suchte schliesslich ein aufwendig besticktes Nachthemd mit einem Hohlsaum am Ausschnitt heraus. Sie hatte es zur Konfirmation geschenkt bekommen und noch nie getragen. «Ein ganz gutes Stück!», betonte sie. Sie selbst schlief immer in Unterwäsche.

Und ich hatte meine Lektion gelernt: Ich musste vorsichtig sein und mich den Lebensgewohnheiten der Menschen, die mich aufnahmen, blitzschnell anpassen. Ich war auf Hilfe angewiesen und durfte niemanden verärgern.

Schon am nächsten Tag machte ich mich wieder auf den Weg in die Stadt. Einer meiner ersten Wege führte mich in die Rosenthaler Strasse 44. Ich hatte grosse Angst, dieses Haus, das mir von Kindheit an vertraut war, wieder zu betreten. Das war zwar etwas infantil, aber ich fürchtete, dass das Haus, das ich so gut kannte, auch mich erkennen und in Gefahr bringen würde.

Ich wollte zu Hilde Hauschild, die über viele Jahre die Freundin von Onkel Arthur gewesen war. Geheiratet hatte er sie nie, weil sie keine Jüdin und im damaligen Sinne nicht gesellschaftsfähig war. Aber er hatte ihr geholfen, sich im Hinterhaus eine Mansarde auszubauen. Ich war oft in dieser überraschend schönen und geschmackvoll eingerichteten Wohnung zu Gast gewesen.

Die beiden hatten sich auf dem Markt kennengelernt, wo Arthur einen Stand mit Scherzartikeln betrieb. Man konnte bei ihm zum Beispiel die Imitation eines grossen Tintenkleckses aus Metall kaufen, um ihn auf ein Dokument zu legen und jemanden damit zu verulken. Oder Streichholzschachteln, die zu schnurren und zu springen begannen, wenn man sie berührte.

Mit der Markthelferin Hilde Hauschild hatte Arthur angebandelt, indem er sie auf ihr ungeheuer starkes Haar ansprach. Ihr roter Teint war eher hässlich, sie hatte eine nicht gerade ebenmässige Nase und ein vermurkstes Gebiss. Aber sie hatte dieses wundervolle Haar und zerbrach fast jeden Tag einen Kamm, weil darin gar nicht durchzukommen war. Arthur hatte sich bei ihr vorgestellt, indem er ihr sagte: «Fräulein, von mir bekommen Sie einen Kamm geschenkt, den Sie nie kleinkriegen werden.»

Für meine Tante Grete war es nicht einfach gewesen, ihrem Bruder einerseits einen streng koscheren Haushalt zu führen und andererseits dieses ganz und gar unorthodoxe Verhältnis zu akzeptieren. Sie konnte die Hauschild nicht leiden. Es muss furchtbare Pöbeleien zwischen den beiden Frauen gegeben haben. Grete beschimpfte die Freundin ihres Bruders durch das ganze Treppenhaus, und diese brüllte zurück: «Kochen Sie ihrem Bruder lieber mal einen anständigen Topf Fressen, damit der nicht verhungert!»

Das Verhältnis zwischen mir und Hilde Hauschild war aber immer ungetrübt gewesen, auch noch nach Arthurs Tod. Ich hatte sie besucht, sie hatte mir Lebensmittel zugesteckt und mich immer ganz selbstverständlich wie eine enge Verwandte bei sich empfangen. Jetzt stieg ich also mit klopfendem Herzen und grosser Vorfreude zu ihrer Mansarde hinauf. Ich war überzeugt, dass sie mir helfen würde. Vielleicht konnte sie mich zu ihrer Familie an die Ostseeküste schicken.

Als ich vor ihrer Tür stand, sah ich ein Schild mit einem fremden Namen. Ich klingelte, aber es war niemand da. Dann versuchte ich es auch bei den Nachbarn. Schliesslich öffnete irgendwo eine Frau ihre Tür und sagte: «Sie suchen das Fräulein Hauschild? Die hat Knall und Fall nach Rostock geheiratet, sogar einen besseren Herrn, einen Ingenieur.» Eine Adresse hatte sie nicht hinterlassen. Traurig zog ich von dannen.

Ein paar Nächte verbrachte ich bei Tati Kupke, der Schwester meiner angeheirateten Tante Mia Lindemann. Die beiden hatten einen sehr netten alten Vater: Opa Lindemann war Tischler und altgedienter Kommunist in Pankow. 1933 hatte er zu Mia gesagt: «Ich weiss, du liebst die Annehmlichkeiten des Lebens, und du hast sie durch deinen Mann bekommen. Du hast die guten Zeiten mit ihm geteilt. Solltest du *wagen*, von ihm und euren gemeinsamen Kindern wegzugehen, weil es jetzt, da die Nazis am Ruder sind, nicht mehr opportun ist, mit einem Juden verheiratet zu sein, lege ich dich übers Knie und hau dich windelweich. In unserer Familie gibt es so was nicht.»

Tatsächlich hatte Mia weiter zu meinem Onkel Herbert gehalten, und war mit ihm, Kurt-Leo und Hannele noch kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nach England entkommen.

Auch ihre Schwester Tati hatte niemals irgendwelche Sympathien für die Nazis gehegt. Ihr Mann Willi war bis 1933 aktiver Kommunist gewesen und seiner Überzeugung treu geblieben. In ihrer kleinen Wohnung in Pankow gab es ein halbes Zimmer mit einer Couch, und dort wurde sofort frisches Bettzeug für mich aufgezogen.

Schon in meiner ersten Nacht dort stand Willi bei mir am Bett. Der schwächliche Mann mit dem zerknitterten Gesicht und einem viel zu kurzen Nachthemd brabbelte ein paar widerliche Zoten vor sich hin. Den Rest kann man sich denken. Ich konnte weder Krach schlagen noch ihn zurückschicken, also liess ich es über mich ergehen. Aber ich war sicher, dass Tati alles mitbekam.

Mir war das so peinlich, dass ich ihr überhaupt nicht mehr in die Augen sehen mochte.

In der nächsten Nacht tanzte Willi wieder als Nachtgespenst bei mir an. Ich konnte auch aus anderen Gründen nicht länger bleiben.

In dem hellhörigen Mietshaus wohnten jede Menge Nazis. An politischen Feiertagen hing dort ein Meer von Hakenkreuzfahnen. Früher oder später wäre ich aufgefallen.

Jemand anderes konnte mir dann weiterhelfen. Ernst Schindler, ein alter Freund meines Vaters, war als Jude längst zwangspensioniert. Er lebte in sogenannter Mischehe in der Gaudystrasse, im Norden Berlins. Ich hatte mich in den letzten Monaten ein paarmal mit ihm und dem Studienrat Dr. Max Bäcker getroffen. Wir hatten angefangen, zusammen Schwedisch zu lernen. Denn Bäcker, ein leidenschaftlicher Pädagoge, der seit dem Ersten Weltkrieg im Rollstuhl sass, meinte: «Wollen wir uns gegenseitig erzählen, dass der Krieg eine Katastrophe ist und dass die Nazis Verbrecher sind? Es ist eigentlich zu schade um die Zeit.» Leider kamen wir nur bis zur dritten Lektion.

Schindler, der selbst in einer sehr kleinen Wohnung lebte, brachte mich bei einer Freundin namens Lotte in der Karlstrasse* unter. Zumindest optisch entsprach diese Frau dem Klischee einer Intellektuellen par excellence: Sie war etwa Mitte vierzig, trug ihr schwarzes Haar in einem Herrenschnitt und hatte stets eine dicke Hornbrille im Gesicht. Lotte war ursprünglich Arbeiterin gewesen, hatte sich bei der Volkshochschule weitergebildet und war bis 1933 Sekretärin bei der SPD. «Ich werde nie im Leben Nazi werden», sagte sie mir gleich zu Anfang, «aber ich will auch mit der SPD absolut nichts mehr zu tun haben. Bitte fragen Sie mich nicht weiter danach.» Sie sprach ansonsten kaum mit mir. Ich merkte, dass sie ihre Ruhe haben wollte, und bat sie um etwas zu lesen.

Sie wohnte allein in zwei ineinander übergelassenen Zimmern einer kultivierten, bürgerlich eingerichteten Wohnung. Leider lag die Toilette eine halbe Treppe tiefer im Hausflur, und das war ein

* Heute Reinhardtstrasse.

schreckliches Problem für mich. Ich durfte ja tagsüber die Wohnung nicht verlassen.

Lotte ging frühmorgens weg und kam erst abends spät zurück. Ich musste entweder mit ihr zusammen aus dem Haus gehen und den ganzen Tag durch die Stadt laufen – oder drinnen bleiben und mich absolut ruhig verhalten.

So bat mich Lotte, mir ein Gefäss zu beschaffen, um darin mein grosses Geschäft zu verrichten. Entleeren durfte ich es erst, wenn sie wieder zu Hause war. Das war schon eklig genug, aber es kam noch schlimmer. Es fand sich nämlich kein Gefäss. Aber alle paar Tage traf ich Frau Koch in Köpenick. Dorthin brachte sie mir regelmässig sogenannte Hammelbeine mit, die sie ohne Marken von einem Schlachter bekam. Dieses Gericht überreichte sie mir in einem Metallgefäss mit Deckel. Und das musste ich nun auch zu diesem Zweck verwenden.

Ich konnte dieses Hammelzeug bald nicht mehr sehen. Mir wurde ganz übel davon, aber ich musste das Zeug mit einer schrecklichen Sosse kalt essen. Meine Aversion gegen das Essen aus dem Fäkaliengefäss wurde so stark, dass mir beim blossen Anblick schlecht wurde. Aber ich musste mich natürlich überschwänglich bei Frau Koch für die mir zgedachten Speisen bedanken. Einmal brachte sie mir auch Kohlrabi für diesen Metalltopf mit. Ich war ausserstande, etwas davon zu mir zu nehmen.

An einem Sonntag nahm Lotte mich mit auf einen Ausflug. Wir trafen uns mit einem befreundeten, jüngeren Ehepaar am Bahnhof Bernau. Ich genoss diesen Kontakt, denn die beiden waren sehr belesen. Wir unterhielten uns angeregt und kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Irgendwann erwähnte ich Kants Kritik der reinen Vernunft. Meine Quartiergeberin nahm mich daraufhin beiseite und sagte: «Sie müssen noch sehr viel lernen. Die Augustins sind weder Nazis noch Nazigegner, sie sind nette Leute, und das ist alles. Sie

sollten also Ihre Zunge hüten.» Mit anderen Worten: Ich sollte bloss nicht mit Bemerkungen über Kant auf mich aufmerksam machen.

Schindler besorgte mir nach etwa vierzehn Tagen das nächste Quartier. Diesmal ging es zu seiner ehemaligen Aufwartefrau. Er selbst konnte sich schon lange keine Haushaltshilfe mehr leisten, denn seine Frau und er lebten von dem winzigen Gehalt, das diese noch irgendwo in einem Büro verdiente.

Ida Kahnke wohnte ganz in seiner Nähe in der Schönhauser Allee. Schindler wusste, dass sie Nazigegnerin war. Die zahnlose alte Frau sah aus wie eine Hexe. Ihre ganze Mundpartie war eingefallen, und sie hatte eine vorspringende Nase. Ausserdem war sie sehr mager – ausgetrocknet, aber nicht dünn wie ein Zwirnsfaden, sondern platt wie eine Wanze.

Als Klofrau in einer Behörde konnte sie jeden zusätzlichen Pfennig gebrauchen. Sie kicherte glücklich, als Schindler, der ja selbst kein Geld hatte, ihr zehn Mark dafür anbot, dass sie mich zwei Wochen bei sich aufnahm. Aber sie machte deutlich, dass sie es auch ohne Geld getan hätte. «Wie ick jung war, war ick kommunistisch jewesen, aber wenn man in die Jahre kommt, wird man reljees», sagte sie oft. Sie gehörte den Zeugen Jehovas an, die damals ja verboten waren.

Ida Kahnke bewohnte den im Hinterhaus liegenden Teil einer ehemals herrschaftlich grossen Wohnung. Eigentlich hatte sie nur ein einziges Zimmer, nämlich die ehemalige Küche, die gefliest und furchtbar ungemütlich war. Diesen Raum hatte sie an einen freundlichen jungen Mann vermietet. Leider war er Stotterer und Bettnässer. Seine durchnässten Laken trocknete er bei sich im Zimmer. Es stank in der ganzen Wohnung. Ansonsten gab es nur eine kleine, zur Küche umfunktionierte Dienstbotenkammer. Davon wiederum war ein Verschlag für das Klo abgeteilt. Die alte Frau schlief in einer Art Alkoven in einem hinteren Winkel der Diele, und dieses grosse, alte Holzbett musste ich zwangsläufig mit ihr teilen.

Ihre gesamte Bibliothek befand sich in der Schublade des Küchentisches und bestand aus ein paar zerfledderten Broschüren mit Weltuntergangsprophezeiungen. Ich hatte den ganzen Tag über nichts anderes zu tun, als auf einem wackeligen Korbstuhl zu sitzen und diese Heftchen durchzublättern. Da deren Papier unglaublich unappetitlich war, benutzte ich Stricknadeln, um die Seiten umzuwenden.

Herumlaufen durfte ich nicht. Eine Etage tiefer wohnte ein Invalide, der mich sofort gehört hätte. Ich sass dort also untätig, wartete auf Frau Kahnke und kaute auf dem Stück Brot herum, das sie mir hinterliess.

Zu allem Überfluss kam Ida Kahnkes Bruder Hugo genau in diesen Tagen aus dem Zuchthaus. Er hatte ziemlich lange gegessen, nachdem er seine Frau oder Freundin erschlagen hatte. Die Kahnke hatte wahnsinnige Angst vor ihm: Dass er sinnlos betrunken bei ihr ankommen könnte, dass der «Jeld» wollte und so weiter. Genauso kam es dann auch. Ich wäre am liebsten unsichtbar geworden, aber er beachtete mich überhaupt nicht. Nach einer halben Stunde war er schon wieder weg, denn er hatte sofort nach dem Zuchthaus wieder irgendein Weibsbild aufgegabelt.

Einmal fand an einem Wochenende ein Geburtstagskaffee bei Frau Kahnke statt. Ich drückte mich still in eine Ecke, fand das aber hochinteressant. Es waren ein paar Männer da, Freunde von Hugo, von Beruf Schwerverbrecher. Und dazu ein paar Freundinnen von Ida, fromme, bigotte Sektiererinnen. «Generalnenner», notierte ich mir innerlich: «Aussenseiter der Gesellschaft, Randexistenzen.» Sie liessen aus einem alten Trichtergrammophon uralte Schlager ertönen und tanzten danach im Stil der Jahrhundertwende mit wackelnden Hüften. Es war so grotesk, dass ich mir selbst in den Arm kniff und mich fragte: «Ist das Wirklichkeit oder Traum?»

Ich fing aber auch an, mir über soziale Fragen Gedanken zu ma-

chen. Ich kam ja in Verhältnisse, von denen ich mir nie hätte träumen lassen. Mir wurde klar: Diese entsetzliche Wohnung war etwas ganz Normales. Es gab nicht wenige Menschen, die so lebten wie Ida Kahnke.

Wie immer sass ich in meinem Korbstuhl, als eines Tages plötzlich die Tür aufging und sich männliche Schritte näherten. Ein Einbrecher, dachte ich erst und erschrak. Doch dann stellte sich heraus, dass der Mann ein im selben Hause wohnender Bulgare war. Er hatte einen Wohnungsschlüssel, weil er Frau Kahnke versprochen hatte, die Küche zu renovieren. Jetzt war er krankgeschrieben und war mit einem Eimer Farbe gekommen, um sie zu überraschen.

Auch er war erschrocken, als er mich sah. Aber deutsch radebrechend sagte er gleich: «So nette Frauen als Einbrecher gibt's nicht.» Er war sehr charmant, und bald gab ein Wort das andere. Als Ida Kahnke nachmittags nach Hause kam, erklärten wir ihr bereits, wir seien verlobt. Dimitr Petrow Tschakalow – das war sein Name – würde mich mit zu sich nach Hause nach Bulgarien nehmen. Es müsse nur ein Weg gefunden werden, mich dorthin zu schleusen.

Ich war verliebt, sehr sogar. Dieser Mann war einfach reizend: Dieser glänzende schwarze Schopf, die dunklen Augen, die schneeweissen Zähne. Oft sang er bulgarische Volkslieder, ein bisschen sentimental, aber mit sehr hübscher Stimme. Ich wollte wirklich mit ihm gehen. Dass ich im Stillen den Plan entwickelte, von Bulgarien aus weiter über die Grenze in die Türkei zu wandern und mich dann zu Fuss nach Palästina durchzuschlagen, sagte ich natürlich niemandem.

Frau Kahnke vermittelte mich nach zwei Wochen an eine andere Toilettenfrau weiter, eine Frau Schulz in der Lychener Strasse. Wieder bezahlte Schindler, der doch selbst völlig verarmt war, zehn

Mark für mich. Und wieder wurde ich in einen nahezu identischen Korbessel verfrachtet.

Frau Schulz arbeitete den ganzen Tag, holte sich einmal in der Woche einen Stapel Trivilliteratur aus einer Leihbücherei, las immer wieder dasselbe und schob mir irgendein Buch hin, damit ich auch etwas zu lesen hatte. Sie sprach fast überhaupt nicht mit mir. Eine Treppe tiefer wohnte eine Frau Lauer, die ihre ehemalige Schwägerin, inzwischen aber ihre Todfeindin war. Diese Frau durfte auf keinen Fall bemerken, dass ich mich in der Wohnung aufhielt. Das war das grösste Problem.

Aber Frau Schulz hatte Lebenserfahrung. Und so sagte sie eines Tages zu mir: «Na, ick seh doch, wat los is. Bei Ihnen is doch wat Kleiniet unterwegs.»

Es stimmte, und es war auch nicht mehr zu übersehen. Mir war seit Wochen immer wieder übel. Ich konnte all diese ekelerregenden Dinge wie die Hammelbeine, die Frau Koch mir brachte, überhaupt nicht mehr ertragen. Ich wusste auch, von wem ich schwanger war. Mit dem Chinesen hatte ich ja schon lange nichts mehr. Und den Bulgaren kannte ich erst seit Kurzem. Es kam nur Ernst Wolff in Frage.

Der Einzige, der mir jetzt helfen konnte, war Dr. Benno Heller. Ich hatte schon viel von dem jüdischen Frauenarzt gehört. Alle Frauen, die bei ihm in Behandlung waren, schwärmten für ihn. Ich war ihm auch einmal kurz über den Weg gelaufen, als ich Toni Kirschstein nach einer Operation im Jüdischen Krankenhaus besucht hatte.

Benno Heller hatte einen Krankenbesuch bei ihr gemacht. Als ich das Zimmer betrat, wollte er gerade wieder gehen. Mit übergrosser Sorgfalt setzte er sich da einen teuren Velourshut auf und kontrollierte dabei seinen Anblick im Spiegel über dem Waschbecken. Dann setzte er den Hut wieder ab. Es war offensichtlich, dass er sich mit diesem teuren Stück nur präsentieren wollte. Und ich dachte: Was für ein eitler Fatzke!

Heller war mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet. Diese Ehe schützte ihn vorerst vor der Deportation. Er praktizierte als sogenannter Krankenbehandler in der Braunauer Strasse* in Neukölln.

Dorthin begab ich mich also. Eine Abtreibung war ja streng verboten. Ich konnte ihn unmöglich danach fragen, ohne vorher sein Vertrauen gewonnen zu haben. Also erzählte ich ihm von unserer Begegnung am Krankenbett von Toni Kirschstein, aber daran konnte er sich überhaupt nicht erinnern. Immerhin meinte er: «So etwas kann man ja wohl kaum erfinden.» Dennoch blieb er misstrauisch: Ich hätte ja ein Spitzel sein können. Er war, so lauteten die Gerüchte, schon vor 1933 einmal wegen illegaler Abtreibung im Gefängnis gewesen. Er war Jude und stand politisch links. Seine Situation war prekär. Aber er wollte auch helfen.

Schliesslich fragte er mich nach dem *Sch'ma*, dem jüdischen Glaubensbekenntnis.

«*Sch'ma Jisroel Adaunoj elauhenu Adaunoj echod* – Höre Israel: Der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig», rezitierte ich.

«Das kennt nun wirklich kein Fremder», entschied Heller. Er erklärte mir, er werde mir ein Mittel geben, um eine Fehlgeburt einzuleiten, doch die müsse ich dann allein durchstehen. Eine Ausschabung sei danach nicht nötig: «Du bekommst Wehen, und dann geht das ganze Zeug ab. Das schmeisst du weg, und die Sache ist erledigt.» Er duzte mich wie alle seine Patientinnen.

Ich machte mich also auf den weiten Weg zurück in die Lycheener Strasse. Als nach ein paar Stunden die Wehen begannen, gab mir Frau Schulz den Schlüssel zu einer Laube von Bekannten in Nordend und malte mir genau auf, wie ich dort hinkam.

* Heute Sonnenallee.

Ganz allein fuhr ich in diese Laubenkolonie. Ich schloss das Tor zum Grundstück auf und fand im Garten irgendwo einen alten Eimer und setzte mich darauf. Angesichts all dessen, was schon hinter mir lag, geschah nun also auch das noch. Und dann ging es ziemlich schnell.

Ich hatte nicht bemerkt, dass noch jemand in diesem Garten war. Ein alter Mann hatte sich auf dem Grundstück eingeschlossen, weil er ganz allein war. Nach dem ersten Schrecken war er furchtbar nett zu mir. «Ach, kleenet Frauchen, ick seh doch, wat los is. Kann ick wat helfen?», fragte er. Dann brachte er mir zu trinken. Ich bat ihn um Zeitungspapier, um den Inhalt des Eimers einzupacken und abzutransportieren. Damit fuhr ich zu Heller und fragte: «Was soll ich denn nun machen?»

«Bist du wahnsinnig, mir diesen Mist zu bringen?!», fragte der entsetzt, «entledige dich dessen, wo es kein Mensch findet.» Frau Koch half mir dann. Ich übergab ihr das Zeitungspaket, und sie begrub es unter einem Pflaumenbaum.

Moralische Bedenken hatte ich nicht. Ich wollte leben, und das ging nun mal nicht anders. Aber traurig war ich schon. Es war deutlich sichtbar ein Junge gewesen, der einzige Nachkomme, den die Familie Wolff jemals gehabt hätte.

Übrigens kam ich nicht auf die Idee, Benno Heller Geld anzubieten. Er forderte auch keins. Er untersuchte mich noch mal kurz und stellte fest: «Allet in Ordnung: Jeh deiner Wege, det macht die besten Bäuche.»

Mitko – das ist der Kurzname von Dimitr – wusste von dieser widerlichen Sache und fand nichts dabei. Er plante weiterhin, seinen grossen Urlaub zu nehmen, um mit mir in seine Heimat zu fahren. Ich war immer noch völlig begeistert von dieser Idee und überredete Frau Koch sogar, mir ein Bulgarisch-Lehrbuch zum Selbststudium zu kaufen. Diese Sprache lernte ich im Eiltempo.

Bald nahm ich auch meine Wanderungen durch Berlin wieder auf. Wenn ich nicht den ganzen Tag im Korbstuhl sass, verliess ich die Wohnung morgens um sechs oder sieben gemeinsam mit meiner Zimmerwirtin und lief den ganzen Tag herum. Irgendetwas musste ich ja tun. Spätabends kam ich mit wunden Füessen zurück. Ich habe damals oft den Satz gedacht: Wenn Heimat eine ertretbare Grösse wäre, dann hätte ich mir die Stadt Berlin als Heimat ertreten.

Ich hatte vor, mich vor meiner Abreise nach Bulgarien von einigen Menschen zu verabschieden, die ich wahrscheinlich nie wieder sehen würde. Dazu gehörte Leo Davidsohn, ein Cousin meiner Mutter. Wir hatten mit ihm und seiner Familie öfter den Sederabend bei Tante Grete verbracht, sonst aber nicht allzu viel Kontakt gehabt. Aus meiner Kindheit hatte ich einen dicklichen, kleinen Mann in Erinnerung, der ständig banale Witzchen machte.

Als junger Mann soll Leo ein ausgesprochen unternehmungslustiger Typ gewesen sein, einer, der seine sogenannte Kreissäge schief auf dem Kopf trug. Aber irgendwann war wohl Schluss mit den drolligen kleinen Abenteuern. Er hatte sich mit der hässlichen Gertrud Cohn, der Tochter eines schwerreichen Privatbankiers, verlobt. Kurz vor der Heirat machte ihr Vater einen betrügerischen Konkurs und schoss sich eine Kugel durch den Kopf. Gertrud wollte Leo daraufhin sofort den Ring zurückgeben, aber er lehnte ab. «Ein Mensch ist für mich ein Mensch, und du bist im Unglück», soll er gesagt haben, «ich bin Jude, und ich stosse keinen Menschen in den Abgrund.» Die beiden heirateten, und so hatte er keine reiche, aber eine überragend scharfsinnige Frau an seiner Seite. Sie tat alles, um mit ihm gemeinsam eine Existenz, nämlich einen Grosshandel mit Samtstoffen, aufzubauen, und die beiden wurden damit reich.

Leo war inzwischen Witwer. Seine Tochter lebte in Paris. Er

wohnte mit seinen beiden Schwestern aus Ostpreussen zusammen, die ihm den Haushalt führten. Ich kam zum ersten Mal in diese herrliche Riesenwohnung in der Lietzenburger Strasse.

Ein Hausmädchen bat mich, in der wunderbaren Diele auf ihn zu warten. Ich sah mir alles genau an: Rechts und links waren kleine Kammern mit Samtportieren abgetrennt. Dahinter verbarg sich die Garderobe. Ich begann diesen wunderbar wohnlichen Raum mit meinen Schritten auszumessen. Wenn ich überlebe, nahm ich mir vor, baue ich mir eine grosse Villa, mit einer Diele, die genauso aussieht wie diese hier. Dann erschien Onkel Leo.

«Du gehst ohne Stern?», fragte er mich als Erstes, ohne richtige Begrüssung. Er war sichtlich empört.

«Ja, ich will versuchen zu überleben. Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden. Ich gehe nachher auch noch zu Recha Frankenstein», gab ich zurück. Recha war die Lieblingscousine meiner Mutter und ausserdem ihre engste Vertraute gewesen.

«Das kannst du dir sparen. Sie ist vorige Woche abgeholt worden», sagte er bitter. Der Kneifer auf seiner Nase zitterte. Leo war voller Wut auf mich, weil ich ihm ohne Stern gegenübertrat. «Du störst», fuhr er barsch fort, «wir haben keine Zeit. Die Schwestern sind mit Vorbereitungen für den Abtransport befasst, den wir demnächst erwarten.»

«Entschuldigung. Ich will euch nicht lange aufhalten. Ich wollte nur auf Wiedersehen sagen.»

«Was denkst du dir denn dabei, einfach nicht mitzugehen, wenn du abgerufen wirst?»

«Ich möchte überleben.»

«Aber wenn die dich erwischen ... weisst du, was die mit dir machen?»

«Was denn?»

«Die deportieren dich glattweg in den Osten.»

«Das will ich ja gerade vermeiden.»

In dem Moment begriff er, in welchem geistigen Zirkel er gefangen war. Er sagte dann, etwas besänftigt und aus reiner Verlegenheit: «Ich werde ja meinen siebzigsten Geburtstag weiss Gott wo in Polen feiern», es folgte eine lange Pause, in der er um Worte rang: «Nein, feiern passt nicht. Ich werde meinen Geburtstag dort begehen.» Dann zitierte er noch *Pirke Owaus* – die Sprüche der Väter: «Sondere dich nicht ab von der Gemeinschaft.» Eine Moralpredigt war das Letzte, was ich jetzt brauchte.

«Grüsse die beiden Tanten, und lass es dir möglichst gutgehen», sagte ich, «auf Wiedersehen.» Ich war froh, als ich die Wohnungstür hinter mir zuziehen konnte.

Und dann sprang mich ein Gedanke an wie ein streuender Strassenköter. Onkel Leo war ja sehr wohlhabend: Ins Grab konnte er sein Vermögen nicht mitnehmen. Und mir hätten hundert Mark wirklich geholfen. Ich war aber viel zu stolz, um ihn um Geld zu bitten.

Während ich die Treppen hinunterstieg, ging die Wohnungstür oben noch einmal auf. Laut und vernehmlich rief Leo, der vorher im Hausflur nur mit mir geflüstert hatte: «Hallo! Ich muss dir noch was sagen, komm noch mal zurück.» Schnell sprang ich die paar Stufen wieder hoch.

«Vielleicht geht du doch den richtigen Weg», sagte er, als ich vor ihm stand: «Wenn du überlebst und meine Tochter Hilde wiedertriffst, dann grüsse sie doch bitte von mir. Sie soll wissen, dass mein letzter Gedanke ihr gelten wird. Ich werde mit dem *Sch'ma* auf den Lippen sterben und dabei an sie denken.» Damit knallte er die Tür endgültig zu.

Ganz anders war die Stimmung, als ich die Ärztin Helene Gutherz noch einmal aufsuchte. Mit ihrem Mann David, einem Juristen aus Österreich, wohnte sie in der Augsburgers Strasse. Als ich erzählte, dass ich meiner Verhaftung entkommen war, brachen beide in Jubel

aus. «Marie, koch Tee, aber von dem anständigen, den wir noch da haben für eine besondere Gelegenheit. Ein grosses freudiges Ereignis ist eingetreten», brüllte Helene Gutherz in die Küche. Die beiden wussten gar nicht, wo sie mit ihrer Freude bleiben sollten. Schliesslich beschlossen sie, mir ein Bild zu schenken, das ein Freund von ihnen gemalt hatte: Grüne Pferde auf der Weide. Ich fand es nicht besonders gut. «Ich habe kein Dach überm Kopf, wo soll ich damit hin», wandte ich ein. Daraufhin wollten sie mir ihre Esszimmermöbel überlassen. Es war grotesk. «Wir haben sie über unsere Verhältnisse gekauft, wir hatten nicht viel Geld», sagte Helene Gutherz. Ihr Mann machte die Büfettüre auf und klopfte dagegen: «Hören Sie mal, was das für stabiles, gutes Holz ist!» Ich bewunderte die erstklassige Qualität, hatte aber die grösste Mühe, ihnen klarzumachen, dass ich mit diesen Möbeln nichts anfangen konnte. Wo hätte ich die denn unterbringen sollen?

Nach innigen Umarmungen und Glück- und Segenswünschen verabschiedeten wir uns schliesslich voneinander. Bei den beiden war kein Hass, kein Neid, keine Aggressivität zu spüren, aber ich war erleichtert, als ich draussen war. Dieser Kampf dagegen, ein Esszimmer geschenkt zu bekommen, war so unsinnig.

Ich hatte danach noch viele Stunden totzuschlagen und setzte mich in ein Strassenbahnwartehäuschen, um mich auszuruhen. Dort kam mir ein Gedanke, der mich selbst erschütterte: Es war etwas abgeschlossen. Dies waren meine letzten Besuche bei jüdischen Verwandten oder Freunden gewesen. Ich ging jetzt einen ganz anderen Weg.

Meine letzte Begegnung mit Ernst Wolff im August 1942 war furchtbar. Auch seine Familie hatte bereits «die Listen». In diesen Listen musste man wenige Tage vor der geplanten Deportation seinen gesamten Besitzstand erfassen. Ich konnte dieses Wort nicht

mehr hören: Alle hatten «die Listen». Ich konnte auch die Angst vor diesen drohenden Verbrechen nicht mehr ertragen und die ganze seltsam geschäftige Atmosphäre darum herum.

Ernst hatte ja einen Hang zum Militärischen. Und so erzählte er mir, dass er zu Hause den riesigen Esstisch, an dem normalerweise die Sederfeiern stattfanden, hatte ausziehen lassen. Dort wurden die Rucksäcke für seine Eltern, seine Tante und seine Schwester Thea gepackt. Und dort liess er seine alten Verwandten exerzieren: «Rucksack aufnehmen!», «Rucksack ab!» und so weiter. Er benutzte ein grauenhaftes Wort, als er mir davon erzählte: Er sprach von der «Reise», die ihnen allen bevorstand. «Reise» nannte er das.

Bei diesem letzten Treffen war die Stimmung zwischen uns sehr angespannt. In Todesangst ging ich mit ihm die Memhard- und Münzstrasse entlang. Er trug den Judensterne und ich natürlich nicht. Es quälte mich entsetzlich.

«Wer von uns den besseren Weg geht, wer zum Leben geht und wer nicht, das muss man abwarten», sagte er. Ich verzichtete darauf, meine Argumente noch einmal vorzutragen. Dennoch gab er mir mit erhobenem Zeigefinger noch ein paar moralische Ratschläge mit auf den Weg: Ich sei aus gutem jüdischem Hause und solle mich nicht vergessen. Mir reichte es, ich wollte all das nicht mehr hören.

Wir waren auf dem Weg zu seinem Cousin Herbert Koebner. Der ehemalige Direktor einer Zahnklinik hatte sich inzwischen auf Urkundenfälschung spezialisiert. Ernst Wolff wollte uns miteinander bekanntmachen.

In Koebners Wohnung in der Kaiser-Wilhelm-Strasse wünschten wir uns gegenseitig alles Gute und sagten einander auf Wiedersehen. So banal war unser Abschied. Wie hätte er auch sonst sein sollen?

4

Meine Tante Sylvia Asarch hatte einst auf Gut Boldera in der Nähe von Riga gelebt. Deshalb besass sie einen sowjetischen Pass, der sie vorerst vor der Deportation bewahrte. Im Sommer 1942 war sie die Einzige aus der Familie meiner Mutter, zu der ich noch Kontakt hatte. Alle anderen waren aus Deutschland geflohen, deportiert oder schon tot.

Oft sassen wir beim Tee zusammen. Natürlich erzählte ich Sylvia von Mitko und von meinen Plänen, mit ihm wegzugehen.

«Was?», fragte sie da entsetzt, «ein ungelernter Arbeiter? Du brauchst einen reichen Herrn, damit du standesgemäss leben kannst!»

Das war natürlich grotesk. Sylvia hatte selbst erlebt, wie sich die Familie über ihren Freund aufgeregt hatte, der kein Jude und noch dazu Arbeiter war. Dabei war dieser Otto Starke ein furchtbar anständiger Mensch. Noch lange nachdem sie sich getrennt hatten, bis weit in den Krieg hinein, schickte er ihr regelmässig Päckchen.

Sylvia war 1917 ohne ihre Kinder vor der russischen Revolution geflohen. Mit einem einzigen Gepäckstück, einer Hutschachtel mit mehreren sehr teuren Pariser Hüten, war sie damals in Berlin angekommen. Von da an hatte sie in unserer Familie als gewissenlose Rabenmutter gegolten, die ihre Kinder geopfert hatte, um ihre Hüte zu retten. Erst jetzt erzählte sie mir, was wirklich geschehen war: Vorne in ihr Gutshaus waren die Bolschewiken gestürmt, hinten schlich sie als Bäuerin verkleidet im letzten Moment hinaus. «Wenn ich mich als Gutsherrin zu erkennen gebe», so war ihre Überlegung, «werden wir alle umgebracht. Man würde uns als Ku-

laken einordnen und erschliessen.» Wenn sie ihre Kinder aber allein zurückliess, würden die Sowjets sie verschonen und in ein Waisenhaus bringen. Dort würden sie zu essen bekommen, kommunistisch erzogen werden und müssten dann ihren Weg allein finden. Es war ihr grosses Geheimnis, dass sie noch ein Foto von diesen vier halbwüchsigen Kindern besass: Tassja, Bruno, Ruth und Fila. Einmal hat sie es mir gezeigt.

Sylvia war eher klein und rundlich und hatte einen mächtigen Hintern. Sie empfand sich selbst als schön und sehr bedeutend. Jeder ihrer Schritte besagte: wichtig, wichtig, wichtig. Sehr prägnant an ihrem Gesicht war eine grosse, grobporige Nase. Sie liebte es, sich auffällig zu schminken: Die Lippen malte sie stets in einem grellen Kirschrot, das gesamte Gesicht bedeckte sie mit einem leicht lila schimmernden Puder.

Ihr grosses Geltungsbedürfnis passte überhaupt nicht zu der Tatsache, dass sie in Berlin viele Jahre lang nur existieren konnte, weil ihr die Familie unter die Arme griff. Als Tante Mia sich einmal ein



Sylvia Asarch mit ihrem Ehemann Boris Asarch, vor 1914.

teures Schneiderkostüm geleistet hatte und sich vor uns darin drehte, wurde das von allen bewundert. Nur Sylvia sagte: «Nun ja, ganz brav gemacht, aber der erste Schneider in St. Petersburg hat denn doch besser gearbeitet.»

Sie selbst hatte sich einmal einen Seidenstoff gekauft, der zur Dekoration im Schaufenster eines Möbelgeschäftes verwendet worden war. Diesen völlig ausgebleichenen, aber kostbaren Stoff liess sie dunkellila färben und ein sehr extravagantes Complet daraus fertigen, ein Kleid mit Jacke, Cape und Schal. Die Leute drehten sich auf der Strasse nach ihr um, so auffällig war ihre Aufmachung.

Einmal hatte Sylvia auch für ein paar Wochen bei uns in der Prenzlauer Strasse gewohnt. Damit sie sich nützlich machte, sollte sie etwas backen. Meine Mutter ordnete einen Napfkuchen an und nannte die Zutaten: Ein Pfund Mehl, etwa hundert Gramm Butter und vier Eier.

«Was?!», fragte Sylvia. «Vier Eier?! Gott, sind das alles widerliche kleinliche Rezepte!» Bei ihr wurde ein Kuchen nach folgendem Rezept gebacken: Die Dotter von sechsunddreissig hartgekochten Eiern werden in einem Mörser fein zerstampft. Das war die Teiggrundlage.

Meine Mutter bekam bei solchen Äusserungen einen Wutanfall: «Du kannst einem das Blut aussaugen!», schäumte sie. Darauf verliess Sylvia türenknallend, im Winter und ohne Mantel die Wohnung, und man machte sich Sorgen um sie. Nach einer Stunde war sie wieder da.

Schon in der frühen Nazizeit wollte Sylvia Deutschland verlassen und zog zu ihrem Bruder Max nach London. Dessen Ehefrau Bobby aber soll sie dermassen schikaniert, beleidigt und ausgebeutet haben, dass sie nach einigen Monaten nach Berlin zurückkehrte. Durch eine glückliche Fügung bekam sie sogar ihr altes möbliertes Zimmer bei zwei steinalten Damen in Wilmersdorf wieder.

Zu den Absurditäten der Kriegsjahre gehörte es, dass Sylvia endlich eine anständig bezahlte Arbeit fand. Sie wurde von einem sogenannten Halbjuden namens Hofer angestellt, der Silberschmied war und eine Werkstatt für Modeschmuck betrieb, die damals sehr beliebt war. Man konnte dort einen alten Silberlöffel oder etwas Ähnliches abgeben, und er fertigte einen Kettenanhänger oder ein Armband daraus. Es gab ja nichts zu kaufen.

In diesem Betrieb erledigte Sylvia sämtliche Büroarbeiten. Ihr Chef lebte mit einer Dame zusammen, die er nicht heiraten konnte, weil sie eine sogenannte Vollarierin war. Als ich Sylvia in dieser Werkstatt einmal besuchte, stellte sie mich dieser Frau vor – oder, besser gesagt, umgekehrt. «Ich freue mich, dir unser Fräulein Richold vorstellen zu können», sagte sie zu mir. Elisabeth Richold hätte meine Mutter sein können. Sie war eine vollbusige, sehr gut aussehende Dame. Ihre Gesichtszüge entgleisten kurz, aber sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Als wir alleine waren, fragte ich Sylvia: «Wie kannst du so etwas machen? Du stellst mir eine viel ältere Person vor, als wäre sie eine Dienstin.»

«Nu», erwiderte Sylvia: «Bist du vielleicht erstwer?» Das war eine ihrer Lieblingsformulierungen: «Du bist doch nicht erstwer.»

Alles, was sie ihren vier Kindern an Liebe nie mehr hatte geben können, konzentrierte Sylvia in diesem Sommer 1942 auf mich. Sie war für mich die Mittelperson, die Besuche machte, die ich nicht mehr machen konnte. Sie ging zum Beispiel zu Toni Kirschstein, um ihr zu sagen, dass ich abgetaucht sei. Sie fand auch, irgendwo in einer verwinkelten Strasse, einen verstaubten kleinen Schreibwarenladen, wo es noch etwas für mich ganz Wichtiges zu kaufen gab: Tintentod. Diese Flüssigkeit war längst aus dem Handel gezogen und streng verboten, weil man damit Dokumente fälschen

konnte. Aber die Verkäuferin wusste das nicht und war froh, den Ladenhüter endlich los zu sein.

Einmal, als wir zusammen Tee tranken, stand Sylvia auf und verkündete: «Ich werde dir jetzt etwas sagen, was dich in Erstaunen versetzen wird. Du sollst es nie vergessen: Ich habe alles verloren, ich habe diese schreckliche Flucht hinter mir, ich habe meine Kinder nie wieder gesehen. Aber eines weiss ich als Summe meiner Lebenserfahrung genau: Die Bolschewiken hatten recht.» Das hat mich für mein ganzes Leben beeinflusst.

Mein Plan, nach Bulgarien zu gehen, beschäftigte Sylvia auf ihre ureigene Weise: «Da brauchst du eine erstklassige Ausstattung», erklärte sie, «ohne Abendkleid kannst du nicht fahren. Es sollte aus erbsengrüner Seide sein.»

Um diese Ausstattung zu beschaffen, wollte sie ein ganz grosses Geschäft machen. Sie hatte einen Freund, der auch Bulgare war, ein Herrn Todorow, der bei ihr im selben Haus wohnte und im Tabakgeschäft tätig war. Der Mann war schätzungsweise siebzig, und es entging mir nicht, dass sie in ihn verliebt war. Sie war auch schon um die sechzig, aber noch sehr erotisch und eine leidenschaftliche Natur.

Diesem entzückenden Herrn Todorow gab sie alles, was sie besass. Kleine Schiebereien – zehn Zigaretten irgendwo zu besorgen und sie dann mit ein paar Pfennigen Aufschlag weiterzuverkaufen – waren nichts für Sylvia. Sie wollte ein ganz grosses Geschäft machen. Doch es endete damit, dass dieser Mann sie ans Messer lieferte.

Ich erfuhr davon, weil Sylvia für mich eine Unterredung mit diesem Herrn Todorow arrangiert hatte. Wir sollten uns auf einer bestimmten Bank im Tiergarten treffen. Sie war überzeugt davon, dass es für mich von höchstem Nutzen sei, mit einem gebildeten und wohlhabenden Bulgaren über die Verhältnisse dort zu sprechen.

Er sollte ein bestimmtes Erkennungszeichen in der Hand halten, aber das war gar nicht nötig. Ich erkannte ihn schon von weitem. Er sah genauso aus, wie ich ihn mir aufgrund von Sylvias Beschreibung vorgestellt hatte. Mich erwartete ein sehr gut aussehender, ganz in hellgrau gekleideter, weisshaariger, überaus gepflegter Herr. Er war eindeutig ein Verbrecher. «Arme Sylvia», dachte ich, «sie ist auf einen Heiratsschwindler reingefallen.»

Ich sah auch schon von weitem, wie er enttäuscht die Mundwinkel herunterzog: Ich war nichts für ihn. Ich sah nämlich ganz armselig aus und war schäbig angezogen.

Wir tauschten ein paar Höflichkeiten aus, und dann sagte er mit starkem slawischem Akzent: «Asarch ist gesperrt.»

Gesperrt? Ich glotzte ihn blöd an, sagte: «Wie bitte?»

«Ist eingesperrt», erklärte er.

Ein oder zwei Tage, nachdem sie ihm ihr ganzes Geld gegeben hatte, muss er sie denunziert haben, um sie sich vom Halse zu schaffen. Ich solle mit zu ihm nach Hause kommen, sagte er, er werde mir ein Stück Brot geben. Ich war wie betäubt und folgte ihm in die Schaperstrasse. Auf der Schwelle zu seinem Zimmer liess er mich warten. Der Tür gegenüber stand sein Schreibtisch mit offener Schublade. Und darin sah ich Sylvias Ring liegen. Ich hatte diesen Ring oft bewundert und sehr geliebt: Er war so gross, dass er mehr als das unterste Gelenk ihres Mittelfingers bedeckte, und er war sehr kunstvoll gemacht: Winzige Vögelchen pickten darauf Edelsteinsplitter auf. Das Schmuckstück war schon aufgrund dieser filigranen Handarbeit sehr wertvoll.

Die letzten Zweifel waren damit beseitigt: Er hatte sogar noch ihre Wohnung ausgeräumt. Mit einem idiotischen Grinsen wandte er sich zu mir um und schob mit dem Hintern die Schublade zu. Dann schenkte er mir ein Stück Brot. Das war so hart, dass ich es zusammen mit Ida Kahnke mit Stemmeisen und Meissel bearbeite-

te und doch nicht kleinbekam. Und obwohl alles so furchtbar war, lachten wir dabei Tränen.

Herr Todorow gab mir ausserdem noch zwei Paar plattierte Strümpfe. Das dicke Material sass nie glatt, sondern zog Wasser, wie man volkstümlich sagte: Es schlug Wellen. So arm ich auch immer war – solche Trikotagen konnte ich nicht tragen. Ich schenkte die Strümpfe Ida Kahnke. «Ach, dass es das noch gibt! Plattierte Strümpfe!» Mit meckerndem Greisenlachen brach sie in Entzücken aus.

Mein erster Weg führte mich am nächsten Tag in die Silberschmiedewerkstatt, in der Sylvia gearbeitet hatte. Ich erzählte Elisabeth Richold, was passiert war. «Wie kann Asarch so etwas tun?», seufzte diese, «eine Sowjetjüdin muss mit einem idiotischen Grossschieber Geschäfte anfangen?» In dem Schmuckbetrieb hatte nach Sylvias Verhaftung auch eine grosse Hausdurchsuchung stattgefunden.

«Sie hat's nicht für sich getan», sagte ich, «sondern für mich.»

Da kamen der Richold die Tränen: «Das ist sehr gut, dass Sie mir das sagen. Die Asarch ist ja etwas exaltiert, aber das wirft doch ein ganz anderes Licht auf sie. Ich hätte nicht gedacht, dass sie ein so guter Mensch ist.»

Ich habe Tante Sylvia nie wiedergesehen. Viele Jahre nach dem Krieg sass ich zufällig in einer Tischrunde, in der man sich über diese Silberschmiedewerkstatt Hofer unterhielt. Eine der Gesprächsteilnehmerinnen sagte: «Und denkt mal, da war eine Sowjetjüdin, eine Sylvia, eine Person, die beneidenswert geschützt war. In ihrer Dummheit und Habgier hat sie grosse Schiebergeschäfte gemacht und ist dabei hopsgegangen.»

Ich gab mich nicht zu erkennen und fragte: «Hat diese Dame das überlebt?»

«Nein, Genaues weiss man nicht. Man sagt, sie ist erschossen worden.»

5

Es war eine merkwürdige Stimmung auf diesem Bahnsteig in Zagreb. Unruhig lief ich auf und ab und wartete darauf, dass es weiterging. Vor dem Bahnhof hing eine unheimlich drohende, dunkellila Wolkenwand. Aber wenn ich mich umdrehte, blickte ich in einen strahlend blauen Sommerhimmel.

Dann brach ein gewaltiger Regenguss los. Vor den schwarzen Wolken spannte sich wenige Augenblicke später ein doppelter Regenbogen auf. Er leuchtete in einer solcher Farbenpracht, wie ich es noch nie gesehen hatte. Mich überkam tiefe Dankbarkeit. Still sprach ich in mich hinein: «Ich danke Dir für dieses Zeichen. In der Bibel ist der Regenbogen ein Symbol des Bundes. Du kündigst den Bund mit mir also nicht auf. Das heisst: Ich werde leben.»

Würde ich mein Ziel erreichen? Könnte es mir gelingen, über Bulgarien und die Türkei in die Freiheit zu entkommen? Das hatte ich mich in diesen Tagen immer wieder gefragt. Ich war in einem Zustand höchster Anspannung. Immer wieder hatte der Zug auf freier Strecke gehalten, immer wieder mussten wir umsteigen, und oft hatten wir unseren Anschluss verpasst. Mittlerweile waren wir in Kroatien, und mir war sehr mulmig in diesem von den Nazis annektierten Land. Ich hatte gehört, dass die Ustascha noch unmenschlicher wüte als die SS. Am liebsten wäre ich in der kroatischen Hauptstadt überhaupt nicht aus dem Zug gestiegen. Aber es tat gut, sich ein wenig die Füße zu vertreten. Ein kleines Mädchen, vielleicht sechs Jahre alt, tanzte um uns herum und streckte dabei bettelnd die mageren Arme aus. Wir stiegen wieder in den Zug, der sich wenige Minuten später in Richtung Sofia in Bewegung setzte.

Es war inzwischen Mitte September 1942. Meine letzten Wochen in Berlin waren davon bestimmt gewesen, die Papiere für diese Reise zusammenzubekommen. Angefangen hatte es mit dem Kontakt zu Herbert Koebner, der die Dokumente, die man zur Flucht aus Deutschland brauchte, herstellte und beschaffte. Seinen Sohn Heinz kannte ich flüchtig: Er war Dirigent in der Alten Synagoge. Durch das Gitter, hinter dem der Chor sang, hatte ich oft sein Gesicht wie durch ein Raster gebrochen gesehen. Er war mit einer bildhübschen Grafikerin verlobt, die auch bei den Koebners wohnte. Ihre blonden Locken passten allerdings nicht so recht zu ihrem Teint und zu ihren braunen Augen. Sie war bereits untergetaucht, hiess angeblich Fräulein Henze und führte die praktisch-technische Seite der Fälschungen mit grosser Akribie durch.

Ernst Wolff hatte mir weisgemacht, sein Cousin brauche für seinen Fälscherbetrieb eine hochintelligente und zuverlässige Testperson und würde deshalb kein Geld von mir nehmen. Ich war höchst geschmeichelt und hatte ihm geglaubt. Die Wahrheit über diesen Handel erfuhr ich erst viel später.

Zunächst einmal musste ich Papiere beschaffen, die Koebner durch Fälschung umarbeiten konnte. Hannchen Koch bot mir sofort an, etwas Entsprechendes zu besorgen. Die Genossenschaftswäscherei, in der sie im Kontor arbeitete, hatte eine Menge Publikumsverkehr. Und so stahl sie die Kennkarte einer Kundin aus der Tasche eines Mantels, der dort im Korridor hing.

Zufällig hatte diese Frau den Namen Abraham, geborene Hirsch. Vermutlich konnte sie einen astreinen arischen Stammbaum vorweisen, aber ihre beiden Namen klangen ausgesprochen jüdisch. Frau Koch begriff sofort, dass ich keine Kennkarte gebrauchen konnte, die bei jedermann Verdacht erregen würde. «Das ist ein Gottesurteil», verkündete sie daraufhin: «Du sollst nicht Hirsch, nicht Abraham und nicht Schulze heissen, du kriegst meine Papiere.

Sollte ich je in die Verlegenheit geraten, die Kennkarte vorzeigen zu müssen, werde ich erst in diesem Moment den Verlust entdecken.» Sie selbst besorgte sich einen sogenannten Postausweis, ein Ersatzpapier, für das nur der Postbote ihre Identität bezeugen musste.*

Es war für sie schon ein furchtbarer Konflikt gewesen, diese Kennkarte zu entwenden. Noch schwerer fiel es ihr jetzt, die ehrliche Finderin zu spielen und der übergläublichen Verliererin das Dokument zurückzugeben. Sie behauptete, sie habe die Papiere auf einem Kohlenhaufen auf dem Wäschereihof gefunden, und zierte sich furchtbar, eine grosszügige Summe als Finderlohn anzunehmen.

Aber mit den Papieren von Frau Koch hatte ich ein neues Problem: Sie war ja 1905 geboren und somit siebzehn Jahre älter als ich. Ich hingegen sah kaum so alt aus, wie ich wirklich war, nämlich zwanzig. Ich wurde oft eher auf siebzehn geschätzt und gefragt, ob ich noch zur Schule ging. Das Einzige, was Koebner tun konnte, um diese Unstimmigkeit etwas abzumildern: Er machte aus der Null in der Jahreszahl 1905 eine Eins. Danach wäre ich siebenundzwanzig Jahre alt gewesen, was auch noch ziemlich unglaublich war.

Die Tinte, mit der das Dokument ausgefüllt war, liess sich dank Tintentod ziemlich einfach ausradieren. Das Foto von Hannchen

* Wie die Ausstellung der Postausweise vor sich ging, beschrieb Marie Simon 1993 in einem Vortrag so: «Zahlreiche untergetauchte jüdische Frauen konnten sich durch einen Postausweis – einen echten Ausweis, ausgestellt auf einen falschen, nichtjüdischen Namen – jederzeit legitimieren, ohne Verdacht zu erregen. Die Beschaffung ging so vor sich: Mirjam Cohn schrieb sich regelmässig Briefe an dieselbe Adresse, gerichtet an Marta Müller bei Schmidt..., passte den Postboten ab, um die Sendung in Empfang zu nehmen, machte dabei ein gefälliges Schwätzchen, bot eine Zigarette an und bat nach geraumer Zeit den Briefträger, auf dem Postamt zwecks Ausstellung eines Ausweises zu versichern, er kenne Marta Müller persönlich. Hier war eine Schachtel Zigaretten fällig; ich kenne keinen Fall, dass ein Postbote der netten Frau den kleinen Dienst verweigert hätte.»

Koch tauschte Koebner gegen ein Bild von mir aus. Den Teil des Stempels, der auf dem Foto platziert war, malte Fräulein Henze samt Adler und Hakenkreuz mit einem feinen Pinsel nach. Alle anderen Angaben blieben erhalten: Ich hiess ab sofort Johanna Elisabeth Koch, geborene Guthmann. Über diesen Mädchennamen war ich auch nicht gerade glücklich. Es gibt ja viel mehr jüdische Guthmanns als nichtjüdische – aber ich konnte es mir nun wirklich nicht aussuchen.

Jetzt hatte ich also einen Ausweis, aber noch keinen Reisepass, kein Visum und keine Fahrkarte, und all das war mitten im Krieg schwer zu beschaffen. Herbert Koebner liess sich deshalb etwas ganz Besonderes einfallen: Er verpasste mir eine Existenz als selbstständige Kantinenpächterin, die auf eigene Kosten reiste. Ich würde keinen Wehrmachtsfahrerschein brauchen. Den hätte ich auch nicht bekommen. Aber ich würde doch irgendwie mit der Wehrmacht in



Kennkarte von Johanna Koch mit einem Foto von Marie Jalowicz. Der Stempel über dem Foto wurde per Hand nachgezeichnet, das Geburtsdatum gefälscht.

Verbindung gebracht und deshalb hoffentlich nicht so genau kontrolliert werden.

Das Dokument, das er für mich erfand, war ein Marschbefehl, der angeblich von einem Luftgaukommando in Warschau ausgestellt war. Das war glücklicherweise weit weg. Bei einem Papier aus Berlin wäre viel leichter zu kontrollieren gewesen, ob alles seine Richtigkeit hatte. Der Sohn einer Nachbarin der Koebners, ein junger Mann etwa in meinem Alter, war beim Luftgaukommando Warschau stationiert und hatte dort das Blankoformular gestohlen. Seine Mutter war eine überzeugte Widerstandskämpferin. Sie sollte mir später noch einmal das Leben retten.

Es wäre einfacher gewesen, über Polen zu reisen, denn diese Route führte nur durch von den Nazis okkupiertes Gebiet. Ich hätte dafür kein Visum gebraucht. Aber ich weigerte mich, ich hatte panische Angst davor. Am helllichten Tage an einem Konzentrationslager vorbeizufahren, genau dort, wo meine Leute umgebracht wurden? Diese Vorstellung quälte mich wie ein Altraum.

Koebner liess sich deshalb dazu überreden, eine andere Strecke für mich auszutüfteln, nämlich über Wien und Zagreb. Lind ich begab mich mit klopfendem Herzen zur kroatischen Botschaft, die in einer Villa mit spiegelblankem Parkett im feinen Grunewald residierte, um ein Durchreisevisum zu beantragen.

Ich musste nicht lange darauf warten, dem Botschaftsmitarbeiter meinen von Koebner hergestellten Marschbefehl zeigen zu können. Dem Mann war allerdings sofort klar, dass damit etwas nicht stimmte. Er guckte erst skeptisch, überlegte einen Moment und fing dann gackernd an zu lachen: «Aber selbstverständlich machen wir das!», erklärte er mir beflissen. Ich versuchte, meine Angst im Griff zu behalten, und merkte dann: Er hatte noch mehr Angst vor mir als ich vor ihm.

Was er wirklich über mich dachte, weiss ich nicht. Jedenfalls kicherten wir beide während dieses Amtsaktes unnatürlich und künstlich wie in der albernsten Schmierenkomödie. «Wo doch unsere Staaten so befreundet sind», betonte er mehrfach, «machen wir eben einen Stempel darauf.» Kroatien hatte als Wappen eine Art Schachbrett. Der Stempel sah recht imposant aus.

Beim Kauf der Fahrkarte wäre das ganze Unternehmen beinahe noch schiefgegangen. Der Schalterbeamte, ein unsympathischer, vergnatzter Typ, schöpfte nämlich Verdacht: «Sie haben einen Marschbefehl? Warum haben Sie keinen Wehrmachtsfahrerschein?», schnarrte er: «Hier stimmt was nicht, ich muss Sie verhaften lassen!»

«Ich bin sehr in Eile», entgegnete ich so ruhig wie möglich, «aber wenn Sie mir die Fahrkarte so nicht ausstellen können, muss ich eben doch bis zur nächsten Woche warten und mir vorher Pass und Visum besorgen. Heil Hitler!» Dann war ich auch schon weg. Er konnte seinen Schalter glücklicherweise nicht verlassen und hinter mir herlaufen.

Ich ging dann zu einem anderen Bahnhof und bekam dort meine Fahrkarte nach Sofia völlig anstandslos ausgestellt – nicht anders, als wenn ich einen Strassenbahnfahrerschein von der Schönhauser Allee nach Pankow besorgt hätte. Dem Schalterbeamten war völlig egal, was ich vorhatte. Das Geld für die Fahrkarte hatte der Chef von Frau Koch spendiert, ein Herr Birkholz, der einmal Mandant meines Vaters gewesen war. Er gab mir sogar noch hundert Mark Reisegeld mit. Ich versteckte den Schein als Notgroschen in meiner Schuhsohle und erzählte nicht einmal Mitko davon.

Die Reise nach Sofia dauerte insgesamt drei Tage und drei Nächte. Wir fuhren natürlich in der Holzklasse, und das war wahnsinnig anstrengend. Aber ich war nicht allein. Mitko war bei mir, und wir

waren frisch verliebt. Ich war fest überzeugt davon, dass wir füreinander bestimmt waren, nicht zuletzt wegen der Symmetrie unserer Geburtsdaten: Ich bin am 4.4.1922 geboren und er am 5.5.1911.

In Wien hatten wir einen kurzen Zwischenaufenthalt. Die ersten Eindrücke von dieser Stadt enttäuschten mich. Ich hatte etwas Wundervolles erwartet, hatte mir herrliche Kaffeehäuser und Konditoreien vorgestellt. Doch die Umgebung des Bahnhofs, in der wir herumliefen, war so grau und trist wie irgendeine Vorstadt in Berlin. Wir tranken eine Tasse Kaffee-Ersatz in einer billigen Konditorei, und dann ging es auch schon weiter.

Als wir endlich in Sofia angekommen waren, suchte Mitko uns als Erstes ein Hotelzimmer. Er musste in der schmierigen Absteige



sehr viel bezahlen, damit meine Papiere nicht kontrolliert wurden. Noch hatte er Geld: Er war zwei Jahre als Fremdarbeiter in Deutschland gewesen, freiwillig, wie er nur ungern zugab. Seine Ersparnisse aus dieser Zeit wollte er eigentlich dazu verwenden, ein Grundstück in Bulgarien zu erwerben, ein Häuschen zu bauen und zu heiraten. Doch jetzt ging sein gesamtes Geld ziemlich schnell für mich drauf.

In einer unserer ersten Nächte kam es zu einer Razzia in dieser Spelunke. Alle Gäste mussten sich ausweisen. Mir wurde ein Bussgeld wegen Vagabundierens aufgebremmt, das Mitko an Ort und Stelle bezahlte. Auf sein Angebot, noch ein bisschen was draufzuliegen, damit der Fall nicht aktenkundig würde, gingen die Polizisten sofort ein.

Sofia kam mir ziemlich farblos vor. Die Stadt beeindruckte mich nicht besonders. Einer unserer ersten Wege führte uns zu einer Cousine von Mitko, die gemeinsam mit ihrem Mann einen Friseursalon führte. Sie wohnten in einem grossen, südländischen Wohnhaus mit langen Fluren und vielen Mietparteien. Ohne viel zu verstehen, bekam ich mit, wie Mitko sehr erregt auf die beiden einsprach, meine Situation schilderte und die Frage stellte, wie mein Aufenthalt in Bulgarien legalisiert werden könne. Er wollte mich heiraten, so viel stand fest.

Seine Cousine und ihr Mann regten sich offenkundig sehr über das Schlamassel auf, in das ihr Verwandter schon wieder geraten war. Sie wollten aber helfen und erzählten, dass in ihrer Nachbarschaft ein Dichter wohne, der das Oberhaupt des kommunistischen Widerstandes sei. Vermutlich war Letzteres etwas übertrieben.

Dieser ältere Herr, der dann zurate gezogen wurde, hiess Christo Christow. Er sah ziemlich verarmt und heruntergekommen aus, hatte Zahnlücken und war schäbig angezogen. Auch mit ihm wurde erregt debattiert. Nach einer Weile liess er sich meine Papiere zei-

gen und übersetzen. «Es ist ein Wunder Gottes und ein Gnadengeschenk, dass Sie mit diesem Mist bis hierhergekommen sind», erklärte er daraufhin: «Diese Papiere sind absolut unbrauchbar. Es gibt überhaupt keine Wehrmachtskantinen. Versenken Sie die Dokumente tief in Ihrer Tasche, und zeigen Sie diese niemandem.»

Einen Rat gab uns Christow aber doch noch mit: Sofia sei ein viel zu gefährliches Pflaster für uns. Wir sollten lieber nach Tarnovo fahren. Dort lebte auch eine Cousine von Mitko.

Unsere Reise durch Bulgarien wurde für mich ein wunderbares Abenteuer. Es war meine erste Begegnung mit der fremden, südländischen Welt des Balkans. Wir liessen uns Zeit, besichtigten alles Mögliche und stiegen hier und dort in Hotels ab. Ich war fasziniert vom Klima, von der Fauna, von der Flora, von den Nahrungsmitteln und von der Art und Weise, wie man beim Essen beisammensass. Ich war glücklich über jedes bulgarische Wort und über jede Redensart, die ich aufschnappte. Grosse Sorgen machte ich mir nicht. Ich verliess mich einfach auf Mitko, der in diesem Land zu Hause war. Mein Plan, mich in Richtung Türkei durchzuschlagen, rückte in weite Ferne.

Es war Weinlesezeit, und aus Weintrauben bestand fast unsere gesamte Ernährung. Ich ass sie kiloweise, und das baute mich vollkommen wieder auf. Nach diesem furchtbaren Eingriff, nach Widerwärtigkeiten wie den Hammelfüssen im Fäkaliengefäss und anderen Scheusslichkeiten erholte ich mich glänzend und schöpfte neue Kraft.

In Tarnovo, der alten Kaiserstadt Bulgariens, die malerisch an einem hohen Felsen klebt, erlebten wir dann mit, wie auf Druck der Deutschen der Judenstern eingeführt wurde. Besser gesagt: Wir erlebten den Versuch mit, den Judenstern einzuführen. Es war ein einmaliges, einzigartiges Schauspiel, das eine gesamte Nation im Widerstand zeigte. Ich sah verschiedene Strassenszenen, die mich tief beeindruckten.

Einmal liefen drei oder vier jüdische Mädchen mit dem gelben Stern an ihrer Schuluniform durch die Strassen. Um sie herum hatten ihre nichtjüdischen Freundinnen einen Schutzkordon gebildet. Mit stolz erhobenen Köpfen sahen diese Mädchen jedem Passanten, auch mir, aggressiv ins Gesicht, als wollten sie sagen: «Solltest du es wagen, dich an unseren Freundinnen zu vergreifen, schlagen wir dich tot.»

Ein anderes Mal beobachtete ich ein zehn- oder elfjähriges jüdisches Mädchen, das ganz allein unterwegs war und von einem Polizisten barsch herangewinkt wurde. Er packte das Kind, das leichenblass wurde, am Schlafittchen, riss ihm die Judensternplakette ab, schmiss diese aufs Pflaster und zertrampelte sie mit beiden Füßen. Dabei sagte er – das verstand sogar ich: «Bei uns nicht, Bulgaren sind keine Verbrecher!»

Das war die Parole, die innerhalb weniger Tage von jedem weitergegeben wurde: «Wir Bulgaren sind keine Verbrecher!» Ein steinalter Mann mit Hütstock und zottigem Schafspelz fragte uns: «Wo kann man hier demonstrieren, damit unsere Mitbürger nicht deportiert werden?» Alle ehemaligen politischen Parteien protestierten, der Verband der Rechtsanwälte und der Verband der Zahnärzte und die Kirche protestierten, es war grandios. Nur ich durfte leider nicht gegen den Judenstern demonstrieren, und das war sehr schmerzhaft für mich. Ich war nicht legal im Land und durfte nicht auffallen, so gerne ich es getan hätte.

Mitkos Cousine in Tarnovo war eine sehr realistische Person. Sie fragte uns nach ein paar Tagen, was wir denn eigentlich weiter vorhätten, wir könnten ja nicht auf ewig bei ihr zu Gast sein. Sie hörte sich ein bisschen um, was man tun könnte, um meinen Aufenthalt zu legalisieren, und fand einen Advokaten, der für Geld alle möglichen krummen Dinge machte. Mitko ging sofort hin.

Der Mann hatte uns schon auf der Strasse gesehen. «Sie sind mit

dieser entzückenden Frau aus Deutschland hier?», fragte er meinen Freund: «Ich könnte sie als Gouvernante für mein Söhnchen gebrauchen! Die Papiere kosten dann nichts. Wir verstehen uns!?» Er zwinkerte ordinär mit den Augen. Mitko war in seiner Naivität und seinem Anstand empört über dieses Ansinnen: «Pfui Teufel, wir verzichten auf Ihre Dienste», sagte er brüsk, stand auf und ging. «Wie Sie wollen», rief der Advokat ihm hinterher. «Sie werden noch sehen, was Sie davon haben.»

Er war es, der mich denunzierte: Er muss der Polizei erzählt haben, ich sei illegal in Bulgarien und der Spionage für Russland verdächtig. Am nächsten Morgen standen zwei bulgarische Beamte bei uns am Bett und weckten uns. Ich fiel wie aus Wolken. Ich wurde mitten aus einem intensiven, lieblichen Traum voller blühender Wiesen herausgerissen.

Die Uniformierten sprachen ganz ruhig und vernünftig mit uns: «Es würde Ihnen bestimmt nicht schwerfallen, vor uns zu fliehen», sagten sie, «aber dann müssen wir dran glauben. Wir sind Familienväter. Tun Sie uns den Gefallen, fahren Sie nach Sofia, und melden Sie sich freiwillig bei den Behörden. Sonst müssen wir für Sie büßen.» Wir sahen uns gegenseitig an. Es war sofort klar, dass wir niemand anderes ins Unglück reißen wollten.

Den ersten Gefängisaufenthalt meines Lebens verbrachte ich in einem schäbigen Hotel in Sofia. Ich durfte das Zimmer nicht verlassen und stand unter Polizeiaufsicht. Unten, vor meinem Fenster, stand tränenüberströmt mein Freund Mitko und winkte. Wir verständigten uns durch Zettel, die eine Putzfrau für uns weitergab. Ein kleines Trinkgeld genügte.

Mitko hatte sich in Sofia sofort noch einmal auf den Weg zu Christo Christow gemacht. Der alte Herr muss furchtbar geflucht haben, dass er sich mit so einer Sache wie meiner überhaupt befas-

sen sollte. Aber er brachte in Erfahrung, dass es in Sofia einen Verantwortlichen für den Einsatz von bulgarischen Fremdarbeitern in Deutschland gab. Hans Goll galt als anständiger Mensch und dezidierter Feind der Gestapo. Durch Mittelspersonen gelang es, schnell einen Termin für mich bei diesem Mann zu bekommen.

Ich wurde mit einem Auto aus dem Hotel abgeholt, und Mitko, der auf der Strasse stand, durfte auch mitfahren. Es war alles sehr seltsam und märchenhaft. Wir wurden in ein grosses Wartezimmer verfrachtet und bald zu Goll hereingebeten.

Von Anfang an redete er in einem sehr angenehmen Ton mit mir. Er war auf meinen Besuch vorbereitet, aber ich wusste nicht, wie viel er über mich wusste. Schweigend starrte er eine Weile auf die Dokumente, die ich ihm vorlegte. «Können Sie sich vorstellen, dass jemand, der nie einem anderen Menschen Böses getan, nie die Gesetze verletzt, geschweige denn ein grösseres Verbrechen begangen hat, in grösster Gefahr ist?», fragte ich ihn ganz offen.

«Ich habe Sie schon verstanden», gab er darauf zurück, «und ich versuche zu helfen.»

Mitko sass mit uns in dem Dienstzimmer. Er hatte bei einem Fremdarbeitertransport etwas gedolmetscht und fing ausgerechnet in diesem völlig unpassenden Moment davon an, dass er für seine Dienste Geld haben wollte. Er konnte sich nur radebrechend verständigen, und schon deshalb war klar, dass von wirklichen Dolmetscherdiensten keine Rede sein konnte. Zu allem Überfluss krepelte er auch noch in aller Ruhe sein Hosenbein hoch, schob die Socke runter und kratzte sich mit grosser Intensität am Schienbein. Ich wäre am liebsten im Boden versunken.

Hans Goll, ein Rotblonder mit entsprechend leicht beeinflussbarem vasomotorischen System, lief, als er das sah, rot an und brüllte: «Raus!» Als Mitko den Raum verlassen hatte, sagte er et-

was ruhiger zu mir: «Ich verbiete Ihnen eine solche Beziehung. Das ist unter Ihrer Würde. Aber Sie sind es wert, dass man Ihnen hilft.» Er sprach mit mir, als wäre ich eine nahe Verwandte.

Dann telefonierte er mit irgendjemandem, während ich im Raum blieb. «Naja, sie hat keine richtigen Papiere, eine idiotische Liebesaffäre, aber wir müssen helfen, Stichwort Viktor Koch, das Töchterchen», hörte ich ihn sagen. Ich hatte keine Ahnung, wer dieser Koch war.* «Die heutige Jugend macht aus Liebesangelegenheiten ja die dümmsten Sachen», fuhr er fort. Dann hielt er die Sprechmuschel zu und hauchte mir ein Wort zu, das wohl «Gauleiter» heissen sollte.

Nachdem er aufgelegt hatte, bemerkte ich angstvoll: «Ich bin eine verheiratete Koch, jedenfalls in meinen Papieren – da kann doch mein Vater nicht Koch heissen?»

«Ach Gott, sind Sie naiv», sagte er, «es geht nicht darum, Ihre Papiere zu prüfen. Der Witz der Sache ist, von vornherein so aufzutreten, dass nie jemand nachfragt.»

Dann schickte er mich nach draussen. Ich setzte mich neben meinen unglücklichen Freund Mitko. Es war sehr merkwürdig, denn in diesem Moment spürte ich es zum ersten Mal: Goll hatte recht. Meine Beziehung zu Mitko hatte keine Zukunft. Es war eine wirklich entzückende frühlingshafte Liebe, aber ein Strohfeuer. Jetzt brannte es nieder, und bald würde nicht einmal mehr ein Häufchen Asche übrig sein.

Nach geraumer Zeit holte Goll mich noch einmal zu sich herein. «Gehen Sie zurück in Ihr Hotel», ordnete er an, «aber als freier Mensch. Sie können spazieren gehen, soviel Sie wollen. Morgen oder übermorgen hole ich Sie in einem Auto ab.

* Wahrscheinlich Heinz Koch (1894-1959), der 1940 Gastprofessor an der Universität Sofia und Direktor des gesamten deutschen Schulwesens in Sofia war.

Sie bekommen auf Treu und Glauben einen echten deutschen Pass, der jeder Kontrolle standhält. Allerdings enthält das Papier den Vermerk ‚nur gültig zur Heimreise nach Deutschland‘.»

Er erklärte mir auch, wie diese Rückreise ablaufen würde: Ich würde mit dem Schiff von Lom an der Donau über Budapest bis nach Wien fahren. Er wollte rechtzeitig in Erfahrung bringen, ob ein Haftbefehl in Deutschland gegen mich vorlag. Wenn das der Fall sei, würde er mir ein Telegramm mit irgendeiner nichtssagenden Mitteilung auf das Schiff schicken. «Wenn Sie ein Telegramm bekommen, gehen Sie, egal was da drin steht, in Budapest von Bord. Greifen Sie sich einen Marktkorb, halten Sie sich in den Nähe der Küche auf, und gehen Sie mit der Besatzung an Land.» Er übergab mir ein geschlossenes Kuvert: «Nur wenn Sie dort aussteigen müssen, öffnen Sie den Umschlag und gehen zu der Adresse, die Sie darin finden. Dort wird Ihnen weitergeholfen. Wenn Sie



Hans Goll, vierunddreissig Jahre alt, 1942 in Sofia für den Arbeitseinsatz bulgarischer Fremdarbeiter in Deutschland zuständig.

kein Telegramm bekommen, bleiben Sie auf dem Schiff und verbrennen das Kuvert. Geben Sie mir darauf Ihr Ehrenwort.»

Ich versprach es ihm in die Hand und versicherte hoch und heilig, dass ich absolut zuverlässig sei. Ein oder zwei Tage später fuhr er mit mir zur deutschen Botschaft in Sofia. Wieder musste ich irgendwo warten, während er in den hinteren Räumen verschwand. Als er zurückkam, sagte er sehr laut: «Ihre Familie kenne ich ja seit so vielen Jahren, dass ich dafür bürgen konnte, dass Sie Johanna Koch sind. Bringen Sie Ihre Heiratspapiere in Ordnung, und kommen Sie dann bitte auf legalem Wege wieder hierher. Die Kosten für Ihre Rückreise übernimmt meine Dienststelle. Alles Gute und auf Wiedersehen.» Ich hatte noch nicht einmal Gelegenheit, mich richtig bei ihm zu bedanken.

Meinen Pass bekam ich von einer sehr netten jüngeren Frau überreicht, die mir wortreich Glück und Segen wünschte. Sie selbst sei mit einem Bulgaren verheiratet, erzählte sie, und dieser sei ein wunderbarer Mensch. Sie hoffe, dass es mir auch gelänge, meinen bulgarischen Verlobten zu heiraten. Dabei streichelte sie mir intensiv beide Arme.

Mitko begleitete mich noch nach Lom. Noch einmal wohnten wir dort in einem Hotel und ernährten uns von den vorzüglichen Weintrauben. Noch einmal war Mitko für mich mein Geliebter: Dieser zierliche Mann mit den Märchenfarben, weiss wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz, und mit dem bezaubernden Schmelz seiner Stimme. Aber ich spürte jetzt deutlich, wie verschieden wir waren. Oft sang er einen deutschen Schlager, der in Berlin ständig im Radio gespielt wurde: «Schenk mir dein Lächeln, Maria, abends in Santa Lucia», ein fürchterlicher Schmachtfetzen. Als ich ihn einmal verbesserte – «Das heisst nicht Lächeln, Mitko, sondern Lächeln!» –, stellte sich heraus, dass er den Text falsch verstanden hatte:

Er dachte es sei von Marias Löchlein die Rede. Und da wurde mir endgültig klar: Es war eine bezaubernde Liebschaft mit ihm gewesen. Aber es war gut, dass diese Sache abgeschlossen war.

Nach ein, zwei Tagen in Lom bat mich mein Freund um Verständnis dafür, dass er nun nicht länger bleiben könne. Er sei seit Wochen in Bulgarien und habe sich bei seinen Eltern noch nicht einmal gemeldet. Er wollte zurück in sein Dorf, aber er liess mir sein gesamtes restliches Geld da. Es wurde ein tränenreicher Abschied. Wir umarmten uns, weinten zusammen und bestärkten uns gegenseitig in der Hoffnung, uns wiederzusehen. Aber wir sind uns nie mehr begegnet.

Lom war ein ganz ödes Nest. Wenn es dort irgendwelche Schönheiten oder Sehenswürdigkeiten gab, habe ich sie nicht entdeckt. Es gab nach dem Abschied von Mitko auch niemanden mehr, der mir etwas hätte zeigen können.

Dennoch versuchte ich, meine Abreise hinauszuzögern. Jeder Tag, den ich nicht in Berlin verbrächte, dachte ich, wäre ein Tag mehr in Sicherheit, ein Tag näher bis zum Ende des Krieges. So liess ich mir alle möglichen Gründe einfallen, warum ich noch in Bulgarien bleiben musste. Der Mann, der die Transporte ab Lom organisierte, war ein Deutscher. Er sass hinter einem Tischchen auf der Strasse und stellte die Passagierlisten zusammen. Ich bot ihm ein Attest über eine ärztliche Behandlung an, die noch nicht abgeschlossen sei. Ich behauptete, ich hätte einen Prozesstermin abzuwarten. Aber nichts half. «Sie sind ausgewiesen», erklärte er mir barsch, «so steht es in Ihrem Pass.»

Bevor ich aufgab, machte ich einen letzten Versuch: «Dann muss ich ärgerlicherweise ohne meinen Wintermantel fahren, denn den habe ich in Tarnovo gelassen», erklärte ich ihm unglücklich: «Der sollte mir in einem Paket hierher nachgeschickt werden.» Das wirkte. Der Mann fing an, sich zu schütteln, machte mir scherzhaft vor, wie jemand vor Kälte schlottert. Es war Mitte Oktober und er stellte

sich unter Preussen offenbar so etwas vor wie Ostsibirien. «Preussen ohne Wintermantel?», sagte er, «nein, das geht nicht. Sie können noch zehn Tage hierbleiben.» Er strich mich von einer Liste und setzte meinen Namen auf eine andere.

So hatte ich etwas Zeit gewonnen, aber ich wusste nichts mit ihr anzufangen. Ohne jede Beschäftigung lungerte ich im Ort herum. Dabei beobachtete ich eine grosse Gruppe griechischer Männer, die verarmt und verwahrlost wirkten und wahrscheinlich Fremdarbeiter für Deutschland waren.

Einmal sprach mich ein älterer ungarischer Offizier an. «Sie sprechen Deutsch? Darf ich Sie zu einem Glas Wein einladen?» Ich liess mich darauf ein, und ärgerte mich wenig später darüber, denn er war widerwärtig arrogant. Fünf, sechs Abende nacheinander tranken wir zusammen Wein. «Gleich hinter Budapest beginnt Asien», solche Sätze gab er ständig von sich.



Vorläufiger Reisepass für «Johanna Koch» zur Einreise nach Deutschland, ausgestellt am 9. Oktober 1942 in der deutschen Gesandtschaft Sofia.

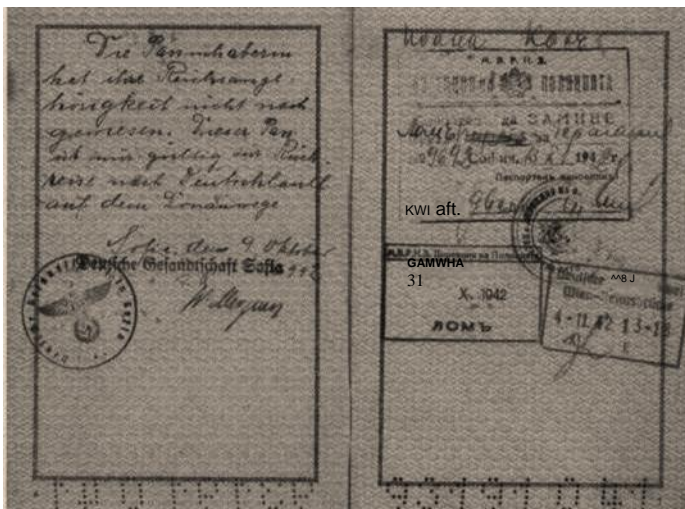
Er war traditioneller Antisemit, militärisch gut im Bilde und verkündete: «Wissen Sie, wir werden siegen. Aber ich weiss, wie schwer es in Wahrheit werden wird, und rechne mit einer Katastrophe.»

Da konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich antwortete so laut, dass die Leute an den Nebentischen sich zu uns umdrehen: «Ich rechne mit keiner Katastrophe. Ich bin unerschütterlich überzeugt vom Sieg der gerechten Sache.»

Er sah mich blöd an: «Wie meinst du das denn?»

Wir duzten uns inzwischen natürlich, weil wir Wein zusammen tranken.

«Hast du Zweifel, was die gerechte Sache ist, muss man so etwas erklären?», gab ich trotzig zurück.



Vermerk im Pass: «Die Passinhaberin hat ihre Reichsangehörigkeit nicht nachgewiesen. Dieser Pass ist nur gültig zur Rückreise nach Deutschland auf dem Donauwege.» Auf der rechten Seite dokumentieren Stempel die Ausreise am 31. Oktober 1942 aus Lom und die Einreise am 4. November 1942 in Wien.

Da sagte er: «Etwas an dir kommt mir merkwürdig vor. Dein Bildungsgrad und deine finanziellen Möglichkeiten, dein Aufenthalt in dem allerbilligsten Quartier und diese ganz armselige Aufmachung, das passt alles überhaupt nicht zusammen.»

Ich erzählte ihm irgendeine Geschichte von einem grossen Koffer, den ich verloren hätte. Wieder einmal lernte ich, dass ich besser aufpassen musste. Dieser Mann hätte mir gefährlich werden können. Glücklicherweise fuhr er am nächsten Tag ab.

Ende Oktober reiste ich mit dem Schiff aus Lom ab. Weil sich inzwischen herumgesprochen hatte, dass ich etwas Bulgarisch sprach, wurde ich gebeten zu dolmetschen. Es waren viele Bulgaren auf dem Schiff, die kein Sterbenswort Deutsch konnten. Es ging nur darum, ihnen ganz einfache Anweisungen zu geben, etwa, wo sie sich an Bord hinbegeben sollten. Aber ich war stolz darauf, dass ich mich nützlich machen konnte.

Eine Frau, die zu den Organisatoren gehörte, erzählte dem Chef dieses Transports von mir, und der wollte mich kennenlernen. Er setzte sich mit mir bei herrlichem Wetter auf eine Bank auf das Deck des Schiffes; die Landschaft zog an uns vorbei. Er war gelangweilt, wollte sich irgendwie mit mir amüsieren und lachte dabei ständig fröhlich auf. Dann fragte er mich, warum ich als Reichsdeutsche ausgewiesen worden sei. Ich erzählte ihm die übliche Geschichte – dass ich einen Bulgaren heiraten wolle, aber überstürzt aus Deutschland abgereist sei und deshalb nicht die nötigen Papiere dazu hätte.

«Würden Sie mir freundlicherweise mal Ihre Papiere zeigen?», fragte er da: «So einen Pass, in dem eine Reichsdeutsche nur durch einen Bürgen ausgewiesen ist, habe ich ja noch nie gesehen.» Ich war natürlich alarmiert. Ich machte meine Tasche auf, wollte ihm eigentlich erst einmal meine Kennkarte zeigen, hatte aber den Pass in der Hand. Ich bemerkte meinen Fehler zu spät. Den Pass wieder

in die Tasche zurückstecken und die Kennkarte herausnehmen? Damit hätte ich mich verdächtig gemacht.

Der Mann holte eine Lupe hervor und untersuchte meinen Pass genau. Dann gab er ihn mir zurück: «So, jetzt können wir es uns nett machen. Das Papier ist in Ordnung. Von mir aus kann da sonst was drinstehen: ‚Wenn meine Tante Räder hätte, wär sie ein Omnibus‘ oder» – er suchte nach einer weiteren dämlichen Redensart, und ich ergänzte: «im Himmel ist Jahrmarkt».

«Hauptsache die Stempel auf dem Passbild sind echt», fuhr er fort, «ich habe nämlich gerade einen Kurs zur Erkennung gefälschter Papiere mitgemacht. Wir konnten danach einige jugoslawische Partisanen mit fabelhaften deutschen Papieren enttarnen. Sie sprachen sehr gut Deutsch, und nur eine Kleinigkeit stimmte in den Ausweisen nicht: die Stempellecken waren gefälscht.» Er wies mit einer Hand ans Flussufer: «Sehen Sie mal dort hinten: Etwas weiter hinein in diesem Wald haben wir diese Partisanen an Fleischerhaken aufgehängt.»

Ich war so schockiert und unglücklich, dass ich die grösste Mühe hatte, mir nichts anmerken zu lassen. Mir war klar: Hätte ich ihm meine Kennkarte gegeben, hätte er die Fälschung sofort erkannt. Das wäre mein sicherer Tod gewesen.

Er erzählte mir dann noch von anderen Slawen, die falsche Papiere hatten, wunderbar Deutsch sprachen, aber kein H aussprechen konnten. Ich musste sofort an meine russische Grossmutter denken, die ihren Sohn «Gerbert» genannt haben soll und ihren Schwiegersohn «Germann». Und dann unterlief mir eine seltsame Fehlleistung: Ein paar Stunden lang konnte ich selbst kein H mehr aussprechen. Ich musste jedes Wort, in dem ein H vorkam – zum Beispiel «Himmel» – umschiffen oder umschreiben. Das war die absurde Folge der Todesangst, die ich einmal mehr durchgestanden hatte.

Ich war sehr glücklich, als wir Budapest hinter uns hatten. Die Silhouette der Stadt, die als so schön gilt, gefiel mir überhaupt nicht: Budapest sah in meinen Augen so aus wie dieser widerliche Offizier, mit dem ich in Lom Wein getrunken hatte. Bis wir die ungarische Hauptstadt erreichten, rechnete ich ausserdem höchst angespannt mit einem Telegramm von Goll. Er hatte mir versichert, dass er genau mitbekommen würde, wann ich reise, und hatte mich gebeten, keinesfalls von mir aus mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Den letzten Teil der Fahrt verbrachte ich bei angenehmem Wetter auf Deck und plauderte mit den Arbeitern, die wie ich nach Wien fuhren. Einer von ihnen hatte einen kupfernen Aschenbecher dabei. Den lieh ich mir unter irgendeinem Vorwand für einen Moment aus. Ich ging aufs Klo, verbrannte den ungeöffneten Brief von Goll und spürte dabei einen gewissen inneren Stolz: Ich war moralisch nicht so verkommen, aus Neugier mein Wort zu brechen. Die Aschenstäubchen beseitigte ich und gab dem Mann seinen Aschenbecher zurück.

Abends erreichten wir Wien. Das Schiff leerte sich, und am Kai formierte sich eine lange Marschkolonne. Nachdem wir die erste Passkontrolle absolviert hatten, fragte ich den Transportchef, der in der Schlange neben mir stand: «Kann ich jetzt weg?» – «Nein», sagte er, «nein, alle werden bei der Gestapo am Morzinplatz durchgeschleust. Sie auch wegen dieses ulkigen Passes. Reihen Sie sich hier mit ein.»

Es war ein weiter Weg, und die Marschkolonne von müden, mit Gepäck beladenen Gestalten kam nur langsam voran. Als wir an einem Bahnhof vorbeikamen, hatte ich plötzlich eine Idee: Ich lief in die Schalterhalle, gab meinen Koffer in die Gepäckaufbewahrung und reihte mich wenig später wieder ein. So fühlte ich mich freier und beweglicher.

Am Morzinplatz wurden wir in einer riesigen Halle mit Pritschen und Strohsäcken untergebracht. Die Nacht war furchtbar. Ich tat

kein Auge zu, weil ich grosse Angst vor dem hatte, was nun kommen würde. Entsprechend erschöpft war ich am nächsten Morgen, als jeder Einzelne von uns zur Kontrolle durch die Gestapo aufgerufen wurde. Stundenlang mussten wir warten.

Als es so weit war, zwang ich mich dazu, in eiserner Ruhe in das Büro zu gehen. «Warten Sie hier», sagte jemand zu mir mit starkem wienerischem Akzent und bot mir einen Stuhl an. Er müsse telefonisch klären, ob es mit meinen Angaben zur Person und zur Adresse seine Richtigkeit habe. Nachdem er hinausgegangen war, hörte ich ihn hinter der geschlossenen Tür sprechen: Offensichtlich rief er das zuständige Polizeirevier für die Nitzwalder Strasse in Berlin an.

Nach wenigen Minuten kam er strahlend zurück: «Alles in Ordnung: Kennkartennummer, Adresse, Mädchenname und Geburtsdatum.» Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die gefälschte Jahreszahl 1915 war niemandem aufgefallen. Diese offensichtliche Differenz hätte mir das Genick brechen können.

«Kann ich nun gehen?», fragte ich ganz lässig, «ich habe hier in Wien einiges zu erledigen und will dann weiter nach Berlin.»

«Noch nicht, ich muss Sie bitten, noch zu warten, es ist noch ein Gespräch zu führen mit dem Polizeipräsidium in Berlin.»

«Ach so, dauert das lange?»

«Na ja, im Moment habe ich keine Zeit dazu, es kann sich also noch etwas hinziehen.»

Da fragte ich ihn, wo die Toilette sei. Mein Körper reagierte heftig auf die Aufregung, und ich spürte plötzlich, dass ich es keinen Augenblick länger in diesem Gebäude aushielt. Auf dem Klo holte ich den Hundertmarkschein aus meiner Schuhsohle. Dann guckte ich aus dem Fenster. Nur wenige Meter darunter hielten zwei deutsche Soldaten Wache. Innerhalb von Sekunden hatte ich einen Einfall.

«Ja, nun rennt doch hinterher, Ihr Kavaliers! Diese Scheissbal-

kankerle haben meinen Koffer gestohlen, da hinten rennen sie doch!», brüllte ich den Soldaten zu.

«Geht nicht, wir stehen hier Wache, wir dürfen nicht weg.»

«Wo gibt's denn so was?»

«Wache ist Wache!»

«Dann helf mir aus dem Fenster, dann muss ich allein hinterher», keifte ich wütend. Die zwei jungen Soldaten hoben mich brav aus dem Fenster, und ich rannte den vermeintlichen Dieben nach.

Von jetzt an ging es sehr schnell. An der nächsten Strassenecke fragte ich jemanden nach dem Weg zum Bahnhof. Ganz kurz darauf kam schon die Strassenbahn, ich stieg ein und war in wenigen Minuten am Ziel. Schnell an den Schalter für Gepäckaufbewahrung, anstandslos bekam ich meinen Koffer. Dann zum Fahrkartenschalter, wo ich mir einen Fahrschein kaufte. Keine Passkontrolle, Wien lag ja in der sogenannten Ostmark. Ich fragte, wann ein Zug nach Berlin ginge.

«Keine Sorge», sagte der Bahnbeamte, «Sie können in aller Ruhe die Treppe hochgehen, Sie haben noch fünf Minuten Zeit.» Es war völliger Zufall, dass es von diesem Franz Joseph-Bahnhof überhaupt eine Verbindung nach Berlin gab, und das auch noch genau in diesem Augenblick.

Ich landete in einem Abteil mit einer netten Reisegesellschaft von jungen österreichischen Soldaten. Als ich sie bat, mir den Koffer ins Gepäcknetz zu heben, lachten sie Tränen über meine berlinische Aussprache. Dann schnitten sie ein wunderbares Bauernbrot in Scheiben, beschmierten diese mit Butter, belegten sie mit Käse und Wurst und luden mich zu ihrer Mahlzeit ein. Auf dieser Fahrt musste ich wirklich keinen Hunger leiden.

So kam ich am 6. November 1942 vormittags wieder in der Stadt an, aus der ich sieben Wochen zuvor geflohen war: Berlin.

VIER

«Das alles tut uns der Feind an»

DER ERSTE WINTER IM VERSTECK

1

Am frühen Abend trafen wir alle gleichzeitig in der Wohnung der Koebners in der Kaiser-Wilhelm-Strasse ein. Wieder einmal fiel mir auf, wie eitel Benno Heller war und welche überaus grosse Sorgfalt der Frauenarzt seiner Garderobe schenkte. Seinen Schal und seine Handschuhe arrangierte er beim Ablegen so, dass alle es sahen: Sie stammten aus einem teuren Sportgeschäft am Kurfürstendamm.

Wir setzten uns um den grossen bürgerlichen Esstisch herum. Frau Koebner servierte Kräutertee. Ich hatte dieses Treffen kurz nach meiner Rückkehr im November 1942 einberufen und auch Heller dazu gebeten. Denn auch er hatte sich an Koebners Fälscherwerkstatt gewandt: Er wollte aus Deutschland entkommen, und das ging nur noch mit gefälschten Papieren. Jetzt wollte ich die Männer davor warnen, diese Blankoformulare vom Luftgaukommando Warschau weiter zu verwenden. Nach dem, was ich erlebt hatte, schienen sie schlicht unbrauchbar.

Zunächst ergriff Hannchen Koch das Wort. Bei ihr hatte ich die erste Nacht nach meiner Rückkehr verbracht. Während ihr Mann zum Schichtdienst in der Polizeikaserne eingeteilt war, hatte ich fast vierundzwanzig Stunden im Ehebett der Kochs tief und fest geschlafen. Hannchen hatte beschlossen, Emil nicht mehr einzuweihen: «Ich ganz allein will dieses Rettungswerk vollbringen und will auch die Opfer bringen, die dafür nötig sind», hatte sie mir, wie immer etwas zu pathetisch, verkündet.

Jetzt trug Frau Koch sehr schüchtern und leise einige Sätze vor, in denen sie alles durcheinandermischte, was sie über Magie, Mystik, Okkultismus und Traumdeutung wusste. Völlig wirr teilte sie mit, sie versuche auf die politischen Verhältnisse Einfluss zu neh-

men, indem sie Hitlers Astralleib schädige. Mir wär das unglaublich peinlich, aber keiner der Anwesenden verzog das Gesicht. Nach wenigen Minuten griff ich über den Tisch nach ihrem Arm und sagte, leider viel zu laut: «Hannchen, das ist wunderbar.»

Im selben Moment ertönte ein schrilles Klingeln. Wir alle erschrakten fürchterlich. Wer stand da vor der Tür?

Und dann ging es ganz schnell: Während Frau Koebner zur Tür ging, räumten ihr Mann und ihr Sohn das Wohnzimmer um. Esstisch und Stühle wurden beiseitegeschoben, der Teppich hochgeschlagen und ein Grammophon angedreht. Eine Schallplatte war schon aufgelegt. Sofort ging die Musik los: Eine Tanzparty wurde inszeniert. Heller forderte mit einer hocheleganten Verbeugung Frau Koch zum Tanz auf, während aus dem Grammophon ein alter Schlager mit pointiert gespielterm Rhythmus erschallte: «Bei Fräulein Lisbeth im Parterre wär ich so gern möblierter Herr, sie hat ein Bad und Telefon und ist 'ne reizende Person.»

Die Musik ging mir direkt ins Blut: Zu den ersten Takten hatte Fritz Koebner, einer der Söhne des Hauses, mich auf die improvisierte Tanzfläche geführt. Sein älterer Bruder Heinz und dessen Verlobte waren nicht da. Ich sah, dass Frau Koch ihre Augen schloss. Trotz aller Angst und Aufregung wirkte sie völlig beseelt bei diesem Tanz mit ihrem Traumdoktor, der aussah, wie sich Lieschen Müller einen Filmstar in der Rolle des Frauenarztes vorstellt. Ihr Gesicht war in diesem Moment gezeichnet von einer Art weher Wonne; sie sah aus wie auf dem Höhepunkt des Koitus. Während Heller sie diszipliniert und gekonnt über das Parkett schob, ging Hannchen Koch stark ins Hohlkreuz und schwenkte bei jedem Schritt ihren Hintern einen halben Meter nach links oder rechts.

Fritz Koebner dirigierte mich in eine Ecke des Zimmers, tippte mir ganz leicht auf die Schulter und hauchte fast unhörbar in mein

Ohr: «Ich warne Sie.» Ich sah ihn fragend an. Er verstummte kurz, weil Heller in diesem Moment die popowackelnde Frau Koch an uns vorbeischwenkte. «Vor meinem Vater», raunte er dann. Mein Bewusstsein weigerte sich, diese Information aufzunehmen, es war sozusagen wegen Überfüllung geschlossen.

Das alles spielte sich innerhalb weniger Takte ab. Dann wurde die Tür aufgerissen, und FrauKoebners Stimme ertönte: «Entwarnung. Ist nur Frau Hansl von unten, die uns netterweiser ein Pfund Zucker bringt.» Das Grammophon wurde sofort abgeschaltet und die normale Ordnung wiederhergestellt. Ich war ein bisschen traurig, als die Musik verstummte. Ich hätte Frau Koch gern noch weiter bei ihrem Grotesktanz zugeschaut.

Nun aber sollte ich endlich von meiner Reise erzählen. Und es sollte beratschlagt werden, wie es denn jetzt weitergehen könnte.

Jemand aus der Runde fragte mich, nachdem ich meinen Bericht beendet hatte, wo ich denn als Nächstes hin wolle. «Frankreich – dieses Land will ich endlich mal sehen», hörte ich mich zu meiner eigenen Überraschung sagen. Die Realität aber, das wusste ich, sah anders aus: Ich brauchte ein Versteck in Berlin und war dabei ganz auf die Teilnehmer dieser Runde angewiesen. Zu meinen jüdischen Freunden und Bekannten wollte ich keinerlei Kontakt mehr aufnehmen, nicht zu Irene Scherhey, nicht zu Ernst Schindler oder Max Bäcker. Sie sollten nicht einmal erfahren, dass ich wieder in Berlin war.

Frau Koebner war mir von Anfang an mit grosser Herzlichkeit begegnet, ich mochte diese sympathische und kluge Frau sofort. Ihr Mann hingegen zeigte sich mir gegenüber korrekt und höflich, aber sehr unpersönlich. Ich meinte sogar, eine gewisse Ablehnung zu spüren. Jetzt erklärte er etwas unwillig, er müsse sich erst eine neue Strategie überlegen. Heller sass plötzlich sehr aufgeregt in der Run-

de. Er hatte viel Geld für seine Blankoformulare aus Warschau ausgegeben und wusste nicht, ob er die überhaupt noch verwenden konnte.

Schliesslich hatte Fritz eine Idee. Vor 1933 hatten die Koebners im Sommer öfters zur Untermiete bei einem älteren Mann am Wannsee logiert. Bis zu seiner Pensionierung hatte er Ozeanriesen auf den Weltmeeren befehligt und danach eine sogenannte Zille, einen Spreekahn, übernommen. Dieser Kapitän, so meinte Fritz, sei ein trauriger und vereinsamer Junggeselle und würde sich über etwas weibliche Gesellschaft in seiner Souterrainwohnung bestimmt freuen. Ausserdem habe er nie einen Hehl aus seiner Meinung über die Nazis gemacht. Nach der Machtergreifung hatte er Briefe an alle Juden aus seinem Bekanntenkreis geschrieben und ihnen mitgeteilt, wie empört er über den Umgang mit ihnen sei.

Fritz Koebner wollte sich gleich am nächsten Tag auf den Weg zu diesem Herrn Klaar in Kladow machen. Unsere kleine Versammlung löste sich auf. Mit Hannchen Koch ging ich noch ein paar Schritte zum Alexanderplatz. Dies war der Stadtteil, in dem ich aufgewachsen war und in dem ich immer viele Verwandte und Freunde gehabt hatte. Aber jetzt wusste ich nicht, wo ich die Nacht verbringen sollte. Der Schichtdienst von Emil Koch war beendet, nach Kaulsdorf konnte ich also nicht noch einmal mit. Es grenzte ohnehin an ein Wunder, dass die Gestapo nicht schon längst bei Hannchen Koch aufgetaucht war. Schliesslich war ich unter ihrem Namen bis nach Bulgarien gereist und der Polizei mehrmals aufgefallen.

Als wir uns verabschiedeten, drückte Hannchen mir eine Milchkanne in die Hand. Das schütze vor Verdächtigungen, meinte sie: Wenn ich in eine Personenkontrolle geriete, sollte ich einfach sagen, ich sei unterwegs, um Milch für mein Kind zu holen. Erst als sie schon weg war, fiel mir auf, wie unsinnig dieser Vorschlag war. Mitten in der Nacht holte niemand Milch für sein Kind. Dafür star-

ben meine Finger, während ich den Metallbügel des Gefässes umklammerte, langsam ab. Es war an diesem Novemberabend schon empfindlich kalt.

Ich stieg in die Ringbahn und drehte ein paar Runden um Berlin. Irgendwann hatte ich genug davon. Ich wusste, dass mir nichts anderes übrigblieb, als bis zum nächsten Morgen wach zu bleiben und die Stadt zu durchwandern.

Und dann hatte ich noch ein sehr konkretes Problem: Ich musste mal, und zwar gross.

Ich lief durch eine Gegend, die ich nicht kannte, irgendwo im Südwesten der Stadt. Wegen der Bombenangriffe mussten alle Haustüren nachts geöffnet bleiben, so dass die Rettungsmannschaften bei Bränden ungehindert hineinstürmen konnten. Ich betrat eins dieser kleinbürgerlichen Mietshäuser und schlich die Treppe hinauf. Als ich ein Türschild mit einem Namen fand, der mir unsympathisch war und nach Nazis klang, hockte ich mich hin und verrichtete mein Geschäft. Auch etwas Zeitungspapier liess ich dort liegen. Was würden die Leute wohl denken, wenn sie am nächsten Morgen die Bescherung auf ihrem Fussabtreter entdeckten?

Mir fiel am nächsten Tag dann doch noch jemand ein, den ich in Berlin aufsuchen konnte. An Bord des Donauschiffes hatte ich den Bulgaren Todor Nedeltschew kennengelernt, einen blonden Hünen etwa in meinem Alter mit einem primitiven, eher kindlichen Gesicht. Er war auf dem Schiff oft um mich herumscharwenzelt: «Ich deutsch sprechen sehr gut, sehr schön», hatte er etwa hundertmal gesagt. Damit war sein deutscher Sprachschatz aber bereits erschöpft gewesen.

Ich wusste, dass auch Todor nach Berlin wollte. Er hatte mir die Adresse seiner Unterkunft gegeben, die in Teltow direkt neben dem grossen Betrieb lag, in dem er arbeitete. Ich machte mich auf den Weg dorthin.

Tatsächlich fand ich Todor sofort. Er freute sich über unser Wiedersehen und zeigte mir die Baracke, in der er und andere Fremdarbeiter wohnten. Ich war völlig übernächtigt und überreizt. Mich beschäftigte nur die Frage, wo ich für die nächsten Tage unterkommen könnte. Todor war meine letzte Hoffnung, und so kam ich direkt zur Sache.

«Wo können wir uns denn hier in Ruhe zurückziehen?», fragte ich ihn radebrechend auf Bulgarisch. Ich wollte ihm ein zärtliches Beisammensein bieten und ihm danach vorschlagen, dass wir uns verloben. Er sollte dann ein Quartier für uns beide besorgen – natürlich nicht als Dauerlösung, denn Papiere, mit denen ich mich polizeilich anmelden konnte, hatte ich nicht. Aber ein oder zwei Wochen würden sich auf diese Weise vielleicht überbrücken lassen.

Etwas unbeholfen führte mich Todor in die Sammeldusche, die jetzt, am Vormittag, ganz leer war. Ich zog ihn hinein, riegelte die Tür von innen ab und sagte: «Ich weiss ja, was ihr Männer wollt: Keine langen Vorspiele! Wir erledigen das jetzt schnell, und dann verloben wir uns.» Irgendwie war bei mir eine Sicherung durchgebrannt.

Der Mann machte ein ziemlich blödes Gesicht. In gewisser Weise erinnerte es an den idiotischen Ausdruck, den Charlie Chaplin manchmal zur Schau trug – eine Mischung aus Verlegenheit und Ratlosigkeit. Er blieb auch dann noch stocksteif stehen, als ich versuchte, ihn in meine Arme zu nehmen. Dann gestand er mir stockend, dass er noch nie etwas mit einem Mädchen gehabt hatte. Es war ihm sehr peinlich.

Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass ich ihm eine Verlobung anbot. Als er das verstanden und seinen Schreck überwunden hatte, war er begeistert. Sofort zogen wir los, um uns eine Unterkunft zu suchen.

Wir verbrachten den ganzen Tag miteinander, hatten uns nicht viel mehr zu sagen als «sehr gut» und «sehr schön» und klapperten

verschiedene Bekannte von ihm ab. Doch niemand hatte ein Zimmer für uns. Und so verabschiedeten wir uns abends mit vielen guten Wünschen voneinander: Meine Beziehung zu Todor Nedeltshew war damit erledigt.

Fritz Koebner hatte mehr Erfolg gehabt: Er hatte Kapitän Klaar zu Hause angetroffen, und der war sofort einverstanden, mich bei sich aufzunehmen.

Am nächsten Tag brachte Fritz mich zu ihm. Zum S-Bahnhof Wannsee fuhren wir getrennt voneinander. Fritz war brünett, sah ausgesprochen jüdisch aus und musste natürlich den Stern tragen. In einer Reisetasche hatte er eine zweite Jacke ohne Stern dabei. Diese zog er in der Bahnhofstoilette in Wannsee über. Danach legten wir den Rest der Strecke nach Kladow gemeinsam zurück. Auf diesem Weg erzählte er mir von seinem Vater.

Herbert Koebner sei immer der beste und gütigste Familienvater gewesen, berichtete er, ein Mann, der seine Frau liebte und ehrte und ein vorbildliches, wenn auch nicht pedantisch orthodoxes jüdisches Leben führte. Aber er sei ganz offensichtlich irrsinnig geworden. «Er betreibt irgendwelche Krämereien mit Gestapo und SS-Männern, macht denen falsche Papiere, für den Fall, dass es anders kommt», erzählte er: «Und er hat die Wahnidee, mehrfacher Dollar-millionär zu werden. Im Geiste bereitet er für die ganze Familie eine Weltreise vor, stöbert in Atlanten und schreibt Reisepläne.» Seine Mutter sei völlig verzweifelt. «Ist dir aufgefallen, dass er manchmal so ein fieses Grinsen aufsetzt?», fragte mich Fritz. Ich nickte. Etwas an diesem Mann war mir auch unheimlich gewesen. «Das muss ein Symptom seines Irrsinns sein», erklärte sein Sohn, «früher hatte er das nicht.»

Kapitän Klaar hiess uns herzlich willkommen. Er war ein freundlicher, aber wirklich sehr traurig wirkender älterer Herr, der das Souterrain eines zweistöckigen Hauses bewohnte. Seine Nachbarn seien viel zu kultiviert, um neugierig zu sein oder jemanden zu denunzieren, beruhigte er mich. Er habe ihnen gesagt, er hätte seine Wohnungsschlüssel einer Bekannten gegeben. Ich brauche mich also nicht zu verstecken und solle mich wie zu Hause fühlen. Er zeigte mir die Küche und die Speisekammer, die Heizvorräte und sein Schlafzimmer. Dann musste er auch schon zu einer mehrtägigen Schiffstour aufbrechen.

Trotz all dieser Erklärungen wagte ich es kaum, mich in seiner Wohnung zu bewegen. Von seinen Vorräten hielt ich mich fern, denn ich war so ausgehungert, dass ich sonst einfach darüber hergefallen wäre. Es war feuchtkalt in diesem Souterrain, aber ich traute mich nicht zu heizen. Ich schlief in dem unbezogenen Bett, ernährte mich von einem Stück Brot und einem Glas Bohnen, das mir Frau Koch mitgegeben hatte. Nach all dem, was hinter mir lag, war ich erschöpft und deprimiert.

Aus Kladow konnte ich nur weg, indem ich die Fähre über den Wannsee nahm. Der Kapitän hatte mich vor dem Fährmann gewarnt: Er sei furchtbar neugierig, ein übler Charakter und fanatischer Nazi. Und tatsächlich stellte dieser Mann mir bohrende Fragen, als ich nach ein paar Tagen in die Stadt aufbrach, um Frau Koch zu treffen. Er wollte unbedingt wissen, wo ich wohnte und zu wem ich gehörte.

«Können Sie sich nicht denken, was los ist?», fragte ich, «Sie sind doch auch noch nicht im Greisenalter ...»

«Ich wüsste nur gern, wer der Glückliche ist», gab er zurück, «hier gibt's doch kaum junge Männer.» Ich war froh, als ich von der Fähre gehen konnte.

Dann marschierte ich auf einer der grossen, westlichen Ausfallstrassen stadteinwärts. Ich wollte den Weg nach Köpenick so weit

wie möglich zu Fuss zurücklegen, aber ich hatte grossen Hunger. Als ich an einem Lokal vorbeikam, das einmal sehr elegant gewesen sein musste, beschloss ich, Rast zu machen. Jedes Restaurant bot ein sogenanntes Stammessen für Leute an, die keine Marken bei sich hatten: Meistens war das ein minderwertiges Gericht aus Kohlrüben und Kartoffelstückchen ohne jedes Fett. Es war bekannt, dass vor allem Deserteure und andere dubiose Gestalten ohne Lebensmittelmarken diese Angebote in Anspruch nahmen.

Welcher Teufel ritt mich, in dieses Lokal zu gehen? Und welcher noch dämlichere Teufel ritt mich, dort nicht etwa an einem kleinen Tischchen Platz zu nehmen, sondern auf eine riesige Eichentafel zuzusteuern, die deutlich als Stammtisch gekennzeichnet war?

Kaum hatte ich bestellt, setzten sich einige sehr fein angezogene Herren, wahrscheinlich Mitarbeiter einer Behörde, zu mir. Ihre Blicke machten deutlich, was sie von dem ungebetenen Gast an ihrem Tisch hielten: eine harmlose Irre, die sich verlaufen hatte. Ich löffelte so ruhig wie möglich meinen Teller aus und belauschte dabei ihre Unterhaltung: Sie sprachen über Ribbentrop. Dann zahlte ich wortlos und floh ins Freie. So liess ich die Herren im Unklaren darüber, ob ich überhaupt Deutsch verstand. Es war schon halsbrecherisch genug gewesen, mit ihnen an einem Tisch zu sitzen.

Als Kapitän Klaar nach einer Woche in seine Wohnung zurückkam, zeigte er sich sehr enttäuscht. Er hatte erwartet, in ein gemütliches, geheiztes Heim zu kommen, mit frischbezogenen Betten und einem warmen Essen auf dem Herd. Ich erklärte ihm, dass ich mich einfach nicht getraut hatte, etwas in seinem Haushalt anzurühren. Aber es war klar, dass ich nicht länger bei ihm bleiben konnte. Wir verabschiedeten uns freundlich voneinander und wünschten uns gegenseitig alles Gute.

Ich fuhr wieder zurück in die Mitte von Berlin. Mein Weg führte mich direkt in die Kaiser-Wilhelm-Strasse, zu Koebner. Voller Hoffnung, dass der Fälscher eine neue Lösung für mich gefunden hätte, stieg ich die Treppen hoch.

Doch ich kam nicht weit. Im ersten Stock wurde eine Wohnungstür einen Spaltbreit geöffnet. Eine weisshaarige ältere Dame steckte ihren Kopf heraus und flüsterte: «Wollen Sie zu Koebners?» Es war Frau Hansl, die hilfsbereite Nachbarin. Schnell zog sie mich in ihre Wohnung und schloss die Tür. «Oben Gestapo», hauchte sie mir ins Ohr. Seit Stunden hatte sie in der stockfinsternen Diele gestanden und den Treppenaufgang bewacht, um etwaige Besucher der Koebners abzapfen zu können.

Sie hatte frühmorgens durch den Türspion beobachtet, wie mehrere Personen aneinandergefesselt die Treppe hinuntergebracht wurden. Jetzt war die Gestapo noch einmal zurückgekehrt, um die Wohnung zu durchsuchen. Auf Tablett wurden Fläschchen mit Tinte, Radierwasser, Papiere und andere Utensilien aus der Fälscherwerkstatt abtransportiert. Man hörte es oben immer wieder rumoren, während wir in der Dunkelheit dieser Diele standen.

«Sind Sie das Mädchen, für das mein Sohn die Blankopapiere aus Warschau mitgebracht hat?», fragte sie mich leise. Ich nickte. Koebner habe getobt, berichtete sie, als er von meiner Rückkehr nach Berlin erfuhr: «So eine dumme Ziege, ist schon bald an der türkischen Grenze und kommt den ganzen Weg wieder zurück! Sie sollte sich schämen!» Da sei seine Frau aber auch laut geworden und habe gesagt, es sei ein Geniestreich von mir, dass ich die Verhaftung in Bulgarien lebendig überstanden hätte: «Wenn einer sich zu schämen hat, bist du es. Anstatt dich richtig zu informieren, machst du ihr so einen blödsinnigen Marschbefehl und beschäftigst dich ansonsten mit diesen wahnhaften Weltreisen!»

Und dann hörten wir noch einmal Schritte herunterpoltern. Frau Hansl konnte aus dem Fenster ihres Vorderzimmers beobachten, wie die Gestapo-Leute ins Auto stiegen und wegfuhrten.

«Jetzt können Sie sich auf die Strasse wagen», sagte sie zu mir.

«Vielen herzlichen Dank», antwortete ich einfach nur und ging. Frau Hansl hat mir das Leben gerettet. Für die ganz grossen Geschenke bedankt man sich viel zu wenig.

Als ich aus der Dunkelheit dieser Diele erst ins Treppenhaus und dann auf die Strasse trat, war ich vom Tageslicht geblendet. Es wirkte, als wäre der Himmel eingestürzt, als spannte sich eine Betondecke von der einen Strassenseite zur anderen. Ich fühlte mich wie in einem Tunnel gefangen. Eigentlich wollte ich schnell weg aus dieser Gegend. Ich hatte Angst, erkannt zu werden. Aber ich musste abwarten, bis ich überhaupt wieder etwas sehen konnte. Taumelnd lehnte ich mich an eine Hauswand.

Wenig später rannte ich die U-Bahn-Treppen hinunter. Ich wollte nach Neukölln zu Heller, um ihn zu warnen. Vielleicht war auch er jetzt in Gefahr. Ich holte ihn mitten aus seiner Sprechstunde und konnte ihn in einem privaten Kabinett ein paar Minuten sprechen.

«Koebner ist mit seiner ganzen Familie verhaftet worden», berichtete ich atemlos.

Heller wurde blass. «Es ist sehr anständig von dir, dass du gleich kommst und mir Bescheid gibst», sagte er.

«Für mich bedeutet es, dass ich niemandem mehr habe, der mir zur Flucht verhelfen kann», sagte ich. «Ich werde nie wieder jemanden finden, der falsche Papiere für mich herstellt. Ich könnte das auch überhaupt nicht bezahlen.»

«Wer weiss, ob der Koebner noch mal neue Papiere für dich ge-

macht hätte», gab Heller zurück, «dein Marschbefehl wurde schliesslich mit den letzten Ersparnissen der Familie Wolff teuer bezahlt.»

Diese Eröffnung schockierte mich. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, während mir dämmerte: Ernst Wolff hatte aus reiner Vornehmheit auf der Klaviatur meiner Eitelkeit gespielt. Dabei hatte seine Familie für mich gezahlt und mir auch noch erspart, mich dafür zu bedanken – obwohl diese Leute mich nicht besonders gut leiden konnten.

Heller redete gleich weiter, ohne zu bemerken, wie bewegt ich war: «Koebner hat übrigens gesagt, das sei ja eine komische Beziehung zwischen seinem Cousin und diesem jungen Mädchen. Sie seien wohl der ideale Knabe für Ernst Wolff gewesen.»

Und noch einmal ging mir ein Licht auf. Ich hatte es nie durchschaut: Ernst Wolff war homosexuell und deshalb Junggeselle. Auch deshalb waren die Damen in seiner Familie so empört über unsere Beziehung gewesen.

Jetzt begriff ich natürlich auch, warum nach jedem Gottesdienst eine Gruppe Jungen im Hof der Alten Synagoge um ihn herumgestanden hatte. Einen der Chorknaben, Georg Blumberg, hatte ich oft mit Ernst Wolff zusammen gesehen. Wir waren ein bisschen miteinander befreundet. Ein paarmal hatte Georg, der etwas jünger war als ich, mir gegenüber angedeutet, dass wir beide etwas gemeinsam hätten. Ich hatte nie begriffen, was er in Wirklichkeit meinte.

Georg Blumberg war also einer von Ernst Wolffs Knaben gewesen, und ich war auch einer seiner Knaben gewesen. Ich war innerlich total aufgewühlt. Aber es gab niemanden, mit dem ich darüber hätte sprechen können.

2

Benno Heller hatte in seiner Jugend politisch ganz rechts gestanden. Er hatte einer christlich-jüdischen Burschenschaft angehört und trug seinen Schmiss im Gesicht mit Stolz. Später hatte er die Fronten gewechselt, war begeisterter Kommunist und zeitweise auch Parteimitglied gewesen. Nach einer Reise durch die Sowjetunion, die er gemeinsam mit seiner Frau unternommen hatte, war er allerdings ernüchert zurückgekehrt: Er war entsetzt über die Verhältnisse, die er dort gesehen hatte.

Heller muss schon vor 1933 wieder aus der KPD ausgetreten sein, jedenfalls wurde er nie als Kommunist verfolgt. Aber er blieb ein überzeugter Linker. Gegen den Abtreibungsparagrafen 218 engagierte er sich nicht nur mit Worten.

Deshalb wandten sich nicht nur jüdische Frauen an ihn, wenn sie Hilfe brauchten. Auch die arischen Patientinnen, die er nach 1933 nicht mehr behandeln durfte, erinnerten sich, wenn sie in Not gerieten, an den jüdischen Gynäkologen. Eine von ihnen war Karola Schenk, die in Neukölln in derselben Strasse wohnte, in der Hellers Praxis lag, an der Ecke zur Pannierstrasse. Als sie überraschend und ganz unpassend schwanger gewesen war, hatte er ihr geholfen und kein Geld von ihr genommen. Aber sie stand von da an in seiner Schuld.

Lind daran erinnerte er sie jetzt. Während ich in seinem Sprechzimmer wartete, ging Heller zu seiner ehemaligen Patientin und erklärte ihr, dass sie ein untergetauchtes jüdisches Mädchen für zwei Wochen in ihre Wohnung aufnehmen müsse. Die ehemalige Artistin willigte nur widerstrebend ein. Sie war keine fanatische Nazi-Anhängerin, aber sie war obrigkeitstreu, empfand Widerstand als unanständig und war politisch vollkommen desinteressiert.

Dementsprechend korrekt, höflich, aber eiskalt empfing mich die zarte und sehr kultivierte Dame in ihrer Wohnung.

Nach zwei oder drei Tagen, die ich auf einem Korbstuhl sitzend verbrachte, taute sie plötzlich auf und erzählte mir, was sie getan hatte, um mich auf die Probe zu stellen: Sie hatte winzige Streichholzstückchen zwischen die Angeln aller Schränke gelegt, um zu kontrollieren, ob ich diese öffnete, während sie nicht da war. Der Gedanke, dass jemand in ihren Sachen herumkrume, sei ihr unerträglich, sagte sie. Aber sie selbst hätte es wohl kaum durchgehalten, den ganzen Tag untätig in einer fremden Wohnung herumzusitzen, ohne im Eigentum anderer Leute herumzustoßern. Dass ich diese Disziplin aufgebracht hatte, erschien ihr als Gipfel der Vornehmheit.

«Von jetzt an duzen wir uns», verkündete sie: «Zur Belohnung darfst du alle meine Hüte aufprobieren. So etwas macht doch jeder Frau Spass!» Sie zeigte mir ihre edlen, massgefertigten Hüte aus feinstem Velours. Nichts davon war Stapelware. Ich durfte dazu sogar in ihre Jacken und Kostüme schlüpfen. Dabei erzählte ich ihr, dass ich einmal von einem Mann auf der Strasse angesprochen worden sei, der mich als Modell engagieren wollte: Ich hatte angeblich ein ausgesprochenes Hutgesicht. Ich sollte sehr gut bezahlt werden und wollte sofort zusagen, aber mein Vater verbot mir diese Arbeit: So etwas sei unwürdig und gehöre sich nicht.

Karola und ich wurden schnell innige Freundinnen. Sie stammte aus einer wohlhabenden Unternehmerfamilie in Bayern und war als Jugendliche mehrmals ausgerissen, um mit Artisten herumzuziehen. Aus ihrem Taufnamen Karoline hatte sie «Rola» gemacht. Ihren Mann – Künstlernamen «Dannas» – hatte sie beim Zirkus kennengelernt. Schliesslich hatte sie sich aber mit ihrer Familie versöhnt und eine regelrechte artistische Berufsausbildung durchlaufen. Gemeinsam mit ihrem Ehemann hatte sie eine Artistentruppe

aufgebaut und viele Jahre ganz bürgerlich davon gelebt, so wie andere Paare ein Seifengeschäft oder eine Zahnarztpraxis betreiben.

Zu ihrem grossen Kummer hatten die beiden keine Kinder bekommen. So nahmen sie einen Lehrling, den sie Boy nannten, bei sich auf. «Rola-Dannas-Boy» – das klang nach Artistenfamilie und sprach das Publikum emotional an, auch wenn das angebliche Kind überhaupt nicht mit ihnen verwandt war.

Als Dannas, der in Wirklichkeit Alfred Schenk hiess, schwer krank wurde, musste die Truppe aufgeben. Karola nahm eine Büroarbeit an und pflegte ihren Mann aufopferungsvoll. Der ehemalige Lehrling wohnte weiterhin in einem halben Zimmerchen bei ihnen. Ausgerechnet mit ihm, der ihr Sohn hätte sein können, hatte Karola nach dem Tod ihres Mannes ein kurzes Verhältnis angefangen und war sofort schwanger geworden.

Nach meinen ersten Tagen in ihrer Wohnung fragte mich Karola: «Wie hältst du es eigentlich aus, den ganzen Tag untätig auf einem Stuhl herumzusitzen?»

«Schlecht», antwortete ich, «aber es bleibt mir ja nichts anderes übrig.»

«Da finden wir eine bessere Lösung», erklärte sie, und vermittelte mich zu ihrer Nachbarin Ella Steinbock, einer Schnedermeisterin. Diese arbeitete für einen Konfektionsbetrieb und konnte gut eine Hilfe brauchen, die Knöpfe annähte und Säume machte. Karola erzählte ihr, ich sei Artistin, könne aber wegen einer Knieverletzung nicht auftreten und sei froh über eine Beschäftigung.

Und so sass ich dann tagsüber ein paar Stunden in einem warmen, gutbeleuchteten Raum und bekam sogar etwas Geld für meine Arbeit. Ich brauchte mich nicht zu verstecken, konnte auf die Toilette gehen, wann ich wollte, und sogar Radiomusik hören.

Frau Steinbock war allerdings sehr schweigsam. Nur wenn zufäl-

lig die Rede auf Politik kam und der Name des Führers fiel, lächelte diese vereinsamte und introvertierte alte Jungfer merkwürdig verzückt und schloss halb die Augen. Bei ihr begegnete mir das Phänomen einer leidenschaftlichen Hitlerbegeisterung am Rande des religiösen Wahns zum ersten Mal.

Auch Karola arbeitete bei einem fanatischen Nazi. Dieser Herr Lehmann machte offizielle Geschäfte – und inoffizielle. Da sie als Sekretärin ihm dabei wichtige Dienste leistete, gewährte er ihr gewisse Freiheiten. Sie musste sich nicht sklavisch an die Arbeitszeiten halten und kam durch ihren Chef an Schwarzmarktwaren heran, von denen Normalverbraucher nur träumen konnten: Wer hatte denn damals zum Abendessen eine Tomate oder Räucherfisch?

Dieser Dienstherr war viel jünger als Karola, er war verheiratet und hatte, wie der Führer es wünschte, mehrere kleine Kinder. Aber er stellte seiner Sekretärin auf widerliche Weise nach und bedrängte sie ständig. Sie war angeekelt: «Lehmann ist ein Schwein», sagte sie oft.

Mich verwöhnte sie zwei Wochen lang nach allen Regeln der Kunst. Am Wochenende kochte sie uns ein Festessen und dekorierte den Tisch mit farbigen Bändern. Zu einem sehr guten Hammelbraten gab es Grünkohl, der so schmackhaft war, wie ich ihn noch nie gegessen hatte. Einmal erwähnte ich beiläufig, dass ich seit Jahren kein Geflügel mehr gegessen hatte. Daraufhin grämte sie sich furchtbar, dass sie nicht rechtzeitig auf die Idee gekommen war, ein Suppenhuhn für mich zu besorgen.

Jeden Abend kam sie an mein wundervoll weiss bezogenes Bett, um mir einen Gutenachtkuss zu geben. Einmal heizte sie auch für uns beide den Badeofen ein. Als ich im Wasser sass, kam sie, um mich zu waschen. Sie hatte extra ein Stück feinsten, wohlriechender Vorkriegsseife herausgesucht. Diese sehr kühle, sehr zurückhaltende Frau mit dem zarten Teint und den tiefliegenden Augen sagte

ganz plötzlich: «Auf dich habe ich jahrzehntelang gewartet. Du bist meine Freundin, meine kleine Schwester, du bist das, was ich immer ersehnt habe, du bist meine Tochter.» Dann küsste sie mich am ganzen Körper und pries die einzelnen Körperteile, wie ich das sonst nur von Männern kannte. Es war ein merkwürdiger Ausbruch, der mir aber nicht unangenehm war. Ich liess alles über mich ergehen, ohne eine Reaktion zu zeigen, dachte aber die ganze Zeit: «Oh Gott, das ist doch eine Sünde, das ist ja eine Perversion.»

Sie beendete die Szene nach wenigen Minuten, indem sie mich abrubbelte. Ich ging ins Bett und sprach, um irgendwie mit der Sache fertigzuwerden, das Sündenbekenntnis.

Eines Tages kündigte mir Karola an, dass sie nachmittags zu ihrer Schwägerin nach Zeuthen fahren werde, einem kleinen Ort vor den Toren von Berlin. Als sie abends spät zurückkam, fiel sie mir um den Hals und sagte: «Ich hab's erreicht, meine Hoffnung hat sich erfüllt, Camilla nimmt dich.»

Meine Zeit bei ihr war abgelaufen. Karola hatte darunter gelitten, dass sie etwas Verbotenes tat, auch wenn wir viel miteinander herumgealbert und oft Tränen gelacht hatten. Jetzt war sie erleichtert, dass es vorbei war. Sie lud mich auch nicht dazu ein, noch einmal wiederzukommen.

Bevor ich zu Camilla Fiochi ziehen konnte, hatte Heller für mich aber noch eine andere Unterkunft besorgt. Frau Janicke wohnte etwas weiter im Süden von Neukölln. Die ärmsten Strassen dieses Stadtteils wurden allmählich zu meinem neuen Revier. In diesen proletarischen Gegenden hatten nie viele Juden gelebt, und «man» wohnte dort überhaupt nicht. Das hatte den Vorteil, dass niemand mich kannte. Ich musste nicht ständig befürchten, einem Spitzel in die Arme zu laufen.

Bei Frau Janicke sollte ich als angebliche Pflegerin ihrer Grossmutter unterkommen. Diese alte Frau, die eigentlich in einer Klein-

stadt in Thüringen lebte, litt an einer Lungenentzündung. Sie wäre im Krankenhaus nicht gut aufgehoben gewesen, konnte aber auch nicht allein zu Hause sein: Es herrschte Ärztemangel, denn das Gros der Mediziner war an der Front. Niemand machte mehr Hausbesuche bei gewöhnlichen Kassenpatienten – ausser Benno Heller. Dass er sich um diese arische Patientin kümmerte, war natürlich illegal. Aber er tat es gern, um mir zu einer neuen Unterkunft zu verhelfen.

Gerda Janicke hatte einen kleinen Sohn, der etwa zweieinhalb Jahre alt war. Ihr Mann war an der Front. In ihrer Anderthalbzimmerwohnung in der Schierker Strasse 18 lebte sie mit ihrer Grossmutter, ihrem vergötterten Kind und nun auch noch mit mir zusammen. Und ich geriet in ein Milieu, das den Inbegriff der Kleinstbürgerlichkeit darstellte. In dem Wohnblock, der damals noch ein Neubau war, wohnten jede Menge verdiente kleine Nazis. An Feiertagen wehten überall Hakenkreuzfahnen.

Meine Rolle als Krankenschwester war fürchterlich. Frau Janicke gab mir einen hellen Kittel, ich schlug mir ein helles Tuch um den Kopf, aber ich wusste überhaupt nicht, was ich tun sollte. Die Grossmutter rief in ihrem thüringischem Dialekt dauernd «Schwester» nach mir, und ich lief in grosser Wichtigtuerei in der Wohnung auf und ab. Heller hatte Frau Janicke eingeredet, dass die Pflege sehr aufwendig und kräftezehrend sein werde und dass allen Seiten geholfen sei, wenn sie mich als Unterstützung ins Haus nähme. Aber eigentlich gab es nicht viel zu tun.

Eine Verpflegung war nicht vereinbart. So hungerte ich schrecklich. Einmal in der Woche traf ich mich mit Frau Koch mittags in einem billigen Lokal in Köpenick und ass dort ein Stammgericht. Ich bekam von ihr auch ein bisschen Taschengeld, ein Brot und vielleicht hundert Gramm Margarine. Aber das reichte keineswegs, um jemals satt zu werden. Währenddessen sah ich dabei zu, wie das Jörgelchen, der Sohn der Janicke, mit seinen Pausbäckchen

wunderbar gedieh und Unmengen ass. In Gedanken nannte ich dieses futternde Kind nur den kleinen Germanen.

Und ihre Grossmutter, diese blöde alte Person, die den Führer wundervoll fand, misstraute mir von Anfang an. Einmal, als Frau Janicke mit dem Kind spazieren war, rief sie: «Schwester, ich möchte ein Stullechen.» In der Küche lag ein wundervolles Schwarzbrot, dessen Duft mir so sehr in die Nase stieg, dass ich Angst hatte, verrückt zu werden. Ich musste dieser alten Frau eine Scheibe nach der anderen schmieren, es waren mindestens vier. Ihrer Enkeltochter erzählte sie anschliessend, sie habe nur zwei Stullen gegessen. Und so fiel ich in den Verdacht, Lebensmittel zu stehlen. Dabei kerbte Frau Janicke ihr Brot schon von unten ein, um es sofort zu bemerken, wenn ich mir heimlich eine Scheibe abschnitt.



Gerda Janicke, Quartiergeberin im Winter 1942/43, mit ihrem Sohn Jörg, dem «kleinen Germanen».

Dennoch fand ich Mittel und Wege. Ich stellte die Butterglocke, wenn die Hausherrin nicht da war, auf einen nassen, heissen Lappen, um ihren Inhalt zu stürzen. Auf der Oberseite hatte die Butter nämlich ein Muster, das ich nicht hätte reproduzieren können. Aber von unten konnte ich unbemerkt eine hauchdünne Scheibe über die ganze Fläche abschneiden und essen. Frau Janicke wunderte sich zwar, wie schnell die Butter sich verbrauchte, kam aber nicht dahinter.

Um mit meinem schlechten Gewissen fertigzuwerden, entwarf ich in Gedanken eine juristische Regelung für meine Situation: Ich nannte sie die «Reichsmundraubordnung für untergetaucht lebende Personen». Aufschreiben konnte ich dieses Paragraphenwerk nicht, da ich kein Papier hatte, aber durch diese Verspottung der Behörden verschaffte ich mir etwas Erleichterung.

Einmal in der Woche ging ich in der Mittagszeit zu Hellers, die neben der Praxis ihre Wohnräume hatten. Manchmal blieb ich nur sehr kurz, um zu sagen: «Alles in Ordnung, es gibt nichts Neues». Bei einem solchen Besuch lernte ich das Esszimmer des Ehepaares kennen, einen sehr geschmackvoll eingerichteten Raum mit einem grossen Mahagoni-Esstisch und anderen Möbeln im Stil der neuen Sachlichkeit. Verschnörkelte alte Kredenzen oder Büfets gab es hier nicht.

Die Stühle waren mit königsblauem Samt bezogen. Als Heller mir anbot, Platz zu nehmen, fiel ihm seine Frau sofort ins Wort: «Halt! Erst eine Zeitung!» Da legte er ein Zeitungsblatt auf den Sitz, um ihn zu schonen – als hätte ich mich im Dreck gesuhlt. Das war eine der vielen furchtbaren Demütigungen, die ich durch das Ehepaar erlitt. Später bekam ich mit, dass alle Leute, die in dieses Esszimmer geführt wurden, auf so einer Zeitung sitzen mussten.

Dieser Raum war das Schmuckkästchen von Frau Heller. Sie

pfl egte es mit äusserster Pedanterie. Als sie einmal Besuch erwartete, fand sie, die Aufwartefrau habe den Fussboden nicht schön genug gemacht. Sie griff dann selbst zu dem schweren Bohnerbesen und bearbeitete das Parkett, bis sie, die chronisch herzkrank war, einen schweren Anfall erlitt.

So waren die Hellers: Sie setzten einerseits heldenmütig ihr Leben aufs Spiel, um anderen zu helfen. Andererseits war ihnen ihr glänzendes Parkett genauso wichtig wie der Widerstandskampf gegen die Nazis.

Im Haus von Frau Janicke stand ich unter Beobachtung. Eine Treppe tiefer wohnte eine Portiersfrau namens Krause, die sich von Kopf bis Fuss für etwas Besseres hielt. Ihr Sohn war Ingenieur, und sie war eine grosse Nazisse. Ständig fragte sie Frau Janicke: «Warum melden Sie diese Person, die da bei Ihnen wohnt und ihre Grossmutter pfl egt, nicht ordnungsgemäss an?» Frau Janicke musste Ausreden erfinden. Sie behauptete dann, ich würde nur gelegentlich bei ihr in der Wohnung schlafen. Dennoch schickte sie mich, für alle sichtbar, oft morgens früh zum Milchholen.

«Frau Janicke, muss das denn sein?», fragte ich.

«Ich bitte Sie, ein bisschen können Sie sich ja auch nützlich machen. Ich tue ja nun gerade genug für Sie. Ausserdem bin ich noch im Morgenrock.»

Also schlich ich frühmorgens zum Milchhändler, dessen Laden die reinste Klatschzentrale war. Mit der Milch, die ich auf die Karte für kleine Kinder kaufte, verschwand ich dann erstmal in einem Hausflur und trank einen kräftigen Schluck. Nun musste ich aber die Milchkanne wieder auffüllen. In nächster Nähe gab es zwar eine Pumpe, aber ich wusste nicht, wie ich es allein bewerkstelligen sollte, eine genau abgemessene Menge Wasser in die Kanne zu pumpen.

Da kam ein SA-Mann vorbei: «Darf ich Ihnen helfen?», fragte er

freundlich: «Ich sehe. Sie haben beide Hände voll.» Dann pumpete er für mich Wasser. Ich liess etwas in meine hohle Hand laufen und konnte so die Kanne genau wieder auffüllen. Ich bedankte mich sehr herzlich, und der SA-Mann verabschiedete sich, als ob es das Selbstverständlichste der Welt sei, mir dabei zu helfen, die Milch zu panschen. Nur Frau Janicke fiel auf, dass die Milch einen bläulichen Schimmer hatte. «Was kann ich dafür?», fragte ich, «was weiss ich, was der Milchhändler da geliefert bekommt.» Als sie die Milch wieder selbst holte, war sie dann nicht mehr so blau.

Auch zwischen Dr. Heller und mir wuchsen die Spannungen. Er bekam mit, dass Frau Janicke mit meinen pflegerischen Leistungen nicht zufrieden war.

Einmal sagte ich zu ihm: «Die alte Dame, die Kranke, ist so abgemagert. Ich habe den Eindruck, sie hat einen Bandwurm. Ich hab so etwas gesehen, als ich sie auf den Topf gesetzt habe.»

«Das würde ja vieles erklären», sagte er, «du musst nächstes Mal diese Bescherung in dem Becken aufheben.» Er sah sich das beim nächsten Hausbesuch an und meinte: «Du bist das dümmste Luder unter der Sonne, das sind Darmfetzen, die immer abgehen können, das ist kein Bandwurm. Du hast überhaupt keine Ahnung!»

«Woher soll ich das denn wissen?»

«Die elementarsten Daten der Krankenpflege verlangt man von einer Lehrschwester nach zwei Monaten.»

«Ich bin aber keine Lehrschwester!»

«Nein, du bist unsere glorreiche Abiturientin, die wundervoll Latein und Französisch kann und hochgebildet ist, aber praktisch bist du unmöglich.»

Solche Streitereien gab es oft zwischen uns, und sie beschädigten mein Selbstbewusstsein sehr. Wir zankten uns und lehnten uns

gegenseitig ab. Und dann mochten wir uns auch wieder sehr gern und fühlten uns eng miteinander verbunden.

Seine Frau aber konnte mich eindeutig nicht leiden.

Irmgard Heller war eine sehr schlanke, grosse Dame, die ihr Haar stets altdeutsch frisiert trug. Im Krieg nannte man diese Haartracht «Entwarnungsfrisur», also: der Bombenangriff ist vorbei, «alle nach oben». Wenn sie ihren Kopf leicht in den Nacken legte, hatte ich das Gefühl, ich müsste sie eigentlich mittelhochdeutsch mit «oh hohe Frouwe!» ansprechen.

Sie stammte aus dem Leipziger Grossbürgertum und hätte eigentlich auch jemanden aus diesen Kreisen heiraten sollen. Aber dann war der Erste Weltkrieg ausgebrochen, sie war als Schwesternhelferin in ein Feldlazarett gegangen und hatte sich dort unsterblich in den Medizinstudenten und Hilfsarzt Benno Heller ver-



Der Gynäkologe Benno Heller und seine Frau Irmgard, um 1930.

liebt. Sie heiratete diesen Sohn aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Bad Dürkheim und himmelte ihn ihr Leben lang an.

Hellers Ehefrau hatte gute Gründe, mich nicht zu mögen: Ich war schuld daran, dass eine zarte Beziehung, die zwischen ihrem Mann und Frau Janicke schon einmal bestanden hatte, wieder aufgenommen worden war. Mit verdecktem Stern kam er manchmal zu ihr in die Wohnung, und das nicht nur, um die kranke Grossmutter zu behandeln. Heller selbst sagte mir einmal voller Wut: «Meinst du denn, mir macht das Spass? Wo ich so schwere Sorgen habe und wo wir ja alle nebenbei auch schlecht ernährt sind? Mit meiner eigenen Potenz muss ich bei Frau Janicke für deine Beherbergung bezahlen!» Mir war das unsagbar peinlich, aber was sollte ich machen?

Meine Quartiergeberin hingegen versuchte, diese Beziehung vor mir zu verheimlichen. Sie behauptete, sie habe einen neuen Bekannten, der Dentist sei. Solange dieser bei ihr war, musste ich der Wohnung fernbleiben. Sie legte die Fussmatte längs vor die Tür, um mir zu signalisieren, dass die Luft rein war.

Obwohl Irmgard Heller also durchaus Grund zu ihrer rasenden Eifersucht hatte, hielten die beiden im Ernstfall immer zusammen. Den Juden Benno Heller bewahrte die Ehe mit einer Nichtjüdin vor der Deportation. Als er aber die Möglichkeit gehabt hatte, zu seinem Bruder in die USA zu emigrieren, hatte er darauf verzichtet, weil er seine herzkranken Frau dorthin nicht mitnehmen konnte.

3

Mit der faszinierenden Welt der Artistik war ich zum ersten Mal über Karola Schenk in Berührung gekommen. Durch ihre Schwägerin, zu der ich im Dezember 1942 zog, lernte ich sie nun genauer kennen.

Camilla Fiochi war eins der etwa zehn Kinder der Familie Schenk. Alle waren in einem Wohnwagen zur Welt gekommen und hatten von ihren Eltern einen exotisch klingenden Namen bekommen. Denn sie waren alle für eine Artistenlaufbahn bestimmt.

Zur Schule war Camilla Fiochi nur selten gegangen, aber als Artistin war sie sehr ehrgeizig und erfolgreich gewesen. Sie hatte es geschafft, dem Wanderzirkus den Rücken zu kehren und Engagements in festen Häusern wie dem Friedrichstadt-Palast zu bekommen. Nach vielen Jahren auf der Bühne hatte sie sich in Paolo Fiochi verliebt, einen Italiener, der ebenfalls Artist und um einiges jünger war als sie. Sie wurden ein Paar, heirateten, und Camilla baute von ihren Ersparnissen eine hübsche Villa in Zeuthen.* Dort wollte sie mit Paolo glücklich sein und hoffte darauf, sehr spät noch schwanger zu werden. Aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht. Eines Tages reiste Paolo in seine Heimat, lernte dort eine blutjunge Tänzerin kennen, verliebte sich Hals über Kopf in sie und bekam sehr bald mit ihr auch ein Kind.

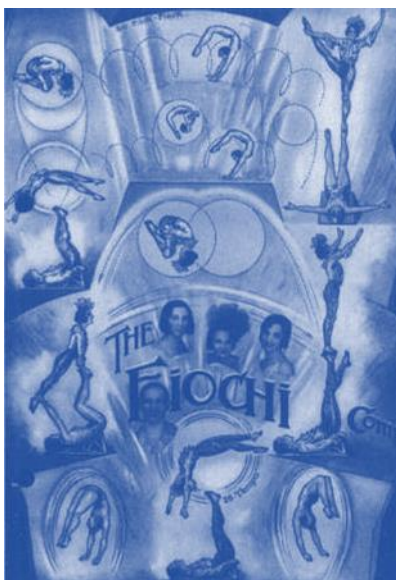
In dieser Villa in Zeuthen, südöstlich von Berlin, lebte Camilla noch immer, und dort empfing sie mich nun. «Meine Mitarbeiter sind immer anständig untergebracht worden», erklärte sie mir zur Begrüssung. Sie führte mich in ein reizendes Jungmädchenzimmer

* Damals Miersdorf, heute Zeuthen-Miersdorf.

mit weissen Schleiflackmöbeln. Dort würde ich wohnen. Ich war hingerissen.

Dann forderte sie mich auf zu schätzen, wie alt sie sei. Sie hatte platinblond gefärbtes Haar und eine sehr gepflegte Haut, war sehr zierlich und wie ein junges Mädchen aufgemacht. Natürlich wollte ich nett zu ihr sein. «Ich könnte jetzt sagen, dass ich Sie auf fünf- undzwanzig schätze», sagte ich also, «aber das wäre nicht ehrlich. Ich sehe Ihnen ja an, dass Sie schon in den Dreissigern sind, vielleicht sogar zweite Hälfte dreissig.» Sie gackerte und kicherte beglückt und war begeistert von mir. Weil ich die gelblichen Flecken auf ihrem Handrücken und den feinen, weissen Strich in ihrer Iris gesehen hatte, wusste ich, dass sie in Wirklichkeit zwischen Anfang und Mitte fünfzig sein musste.

Karola Schenk hatte mich vorgewarnt. «Camilla ist verrückt. Du wirst es schwer mit ihr haben», hatte sie gesagt, als wir mit dem



Werbe-postkarte für die Artisten-truppe «Fiochi-Sisters and Paolo», um 1927. Oben im Bild wird ein «Bogen» geschlagen.

Zug nach Zeuthen fuhren: «Sie rast und tobt, sie bekommt Anfälle, wenn keine Zigaretten, kein Kognak und kein Bohnenkaffee im Haus sind.» All diese Dinge gab es nur noch zu unerschwinglichen Schwarzmarktpreisen, und Camilla war inzwischen völlig verarmt. Mal wurde das Gas gesperrt, weil sie nicht bezahlen konnte, dann wieder das Licht und das Telefon. «Es ist rührend, dass sie dich trotzdem bei sich aufnimmt. Sie ist bei allem ein herzensguter Mensch», hatte Karola hinzugefügt.

Das «Trio Fiochi's» gab es seit Paolos Abgang nicht mehr, aber Camilla hatte den Ehrgeiz, eine neue Artistiktruppe aufzubauen. Sie hatte aber nur einen Lehrling zur Verfügung, ein fünfzehn Jahre altes Mädchen namens Inge Hubbe. Insgeheim wussten beide Seiten, dass nie eine Artistin aus ihr werden würde. Inge hatte zwar sehr gute Noten im Turnen in der Schule gehabt, aber das reichte nicht. Frau Fiochi kujonierte sie furchtbar und schlug sie manchmal sogar. Ich war oft dabei, wenn sie Ballettpositionen mit Inge Hubbe übte oder versuchte, ihr einen «Bogen» beizubringen. Es ging darum, sich im Wechsel vom Handstand zur Brücke und wieder zum Handstand langsam vorwärts zu bewegen.

Ich sollte sie dabei auch anleiten. Es klappte aber einfach nicht, Inge mochte nicht mehr und liess sich schweissüberströmt auf einen Stuhl fallen, sobald ihre Lehrmeisterin den Probenraum verliess. Meist blieb Frau Fiochi in Hörweite.

«Inge, zieh den Bogen durch, den Bogen besser durchziehen!», rief ich dann immer wieder der sitzenden Inge zu. Und schliesslich: «Ja, jetzt wird das was! Das war ein guter Bogen!» Sofort kam Camilla Fiochi wieder herein. Und erstaunlicherweise glückte Inge der Bogen dann tatsächlich.

Inge hatte grosse Pubertätsprobleme und langweilte sich den grössten Teil des Tages. Mein eigenes Verhältnis zu diesem Mädchen war nett, aber eher kühl und indifferent. Ich ahnte damals

nicht, dass ihre Familie später noch eine wichtige Rolle in meinem Leben spielen würde.

Alle Schenks hatten sich auf sogenannte ikarische Spiele spezialisiert, auf artistische Vorführungen, bei denen Menschen durch die Luft geschleudert werden, als könnten sie fliegen. Zum Beispiel bildeten drei Menschen einen Turm: Einer stellte sich auf die Schultern des anderen, während das Orchester erst aussetzte und schliesslich einen Tusch spielte. Jede Bewegung musste auf den Millimeter genau kalkuliert sein, damit diese drei Personen die Balance halten konnten. Das eigentliche Spiel begann, wenn sich zwei solche Menschentürme gegenüberstanden. Die beiden Obermänner warfen dann eine Person – meistens ein zierliches junges Mädchen – zwischen sich hin und her.

Das «Trio Fiocchi's» hatte die Sache längst zu einer Übung namens «Dreimannhoch» vereinfacht. Aber um diese neu einzustudieren, fehlte die dritte Person.

Ich hatte es gut bei Camilla Fiocchi, denn sie war eine leidenschaftliche Nazigegnerin. Sie war unter Zirkusleuten aufgewachsen, hatte ein Herz für das fahrende Volk und konnte die Polizei und die Obrigkeit nicht leiden: Ihre tiefe Sympathie galt allen Nomaden, so auch Zigeunern und Juden. «Bei mir gibt es das nicht», betonte sie, «dass jemand keine Verpflegung bekommt. Wir Artisten sind ein ganz besonderes Volk. Was da ist, wird geteilt.» Ich steuerte die Lebensmittel, die mir Frau Koch gab, zum gemeinsamen Haushalt bei und ass Frühstück, Mittag und Abendbrot gemeinsam mit Camilla Fiocchi und Inge Hubbe.

Abends wurde bei ihr gespielt: Mühle, Dame und auch Spiele, die ich noch nicht kannte, wie Puff oder das chinesische Majong. Sie war so freundlich, dass sie immer gewinnen wollte, spielte aber nicht besonders scharfsinnig. Ich musste absichtlich Fehler ma-

chen, um sie gewinnen zu lassen. Dann klatschte sie in die Hände und freute sich.

Andererseits wurde ich schrecklich geschunden. Sie nutzte die Gelegenheit, mich mit grösster Pedanterie das ganze Haus saubermachen zu lassen. Auf Knien rutschend, musste ich sämtliche Ecken blankputzen. Leider war Camilla aber nicht in der Lage, klar zu artikulieren, was sie eigentlich wollte. Sie sprach merkwürdig maniert, grammatikalisch aber leider oft falsch. Ausserdem verwechselte sie ständig die Bedeutung einzelner, ähnlich klingender Vokabeln. Wenn sie sich aufregte, schlug ihre Stimme in hysterisches Geschrei um: Ich verstand nur, dass ich etwas nicht «so machen», sondern «so machen» sollte. Dabei lief sie vor Wut hochrot an, titulierte mich als «Rindvieh» und riss mich an den Haaren. Eine halbe Stunde später entschuldigte sie sich demütig, streichelte mich und sagte: «Ich selbst bin ein Rindvieh, ich bin geisteskrank, ich bin verrückt! Ich habe kein Geld, um Brot zu kaufen, und hole mir einen Menschen ins Haus, den ich auch noch ernähren muss.»

Manchmal kam Lieschen Sabbarth zu Besuch. Sie war von Camilla als Artistin ausgebildet worden und recht erfolgreich. Ich nannte sie im Stillen das Dreiperückenmädchen, denn Lieschen Sabbarth hatte so ungeheuer starkes Haar, dass sie praktisch drei Frisuren übereinander trug. Oben war eine Art Nest, für das bei einer anderen Frau schon alle Haare draufgegangen wären. Dann kam eine mittellange, sehr volle Frisur, und darunter guckten noch Stocklocken raus. Auch die Farbe war toll: ein glänzendes Kastanienbraun. Lieschen Sabbarth sagte oft: «Ich bin bestimmt die einzige Artistin in ganz Deutschland, die ohne Dauerwelle und ohne gefärbtes Haar geht.» Sie war als Tochter eines altgedienten Anarchosyndikalisten in einer Laubenkolonie in Nordend aufgewachsen. Es war dem Mann gelungen, alle seine vielen Kinder zu Antifaschi-

sten zu erziehen. Lieschen war deshalb ausgesprochen nett zu mir, sie bot mir Zigaretten an und schenkte mir Bonbons.

Am Wochenende kam auch noch Karola Schenk zu Besuch. Alle freuten sich über das Wiedersehen. Die Freundinnen übten zusammen Dreimannhoch. «Gott, ist das ein Genuss», sagte Camilla zu Karola, als diese auf ihre Schultern stieg, «du bist leicht wie ein Federgewicht!» Inge guckte zu, blieb träge wie ein Hauklotz und reagierte in keiner Weise auf das, was ihr da vorgeführt wurde.

Nicht alle Schenks lebten noch im Artistenmilieu. Camillas Schwester Amanda zum Beispiel hatte einen Schneidermeister geheiratet, der ein fanatischer Nazi war. Ausgerechnet gegen diesen Mann hatte mein Vater einmal einen Prozess geführt. Er vertrat dabei einen völlig verarmten Ostjuden, der Zuarbeiten für diese Schneiderei geleistet und nie Geld dafür bekommen hatte. Zufällig war ich dabei gewesen, als sich beide Parteien im Sprechzimmer meines Vaters begegnet waren: Dieser grosse, dicke Schneidermeister hatte den mageren, rothaarigen, völlig verarmten Juden in einer Weise bedroht, wie ich es noch nie erlebt hatte.

Das alles fiel mir wieder ein, als Amanda zu Besuch nach Zeuthen kam und mir auch der Name ihres Ehemannes genannt wurde. Glücklicherweise brachte sie ihn selbst nicht mit. Ich wurde ihr als russische Haushaltshilfe vorgestellt, servierte schweigend den Kaffee, räumte später das Geschirr ab und lächelte undurchdringlich.

Dem Paar, das in der Mansardenwohnung über uns wohnte, hatte Camilla ebenfalls irgendeine Geschichte über mich erzählt. Leider hatte sie sofort wieder vergessen, was sie den Nachbarn gesagt hatte: War ich für sie auch eine Russin? Oder eine polnische Arbeiterin?

Einmal hatte ich dort oben etwas abzugeben. Das tat ich schwei-

gend. Die junge Frau war gerade sehr beschäftigt: Vor ihr kniete eine Schneiderin und steckte einen Saum ab. Sie bekam ein Umstandskleid angemessen und sah darin ganz entzückend aus.

Ein anderes Mal musste ich den Kohlenkeller sauber machen. Dabei fand ich eine zerfledderte Reclam-Broschüre mit Kants «Kritik der reinen Vernunft». Ich legte eine Pause ein, setzte mich auf den Kohlenhaufen und las darin. Plötzlich stand die junge Dame aus der Mansardenwohnung vor mir. Sie bekam, ebenso wie ich, einen furchtbaren Schreck und wurde knallrot.

«Sie sprechen Deutsch?», flüsterte sie.

«Ja, selbstverständlich», antwortete ich. Lügen wäre angesichts meiner Lektüre zwecklos gewesen.

«Warten Sie mal einen Moment», sagte sie und ging nach oben. Dann kam sie wieder und brachte mir ein paar in Silberpapier eingewickelte Kekse.

«Danke», sagte ich einfach. Ich habe diese Nachbarin nie wiedergesehen.



Auftritt im Friedrichstadt-Palast: Paolo Fiochi, Camilla Fiochi und Lieschen Sabbarth, das «Dreiperückenmädchen».

In einem zur Garage umgebauten Teil des Kellers entdeckte ich ein grosses, teures Auto. Es gehörte Herrn Lehmann, dem Chef ihrer Schwägerin, der mit seiner Familie in Zeuthen lebte. Camilla und Karola wussten, dass er dringend auf der Suche nach einer Haushaltshilfe war. Seine Frau war mit den kleinen Kindern und den vielen grossen Abendgesellschaften, die er als Gross-Nazi auszurichten hatte, völlig überlastet.

Und so waren die Schwägerinnen auf die Idee gekommen, mich für diese Aufgabe vorzuschlagen. Lehmann, so meinten sie, könnte mir sogar das P-Abzeichen der polnischen Fremdarbeiter besorgen. In seinem Haus hätte niemand eine untergetauchte Jüdin vermutet. Ich war aber sehr erleichtert, als ich hörte, dass Lehmann sich dann doch nicht zu dieser Lösung entschliessen konnte. Das Dienstmädchen bei einem Gross-Nazi zu spielen – das hätte ich nicht gewollt.

In Zeuthen war für mich ein Aufenthalt von zwei Wochen vereinbart. Als diese Zeit abgelaufen war, verabschiedete sich Camilla Fiochi merkwürdig kühl von mir. Sie wünschte mir alles Gute und bedankte sich für meine Arbeit. Aber irgendetwas stimmte nicht. Ich wusste nur nicht, was.

Ich fuhr ins Ungewisse zurück. Zwar war ein weiterer Aufenthalt bei Frau Janicke vereinbart, aber erst für das neue Jahr. Benno Heller war der Einzige, an den ich mich jetzt noch wenden konnte.

Er gab mir zwei Adressen von Frauen in Neukölln, die angeblich Zimmer vermieteten, aber von beiden wurde ich abgewiesen. Die allerletzte Notlösung nannte er mir erst, nachdem auch diese beiden Versuche gescheitert waren: Er schickte mich zu Felicitas in diese finstere Kneipe in der Wassertorstrasse. Und sie verkaufte mich an Karl Galecki, den Gummidirektor mit der Wohnbaracke auf dem Hinterhof.

4

Als ich am Morgen nach meiner ersten Nacht in der Baracke erwachte, war der Gummidirektor schon zur Arbeit auf gebrochen. Er hatte mich schlafen lassen, mich aber am Abend zuvor noch gebeten, das Haus zu verlassen, bevor seine Aufwartefrau kam. Sie sollte vorerst nicht erfahren, dass eine Frau bei ihm war. Seinen Mitarbeitern im Betrieb aber wollte er mich unbedingt vorführen. Deshalb sollte ich am Vormittag in seine Werkstatt kommen.

Viele Jahre später sah ich im Berliner Ensemble die Bettler in der «Dreigroschenoper» auftreten und dachte: Mein Gott, das ist ja die Belegschaft des Gummidirektors!

Das knappe Dutzend Mitarbeiter, das Galecki zusammentrommelte, setzte sich aus den unglaublichsten Existenzen zusammen: Rentner, Krankgeschriebene und Invalide, alle von ihm angeheuert und gut bezahlt.

«Malrelöreuntele», so hob er an. Das sollte heissen: «Mal herhören, Leute.» Er wiederholte das noch in verschiedenen Varianten, bis er verstanden wurde. «Das hier ist», erklärte er weiter, «meine Gattin. Ich bin nicht mehr allein, und ihr habt ihr zu gehorchen wie mir.» Ich sprach einige freundliche Worte und lächelte in die Runde. «Wir werden uns schon verstehen», signalisierte ich – und ging ab.

Abends sagte Galecki zu mir: «Ich habe dir nachgeschaut, wie du über den Hof gegangen bist. Hast du mal gesehen, wie die Felicitas latscht? Da gibt es einen grossen Unterschied, und der ist mir wichtig: Die latscht, und du schreitest in stolzer Freiheit.» Ich freute mich sehr über dieses Kompliment, das für mein Empfinden nicht meiner Person, sondern der gesamten Judenheit galt: «Du schreitest in stolzer Freiheit.»

Es lag in dieser Bemerkung aber auch eine unausgesprochene misstrauische Frage: Du bist doch nicht das letzte halbverhurte Unterschichtluder, mit dem ich hier gerechnet habe? Wer bist du, wo kommst du her? Er erzählte mir am selben Abend, dass er die Juden dermassen hasse, dass er sie auf viele Meter Entfernung riechen könne. Da wandte ich mich einmal mehr den Fischen zu, damit er nicht sah, wie ich errötete. Und wagte, ihn zu fragen, wie Juden denn röchen. Er konnte es nicht beschreiben.

An einem Abend waren wir bei seiner Mutter eingeladen, die irgendwo in der Nähe wohnte. Ihr Mann, der Vater von Galecki, war früh gestorben. Sie hatte noch mal geheiratet, war aber inzwischen wieder Witwe. Mit grosser Neugier empfing mich diese steinalte Frau.

Ich bekam dort das schlechteste Essen meines Lebens. Sie hatte zur Feier des Tages einen falschen Hasen gemacht, so nennt man in Berlin einen Hackbraten. Am Rande des Herdes war er längst abgekühlt und nur noch lauwarm. Sein Hauptbestandteil waren verfaulte Zwiebeln. Das minderwertige Fett der Sosse war erstarrt, es war also praktisch ungeniessbar. Galecki, der seine Mutter liebte und verehrte, beobachtete mich ängstlich, ob ich eine Bemerkung mache. Aber ich blieb höflich und freundlich, ass ein bisschen davon, und er staunte einmal mehr über meine grosse Toleranz.

Nach dem Essen streckte sich Galecki wie immer auf dem Sofa aus. Die Mutter zog sich in die Küche zurück, und ich erklärte, ich würde ihr beim Abwasch helfen. Die Alte sah entsetzlich aus, ihr pechrahenschwarz gefärbtes Haar hob jede Runzel im Gesicht besonders plastisch hervor. Aber was nun folgte, war eigentlich rührend: Sie erklärte mir, sie habe mich die ganze Zeit beobachtet. «Dein Gesicht ist ohne Falsch», sagte sie, «du führst nichts Böses im Schilde. Ich kenne mich im Leben aus, aber nun verstehe ich überhaupt nichts mehr.

Was willst du von meinem Karl? Er ist ein Krüppel, und du bist eine nette junge Frau. Du tust mir leid, ich warne dich, dich an ihn zu binden und damit ins Unglück zu geraten.» Mit ein paar Höflichkeiten wand ich mich aus dem Gespräch heraus.

Was mir aber ein paar Tage später fast das Genick gebrochen hätte, war die Tatsache, dass Felicitas ihren Kneipengästen ausführlichste schilderte, dass sie einer gynäkologischen Sache wegen im Krankenhaus gewesen sei. Sie nannte verschiedene Namen von Ärzten und erzählte auch, dass sie davor bei Heller in Behandlung gewesen war. In diesem Zusammenhang sagte Galecki zu mir: «Sie war in einem jüdischen Krankenhaus, sie nennt lauter Judennamen – und darum bist auch du mir verdächtig.» «Wie?», fragte ich, «Judennamen?» Plötzlich hatte ich mich vollkommen in der Gewalt. Ich versuchte, mir einzu – reden, dass die Fische in seinen Aquarien zu mir hielten und mich beschützten. «Juden heißen doch ganz anders», wandte ich ein und reihte jede Menge idiotischer Silben aneinander, so etwas wie: «pitschipschiklatschputschpitschpappapakakak». Er lachte Tränen, fand das hinreissend und dann gab ich noch «pingpangpong» oder «bimbambum» drauf. Irgendwann konnte er sich vor Lachen nicht mehr halten und prustete: «Du bist ja nicht zu bezahlen, du lustiges junges Blut.»

Der Gummidirektor überlegte in diesen Tagen, ob es an der Zeit sei, mich mit seinen Kneipenkumpanen bekanntzumachen. Mir war wahnsinnig mies davor. Doch bevor es so weit kam, wurde er noch einmal misstrauisch. Und diesmal sass mir wirklich das Messer an der Kehle. Er hatte inzwischen heimlich meine Handtasche durchwühlt, während ich in der Küche oder im Bad war. Er hatte mich auch über die Situation, aus der ich wegmusste, penibel genau ausgefragt. Ich hatte gelernt: um glaubwürdig zu sein, muss man vertraute Verhältnisse – ohne Lügen, die man dann im Gedächtnis behalten muss – ganz realistisch schildern, auch wenn man sie in

einen anderen Zusammenhang stellt. Also schilderte ich ihm einfach die schreckliche Enge in der Wohnung von Frau Janicke und stellte ihm deren entsetzliche Eltern als meine angeblichen Schwiegereltern vor. Ich hatte diese beiden Rentner mit den ewig unzufriedenen Gesichtern bei Gerda Janicke kennengelernt. Sie sahen aus, als hätten sie gerade in eine verfaulte Zitrone gebissen und hielten sich für ewig zu kurz Gekommene. Der sensiblen Tochter gegenüber verhielten sie sich boshaft und verständnislos. Dass sie auch noch leidenschaftliche Nazis waren, sagte ich Galecki natürlich nicht.

Doch dann verbreitete Felicitas in der Kneipe wieder irgendwelche Dinge, die den Gummidirektor in grösste Zweifel in Bezug auf meine Herkunft stürzten. «Ich glaube dir deine Geschichte nicht mehr», sagte er, «die Sache muss geklärt werden, und zwar schnellstens. Wenn bei dir rassistisch etwas nicht in Ordnung ist, dann ist Schluss, dann gibt es ein Unglück.»

Ich wusste: Ich war in Lebensgefahr. Galecki war mir zwar körperlich nicht gewachsen. Aber er konnte jederzeit in seine Werkstatt gehen und von dort aus die Gestapo anrufen. Ich konnte auch nicht einfach weglaufen, denn das hätte Hannchen Koch in akute Gefahr gebracht. Er kannte ja ihren Namen und ihre Adresse.

Ganz ruhig und scheinbar gleichgültig antwortete ich: «Du kannst das ja morgen klären. Jetzt gehen wir erst mal schlafen.»

«In Ordnung», sagte er, «geh morgen mal für mich einkaufen.»

Er schrieb einen Zettel und liess mir einen grossen Schein da. Zu besorgen waren ein paar Kleinigkeiten beim Bäcker, Fleischer und so weiter.

Und dann geschah ein Wunder. Kaum trat ich am nächsten Morgen auf die Strasse, latschte mir Felicitas entgegen. Unter ihrem Wintermantel guckte ein Stück Unterrock hervor, und sie war noch

ganz verschlafen. Ach, gähnte sie künstlich: «Ich bin so müde. Und ich habe ja ganz vergessen, dir was zu bestellen. Ich hätte es auch dem Gummidirektor sagen können – aber das habe ich auch vergessen.»

«Was denn?», fragte ich.

Sie gähnte wieder: «Der Doktor Heller ist extra abends zu mir gekommen, als ich gerade in die Kneipe wollte, und hat gesagt: Du sollst dem Fräulein, das du da irgendwohin vermittelt hast, was bestellen.» Er hatte ihr den Text eingepackt und sie mehrmals wiederholen lassen. Das leierte sie jetzt herunter, wie ein Kind ein Gedicht aufsagt: Die Dame in der Villa in der Mark Brandenburg lasse sich demütig entschuldigen für das, was sie mir angetan habe. Sie lade mich ein, sofort wieder als ihr lieber Gast zu ihr zu kommen.

Ich liess mir nicht anmerken, wie erlösend diese Nachricht für mich war. «Hättest du mir schon vor ein paar Tagen sagen können, aber es ist immer noch Zeit», sagte ich ruhig, und dann: «Adieu, ich muss für den Gummidirektor einkaufen gehen.»

Man stand damals endlos Schlange in den Geschäften. Aber jetzt erlebte ich ein zweites Wunder: Ich kam in den völlig leeren Bäckerladen, kaufte, was Galecki mir aufgeschrieben hatte, und war nach einer Minute wieder draussen. Im Fleischerladen und auch im Gemüseladen war es dasselbe.

Mit einem gewissen Stolz legte ich dann das Einkaufsnetz wie eine Blume zusammengerafft auf den Küchentisch und arrangierte darum herum die Einkäufe und das Wechselgeld. Ich dachte dabei: «In euren Kreisen würde man das Wechselgeld unterschlagen, aber nicht bei uns. Wir sind anders.»

Dann ging ich in die zweite Baracke. Den erstbesten Mann, der angeschlurft kam, fragte ich: «Ist der Chef da?»

«Nee, der ist Ware einkaufen gegangen.»

«Na denn», sage ich, «ich habe vorne seine Wohnung zuge-

schlossen und ihm die Einkäufe hingelegt. Hier sind die Schlüssel – schönen Gruss. Es ist gut möglich, dass ich nicht wiederkomme. Ich will mich mit der Familie versöhnen.» Dann ging ich weg.

Mit dieser Werkstatt hatte es übrigens etwas Besonderes auf sich. Darin standen Boley-Werkbänke, wie ich sie von Siemens kannte. Das Material für die Kleinteile, die daran hergestellt wurden, war auf hochkomplizierte Weise aus Rüstungsbetrieben gestohlen, teuer bezahlt im Auftrag des Gummidirektors. Und dann lieferte er diese Teile mit einer Träne im Knopfloch wieder der Rüstungsindustrie und damit seinem geliebten Führer zu. So irrsinnig gespalten war Galecki: Die Angelegenheit, für die er sich leidenschaftlich begeisterte, war gleichzeitig ein Mittel zum Zweck – und er beutete sie betrügerisch aus.

5

In aller Ruhe lief ich zum Görlitzer Bahnhof. Dort begab ich mich auf den Bahnsteig, von dem der Zug nach Zeuthen abging. Es dauerte keine fünf Minuten, bis die Dampflok elegant in die Bahnhofshalle einfuhr. Ich stieg in den Zug und fühlte mich auf dieser Fahrt so befreit, war so entzückt, dass ich beinahe laut ausgerufen hätte: «Oh wie hübsch das ist!»

Die extreme Kälte war vergangen, und in Berlin lag matschiger, schmutziger Schnee auf den Strassen. Aber jetzt fuhr ich bei strahlender Sonne durch eine weissglitzernde Landschaft und bewunderte die Schneehauben auf Zäunen und Telegraphenmasten. Ich erinnerte mich an meine Kindheit. Mein Vater hatte sonntags oft einen kleinen Ausflug mit mir unternommen, durch den Tiergarten, in den Grunewald oder nach Wuhlheide. Einmal bat er mich, noch kurz zu warten, als ich schon abmarschbereit vor ihm stand: «Nur einen Moment, ich muss eine Akte zu Ende bearbeiten, geht ganz schnell.» Ich guckte ihm über die Schulter, sah, wie er auf die letzte Seite eines Aktenkonvolutes «erl.» schrieb und sagte: «E ripunkt!»

Er lachte und erklärte mir, das sei eine Abkürzung für «erledigt». Und dann hatten wir beide im selben Moment denselben Einfall: Wir fingen an zu singen, während meine Mutter in der Küche noch etwas Proviant für uns zusammenstellte. Nach der Melodie der deutschen Nationalhymne marschierten wir im Stehschritt um unseren grossen Esszimmertisch und schmetterten: «Eerlpunkt, Eerlpunkt, Eerlpunkt, Eherlpunkt ...». Seit diesem Tag hatte ich oft, wenn eine widrige Angelegenheit erledigt war, gesagt: «Diese Sache singe ich jetzt aus der Welt.» Und das tat ich auch jetzt. Ich sass in der Dampfbahn und sang in Gedanken unsere Eerlpunkthym-

ne nach der Melodie des Kaiserquartetts von Joseph Haydn, um das Kapitel Gummidirektor ein für alle Mal zu erledigen.

Seltsamerweise erwartete mich Camilla Fiocchi schon. Ich sah sie von weitem vor ihrer Gartentür in der Sonne stehen. Sie trug einen eleganten schwarzen Hausanzug, der noch aus Friedenszeiten stammte: Die schwere Seide war vornehm mit der stumpfen Seite nach aussen verarbeitet und mit der blanken Seite nur etwas gepaspelt. Dazu hatte sie eine altrosa Bluse an.

Die Fiocchi hielt beide Arme ausgebreitet. Es dauerte nur einen kleinen Moment, bis ich begriff, was sie von mir erwartete. Dann rannte ich ihr entgegen, liess mich in ihre Arme fallen und wie ein Kind herumschwenken. Ich fragte mich: Ist das Wirklichkeit oder Traum? Dieselbe Person, die mich angepöbelt und an den Haaren gezogen hatte, schloss mich jetzt selig in ihre Arme?

Ich machte ihr als Erstes ein Kompliment für ihren Aufzug. «Schwarz und altrosa ist doch eine klassische Zusammenstellung. Später wird Sie das bestimmt auch mal gut kleiden», sagte sie. Eng umschlungen gingen wir durch die Gartenpforte.

«Karola war sehr ärgerlich», fing sie an zu erzählen, «sie hat gesagt, Koblode gibt es nur im Märchen.» Es dauerte eine Weile, bis ich aus verschiedenen Satzketzen verstand: Camilla Fiocchi hatte gemutmasst, dass die neue Frau ihres geschiedenen Mannes, eine ganz verruchte Person, heimlich in ihr Haus kam und da lauter Schabernack trieb.

Ich war ziemlich ratlos, merkte aber, dass sie mich ein wenig zappeln lassen wollte. Sie schnitt komische Grimassen, die ich erwiderte, und so alberten wir eine Weile herum. Dabei erfuhr ich, dass sie überzeugt gewesen war, dass ich mit dem Drei-Uhr-Zug in Zeuthen eintreffen würde, so wie es tatsächlich geschehen war. Es

war der dritte Tag, an dem sie mich in diesem hübschen Aufzug erwartet hatte und an dem sie den Kaffee – tisch für zwei Personen gedeckt hatte. Wäre ich an diesem Tag nicht gekommen, erklärte sie, hätte sie es aufgegeben.

Wir setzten uns an das grosse Fenster. Von draussen flutete das helle Schneelicht herein. Frau Fiochi hatte schon den Kaffee-Ersatz am Herdrand fertig stehen. Aus dem Keller holte sie eine Zuckerschnecke für jede. Sie hatte ein grosses Opfer gebracht, indem sie diese von ihren Lebensmittelmarken für Weissmehl gekauft hatte. Ich war froh, ich war geborgen, ich war gerettet, ich war liebevoll aufgenommen, und ich wurde bewirtet. Meine Freude über all das war viel grösser als meine Neugierde, zu erfahren, was eigentlich vorgefallen war.

Und jetzt sollte ich erst einmal erzählen. Ich begann, ihr über den Gummidirektor mit den Aquarien zu berichten, aber dann unterbrach ich meine eigene Schilderung: «Ich mag gar nicht weitersprechen. Ich fürchte, das alles klingt überhaupt nicht glaubwürdig.» Camilla widersprach: «Es gibt Dinge, die sind so absurd, dass sie sich niemand ausdenken kann, auch nicht der phantasiebegabteste Filmemann.»

Schliesslich berichtete sie mir dann doch, was geschehen war: Jemand hatte auf ihrem Schreibtisch rumgekramt, während sie bei ihrem teuren Friseur am Kurfürstendamm war. Dabei war Tinte umgekippt. Die Person, der diese Schweinerei passiert war, hatte sich im Schlafzimmer einen teuren französischen, hauchzarten Spitzenschlüpfer gegriffen, damit die Tinte aufgewischt und das Corpus Delicti aus dem Fenster geworfen – aus lauter Angst, auf frischer Tat erwischt zu werden. Am nächsten Tag hatte ein Nachbar bei der Fiochi geklingelt und ihr mit spitzen Fingern diesen seltsamen Gegenstand zurückgebracht.

Es waren auch sämtliche Kosmetika angebrochen und ausprobiert worden. Im Keller hatte jemand Weckgläser geöffnet, um dar-

aus zu naschen. Sie sei absolut sicher gewesen, dass ich die Täterin gewesen sei, sagte sie, und sie hätte es mir nicht einmal übelgenommen. Denn so ein Verhalten sei eine normale Reaktion auf die Lage, in der ich mich befand.

Dann hatte sie mit ihrer Schwägerin Karola Schenk darüber gesprochen. Doch die hatte ihren Verdacht für abwegig gehalten: «Hanni?», fragte sie – so hiess ich ja für diese Frauen – «niemals!» Frau Fiochi hatte darauf bestanden: «So wie sie hier ausgebeutet und kujoniert wurde, wäre es nachvollziehbar. Ich an ihrer Stelle hätte die ganze Bude in Brand gesetzt!»

Doch einige Zeit nach dem kühlen Abschied von mir hatte es weitere Vorkommnisse in ihrem Haus gegeben. Und so richtete sie ihren Verdacht gegen die neue Frau Fiochi, die weit weg in Italien lebte.

Es dauerte lange, bis sie mir erzählte, wie es weitergegangen war: Eines Abends war sie aus Berlin zurückgekommen und hatte nach Inge gerufen. Im Keller hatte sie ihren Lehrling schliesslich gefunden: Das Mädchen schrie beim Anblick seiner Lehrherrin erschrocken auf und goss sich ein Glas Erdbeerkompott über den Kopf. Diese Szene schilderte sie mir etwa zwanzigmal, und ich musste immer wieder nachfragen und staunen: «Wirklich Erdbeerkompott? Erdbeerkompott?»

Eingeweckte Erdbeeren waren damals das Edelste, was es überhaupt gab. Camilla Fiochi hatte nur ein oder zwei Erdbeerbeete im Garten, und im Handel gab es diese Früchte fast nie. Vermutlich hatte Inge einfach aus lauter Langeweile ein Glas aufgemacht und war gerade dabei, den Saft abzutrinken, als die Fiochi den Keller betrat. Damit war klar, wer dieser Kobold in der Villa in Wirklichkeit gewesen war. Um nicht erwischt zu werden, wollte das Mädchen das Glas schnell hinter sich werfen und hatte sich dabei das Kompott über den Kopf gegossen.

Es war draussen mittlerweile dunkel geworden, und es war Zeit, Abendbrot zu machen. Inge wurde herbeigerufen, kam mit gesenk-

tem Kopf und sagte, wie es von ihr verlangt wurde: «‘tschuldige.» Mehr bekam sie nicht heraus.

«Ist schon in Ordnung», gab ich zurück. Ich war ihr keine Sekunde böse. Die ganze Geschichte war mir vollkommen egal.

Mein Aufenthalt in Zeuthen unterschied sich in vielem nicht von dem vorigen. Aber ich wusste jetzt, dass alle unerquicklichen Szenen sehr bald enden und gut ausgehen würden. Wenn Camilla mich gelegentlich wieder als Rindvieh beschimpfte, schlug das schon bald in Gelächter um, und sie schüttelte den Kopf über sich selbst. Einmal sollte beim Abendbrot noch eine Stulle abgeschnitten werden. Da sagte ich: «Bitte lassen Sie mich das machen. Die Küche ist tadellos in Ordnung, und ich möchte nicht, dass Krümel auf die Erde fallen.» Da kicherte und gackerte sie wie ein Kind, kam um den Tisch herum, umarmte mich und meinte: «Sie sind schon genauso verrückt wie ich.»

Die Artistin trug immer Hosen, die als Trainingskostüm geeignet waren. In allen möglichen Situationen sprang sie plötzlich in die Grätsche und liess die Beine bis zum Spagat gleiten. Ihrem Lehrling Inge nahm sie es ausgesprochen übel, dass diese nicht pausenlos Ballettpositionen übte oder Brücken schlug.

Das artistische Training fand jetzt öfters im Probierpavillon der Kaufholds statt. Diese Rollschuhtruppe, die mit den Fiochis befreundet war, wohnte ganz in der Nähe. Meine Aufgabe dort war es, die Longe zu halten: Das war ein Flaschenzug, mit dem eine Person, die in der Kuppel des Pavillons am Trapez hing, gesichert werden konnte.

Inge kletterte also, an der Longe befestigt, an einer Leiter hoch, bestieg das Trapez und machte dort ihre Turnübungen. Besser gesagt: sie versuchte es. Während ich das dicke, reissfeste Seil hielt, hing sie wie ein Klotz in der Kuppel.

Frau Fiochi schrie und tobte, wollte schliesslich die Übung selbst vorführen und ging an die Longe. Kurz davor hatte sie mich mal wieder furchtbar schikaniert und mit einem Wattebausch in einer Zimmerecke kontrolliert, ob alles staubfrei gewischt war.

Ich war wütend. Und jetzt rächte ich mich: Als ich meine Quartiergeberin wieder aus der Kuppel herablassen sollte, tat ich das absichtlich sehr langsam. «Willst du mich bis ans Ende meiner Tage in der Luft schweben lassen?», kreischte sie wütend. Daraufhin liess ich sie mit Aplomb hinunterfallen und zog das Seil erst kurz vor dem Aufprall wieder straff. Vor Schreck schrie sie laut auf.

Regelmässig ging Camilla Fiochi zu ihrer Anwältin. Eines Tages erklärte Dr. Hildegard Stahlberg, deren Praxis in der Nähe des Kurfürstendamms lag, sie könne nicht mehr für jedes Gespräch mit ihrer Mandantin mehrere Stunden aufbringen. Sie wurde aus den chaotischen Erzählungen der Fiochi einfach nicht schlau und bat sie, einmal genau aufzuschreiben, welche Forderungen sie an ihren geschiedenen Mann habe. Und diese Aufgabe fiel nun mir zu: Stunde um Stunde sass ich mit der Artistin zusammen, bis ich aus ihrem Gestammel vier oder fünf klare Punkte herauskristallisiert und auf einer DIN-A4-Seite kurz und sachlich notiert hatte. Das Ganze schrieb ich unter der Überschrift «Information» ins Reine, wie ich das aus dem Büro meines Vaters kannte.

«Sie haben einen zweiten Anwalt!», soll die Stahlberg gesagt haben, als sie dieses Blatt sah. Da erzählte ihr Camilla Fiochi, dass sie ein jüdisches junges Mädchen bei sich versteckt hielt, dessen Vater Anwalt gewesen war. Die Juristin war eine dezidierte Nazigegnerin und spendierte daraufhin wertvolle Lebensmittelmarken. Später beichtete mir Frau Fiochi, dass Hildegard Stahlberg ihr ausserdem zwanzig Mark und eine Schachtel Zigaretten für mich

gegeben hatte. Das Geld hatte sie selbst benutzt, um Lebensmittel einzuholen, und die Zigaretten hatte sie aufgeraucht. Nach dem Krieg, so versprach sie, würde sie mir alles wiedergeben. Den Lohn, den Lehmann ihr für mich gegeben hatte, behielt sie ebenfalls ein. Ich hatte sein total verschmutztes, im Keller verstecktes Auto geputzt.

Zu meiner grossen Freude kam Lieschen Sabbarth bald wieder zu Besuch. Sie brachte mir ein Tütchen Bonbons mit, und auch sonst waren ihre Herzlichkeit und Freundschaftlichkeit eine Wohltat für mich. Am Wochenende kam auch wieder Karola Schenk dazu.

Diesen beiden Frauen erzählte ich ausführlich von meiner Zeit beim Gummidirektor. Das Ende meines Aufenthalts dort bedrückte mich sehr: Ich hatte Sorge, dass Galecki nach meinem plötzlichen Abgang Nachforschungen anstellen könnte. Er kannte den Namen Johanna Koch, und ich hatte ihm auch die Adresse in Kaulsdorf genannt. Für sie hätte das sehr gefährlich werden können.

Doch Karola und Lieschen beruhigten mich: «Nie im Leben geht der Gummidirektor dieser Angelegenheit nach», sagten sie. Dieser Mann sei bestimmt glücklich gewesen, eine anständige Frau zu finden. Und dann sei ihm gedämmert, dass mit meiner Herkunft etwas nicht stimme. Nachdem sich die Angelegenheit ohne Blamage für ihn erledigt hätte, würde er seinen vagen Verdacht einfach auf sich beruhen lassen.

Spätabends bat mich Camilla, ihre Schwägerin zum Bahnhof zu begleiten. Ich war glücklich über diese Bitte, denn ich schwärmte immer noch ein bisschen für Karola. In ihrem hellen Nerzmantel und einem kostbaren Velourshut sah sie blendend aus. Auf dem Weg fasste sie mich unter, und wir kuschelten uns eng aneinander. Dann berichtete sie mir über ihren Besuch bei Heller.

Karola war zu dem jüdischen Frauenarzt gegangen, um ein Wort für mich einzulegen. Sie hatte von Camilla erfahren, dass ich in Zeuthen in falschen Verdacht geraten war. Für sie, die eine gesetzestreue Bürgerin und weder Antifaschistin noch Nazigegegnerin war, war das ein schwerer Weg. Sie hatte panische Angst davor, der Gestapo in die Arme zu laufen, wenn sie zu Heller ging, auch wenn das nicht besonders wahrscheinlich war.

Der Doktor hatte gerade eine Patientin aus seinem Ordinationszimmer entlassen, als er Karola erblickte. Er wollte sie kurz in sein Esszimmer bitten. Nachdem er die Tür geöffnet und in den Raum geblickt hatte, zog er sie sofort wieder zu: «Ach Gott, hier können wir auch nicht rein, das ist meine zweite Sprechstunde.» Karola hatte nur flüchtig gesehen, dass auf jedem Esszimmerstuhl jemand sass, jeder von ihnen natürlich auf einem Zeitungsblatt.

Meine Begleiterin blieb auf dem Weg stehen und wandte sich an mich: «Versprich mir eins», sagte sie eindringlich: «Dass du niemals zu Heller in diese zweite Sprechstunde gehst. Nie!»

«Das kann ich nicht versprechen. Ich weiss ja nicht, was mir noch passiert. Aber was wäre daran so schlimm?», fragte ich.

Da sagte sie etwas Merkwürdiges: «Die Leute, die da auf den eleganten Esszimmerstühlen sassen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, waren alle versteckte Juden.»

«Woran hast du denn das erkannt?»

«Ich weiss es. Jeden für sich hätte ich nicht für einen Juden gehalten, aber alle zusammen schon.» Genauer konnte sie es nicht ausdrücken. Aber ich verstand jetzt, was sie meinte.

«Gehen wir mal von der typischen Stürmerkarikatur eines Juden aus», überlegte ich, «die hat ungefähr zehn Merkmale: krauses Haar, Fettwanst, Plattfüsse, Riesennase und so weiter. Wenn eine Person alle diese Merkmale hat, denkt man sofort: Ach, ein Jude. Wenn ein Jude nur eins von diesen zehn charakteristischen Merk-

kmalen hat, fällt er in einer Gruppe mit neun germanischen Typen aber gar nicht auf. Erst wenn zehn Juden mit je einem solchen Merkmal zusammensitzen, sind sie unverkennbar eine jüdische Gruppe.»

«Genau!», sagte sie, «so präzise hätte ich das gar nicht ausdrücken können.» Dann umarmte sie mich und drückte mich fest an sich. Und noch einmal flüsterte sie mir ins Ohr: «Bitte merk dir das: Such niemals Kontakt zu jüdischen Gruppen!»

Auch Inges Mutter kam an einem Sonntag zu Besuch nach Zeuthen. Trude Neuke war in erster Ehe mit Rudolf Hubbe, einem kommunistischen Funktionär in Magdeburg, verheiratet gewesen. Dieser war im April 1932 von SA-Leuten erschlagen worden. Um mit ihren zwei kleinen Kindern nicht alleine dazustehen, hatte sie wenig später einen anderen kommunistischen Genossen namens Julius Neuke geheiratet.

Trude war eine kleine korpulente Person mit stämmigen Beinen. Ihr signifikantes Merkmal war ihr brandrotes Haar. Sie trug es glatt gescheitelt und zu einem schweren Knoten zusammengenommen.

Mich begrüßte sie mit grosser Herzlichkeit und duzte mich sofort: «Ich habe schon gehört, du bist Hannchen. Klar, dein Vorname ist falsch, den Familiennamen will ich gar nicht erst wissen. Ich werde ‚die rote Trude‘ genannt, und das nicht nur, weil mein Haar knallrot ist. Meine Gesinnung ist noch röter», verkündete sie. Schon am Anfang unserer Bekanntschaft fiel mir auf, dass sich ihr Mund gelegentlich für Sekunden nach unten verzog, während sie laut und scheinbar fröhlich weitersprach. Dann sah sie plötzlich sehr wehmütig aus.

Wir sassen zu viert um den Kaffee-Ersatz-Tisch. Hauptgegenstand des Gesprächs waren Inges Missetaten. Trude brüllte und raste und liess ganze Schimpfkanonaden gegen ihre Tochter los, mit der sie nicht zum ersten Mal Ärger hatte. «Du Aas, du Aas, du

Aas», schrie sie immer wieder, «ein unglücklich illegal lebender Mensch wurde wegen deiner Idiotien und Inkorrektheiten verdächtigt, und du hast das nicht aufgeklärt!» Inge sass vollkommen verstockt da und reagierte überhaupt nicht. Dann verlangte Trude von ihrer Tochter, dass sie sich bei mir entschuldige.

Das Mädchen erhob sich in seinem blauen Turnanzug, kam um den Tisch herum, gab mir die Hand und murmelte noch einmal völlig emotionslos: «‘tschuldige.»

Danach sagte Trude ganz ruhig, ohne Überspanntheit und ohne Übertreibung, etwas für mich sehr Wichtiges: «Ab sofort bis zum Sieg der Roten Armee übernehme ich die Verantwortung für dein Leben und für deine Rettung vor unseren gemeinsamen Feinden.» Sie streckte mir die Hand hin, eine kleine, zierliche Damenhand, die mich intensiv an die Hand meiner Mutter erinnerte. Ich ergriff sie und hielt sie fest. Diesen Moment sollte ich später als einen der grossen Höhepunkte meines Lebens empfinden.

Auch Camilla spürte, dass etwas Besonderes geschehen war. «Darauf müssen wir anstossen», erklärte sie feierlich. Sie ging in den Keller und holte einen Rest Cherry Brandy hoch, den sie für ganz besondere Gelegenheiten aufbewahrt hatte. Das Getränk wurde auf vier winzige Likörgläschen verteilt, die sie aus einer Vitrine nahm, in der sie Kitsch und Kunstgegenstände sammelte.

Wir standen auf und schoben unsere Stühle an den Tisch. Und dann hielt Camilla Fiocchi eine kleine Rede, die erstaunlich klar formuliert war: «Wir alle, die wir hier beisammen sind, sind Deutsche, und wir alle lieben unser Vaterland. Aber ein Land, das die grössten Verbrechen der Menschheitsgeschichte begeht, ist kein Vaterland. Wir erheben unser Glas auf die Niederlage der Wehrmacht, damit die Menschheit und damit schliesslich auch Deutschland leben kann. Wir trinken auf den Sieg der Alliierten.»

«Sieg und Freiheit!», bekräftigte Trude und prostete uns zu. Bei dem Wort «Freiheit» war zum ersten Mal so etwas wie Leben und Leuchten im Gesicht der unglücklichen Inge zu sehen. Auch sie hob ihr Glas in meine Richtung, und ich nickte ihr zu. Das war unsere eigentliche Versöhnung.

Ich brachte Trude Neuke abends noch zum Bahnhof. Mit einer Fingerbewegung und einem Kopfrucken dirigierte sie mich beim Abschied in eine dunkle Ecke des Gebäudes, neigte sich zu mir und flüsterte mir so leise ins Ohr, dass es wirklich niemand hören konnte: «Rot Front!»

Ein paar Tage später erzählte ich Frau Koch von dieser ersten Begegnung mit Trude. Das war natürlich dumm von mir, denn sie entwickelte sofort einen tödlichen Hass auf die Frau, die sich zu meiner zweiten Beschützerin erklärt hatte und damit / zu ihrer Nebenbuhlerin geworden war.

Am 3. Februar 1943 hörte ich gemeinsam mit Inge Hubbe und Lieschen Sabbarth bei Camilla Fiocchi die hochdramatische Radiosendung, mit der die Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad bekanntgegeben wurde. Diese Nachricht löste bei mir eine Erregung aus, die alles überstieg, was ich bis dahin durchlebt hatte. Für mich war völlig klar: Der Krieg ist entschieden, die Alliierten werden siegen, die Weltgeschichte behält ihren Sinn. Die Menschheit und auch Deutschland werden vor dem endgültigen Verderben gerettet.

Mitten in diese Nachrichtensendung hinein, in die Schilderung der Katastrophe durch den braunen Berichterstatter, sagte Camilla plötzlich: «Mein Gott, mein Neffe Günther!» Dieser Verwandte von ihr, so wurde ihr plötzlich bewusst, war wahrscheinlich im Kessel von Stalingrad gefallen.

Ich reagierte mit einem völlig unpassenden Lachreiz auf diesen Satz. Das war möglicherweise eine Folge meiner eigenen gewaltigen inneren Gemütsbewegung. Ich musste hinausrennen, mich im

Badezimmer einschliessen und schämte mich vor mir selbst wegen dieser Albernheit. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich beruhigt hatte.

Lieschen Säbbarth erzählte mir an diesem Nachmittag noch, dass ihr Vater, der Anarchosyndikalist, sich inzwischen sehr darum bemüht habe, eine Unterkunft für mich zu finden. Dieser alte, asthmatische und schwer gehbehinderte Mann hatte sich mühselig zu seinen alten Bekannten geschleppt. Manche lebten nicht mehr, manche fand er nicht mehr an der gewohnten Adresse. Oft öffneten ihm verhärmte Frauen, die erzählten, ihr Mann sei seit Jahren eingesperrt, im Zuchthaus oder im Konzentrationslager. Aber seine Suche nach einem Platz für mich sei leider erfolglos geblieben. Mich rührte diese Erzählung sehr: «Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel es mir gibt, zu wissen, dass ein wildfremder, alter Mann ganze Tage unterwegs ist, um nach einem Unterschlupf für mich zu suchen», tröstete ich Lieschen, «dabei kennt er mich nicht einmal.»



Aus Zeuthen verabschiedete ich mich bald darauf herzlich und mit vielen Dankesworten. Meine Zeit bei Camilla Fiochi war zum zweiten Mal abgelaufen und ein weiterer Aufenthalt bei Gerda Janicke vereinbart. «Merken Sie sich das heutige Datum», forderte mich die Fiochi auf, «wenn übers Jahr immer noch Krieg ist, wenn ich mich immer noch nicht auf gehängt habe und wenn Sie dann immer noch untergetaucht leben müssen, kommen Sie wieder für vier Wochen zu mir.»

«Bleiben Sie übrig», erwiderte ich. So salopp sagten sich viele Menschen im Krieg auf Wiedersehen.

6

Die Wohnung der Jänickes in der Schierker Strasse hatte eigentlich nur ein einziges Zimmer, und das war noch dazu schwer heizbar. Wie überall in diesem Häuserblock wurde es als Schlafzimmer genutzt: Schlafzimmermöbel mit einer schönen Bettumrandung waren der ganze Stolz der unteren Kleinbürgerschichten. In einem weiteren halben Zimmer ohne Heizung stand der sogenannte Kombi, ein kombinierter Schrank für Geschirr, Bücher und Wäsche. Ausserdem gab es in diesem eiskalten kleinen Raum eine Couch, und darauf schlief ich.

Statt der pflegebedürftigen Grossmutter, die nach Thüringen zurückgekehrt war, lebte jetzt noch eine weitere untergetauchte junge Frau in dieser Winzigwohnung. Eva Deutschkron war ein paar Jahre älter als ich und auch von Benno Heller zu Gerda Janicke vermittelt worden. Die beiden Frauen waren ein Herz und eine Seele, auch im Umgang mit dem Jörgelchen, dem kleinen Germanen, den ich nun wiedersah.

Eva Deutschkron war gelernte Schneiderin und sass den ganzen Tag an der Nähmaschine. Sie nähte Spielhöschen für den Jungen, änderte seine Kinderkleidung und arbeitete auch die Garderobe von Frau Janicke immer wieder um. Diese Schneiderei, so empfand sie es, durfte nie fertig werden. Ihre Quartiergeberin genoss es, über eine eigene – wie Heller es zum Entzücken beider Frauen formulierte – «Leibschneiderin» zu verfügen. «Weisst du, deine Näherei ist wie die Geschichte von Tausendundeiner Naht», sagte ich einmal zu Eva.

Das eigentliche Leben spielte sich in der Küche ab. Selbst in diesem Raum wurde es trotz Kohleherd nie richtig warm. Die beiden Damen nahmen dort gemeinsam mit dem süssen Jörgelchen ihre

Mahlzeiten ein. Ich guckte zu, besser gesagt, ich wendete mich ab. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, aber sie gaben mir nichts ab.

Ansonsten sass Gerda Janicke die meiste Zeit unbeschäftigt auf dem Kohlenkasten herum. Eigentlich war sie eine hübsche, etwas rundliche Frau. Aber sie zog die Mundwinkel herunter und liess die Schultern herabfallen: «An ihr weinten die Kleider» – so hätte es meine Grossmutter ausgedrückt.

Meine Quartiergeberin war in kleinsten Verhältnissen aufgewachsen. Ihr ganzes Leben lang war sie gegängelt worden: erst von ihren widerlichen Eltern, die ich ja kennengelernt hatte, dann von ihrem Ehemann. Noch nie in ihrem ganzen Leben war sie diejenige gewesen, die jemand anderem Weisungen erteilen konnte. Das hatte sich geändert, als ich zu ihr kam. Zweifellos setzte sie für mich ihr Leben aufs Spiel. Aber sie genoss es auch, endlich einmal Macht auszuüben. «Sie müssen jederzeit für Hausarbeit zur Verfügung stehen», erklärte sie mir zum Beispiel, obwohl es überhaupt nicht viel zu tun gab: «Ich kann nicht dulden, dass Sie nach Köpenick fahren, um sich mit einer Freundin zu treffen.» Das bedeutete: Ich bekam noch nicht einmal die karge Lebensmittelration, die sich Hannchen Koch für mich vom Munde absparte. Ich hatte tagelang nichts, wirklich absolut nichts zu essen und hungerte wie nie zuvor.

In diesen Tagen begann ich Eva Deutschkron tödlich zu hassen. Gleichzeitig schämte ich mich dafür, denn ich fand meine Gefühle unangemessen, unanständig und undankbar. Sie tat mir ja nichts Böses. Aber ich konnte aufgrund meines wahnsinnigen Hungers kaum noch klar denken.

Immer wieder sprach ich das Sündenbekenntnis. In einer Art Kinderglaube wollte ich mir selbst so viele Sünden wie möglich nachweisen. Ich hoffte, dass meine Leiden, meine Angst und meine Not eine Strafe für meine Missetaten waren – denn so gab es die Aussicht, dass es ein Ende habe würde, wenn ich alles abgebusst hätte.

Im Gegensatz zu mir verfügte Eva Deutschkron über eigene Lebensmittelkarten. Wie sie dazu gekommen war, erzählte sie mir beim Geschirrspülen. Wir hatten uns die Zeit damit vertrieben, herauszufinden, ob wir gemeinsame Bekannten hatten. So kamen wir auf Miriam Grunwald, die mit mir in dieselbe Klasse gegangen war.

Dieses Mädchen war intelligent, begabt, hochgebildet und kam aus einem vornehmen bildungsbürgerlichen, jüdischen Haus. Mirjam gehörte wie ich zu den besten Schülerinnen der Klasse. Wir waren beide sehr höflich zueinander gewesen, hatten uns aber nicht gemocht.

Mirjams Eltern hatten die Möglichkeit bekommen, auszuwandern. Aber bei Mirjam schnappte die Falle zu. Sie wurde zur Zwangsarbeit eingezogen. Es war für die Eltern natürlich furchtbar, ohne ihre Tochter aus Deutschland wegzugehen. Um einen Ausweg aus diesem Konflikt zu finden, liessen sie dem Mädchen ihr gesamtes «schwarzes» Vermögen zurück. Ich stellte mir darunter sehr bildhaft einen grossen Geldsäck mit schwarzlackierten Münzen vor. Mirjam sollte dieses Geld das Überleben erleichtern, und sie sollte so bald wie möglich in die USA nachkommen.

In dem Betrieb, in dem auch Eva Deutschkron und ihr Ehemann Zwangsarbeit verrichteten, lernten die beiden Frauen sich kennen. Eva erzählte dort von ihrer jungen Ehe und zeigte ein Foto ihres Mannes herum. Zu ihrem Erstaunen wurde das Ehepaar wenig später von Mirjam Grunwald an einem Wochenende zum Kaffee eingeladen und fabelhaft nett bewirtet.

Dann eröffnete Mirjam den beiden, sie habe eine Möglichkeit, unterzutauchen: Sie verfüge über Geld, eine Unterschlupfadresse und eine Quelle, bei der es Lebensmittelkarten gab. Sie könne ihre Todesangst aber nur in der Umarmung eines Mannes ertragen. Deshalb schlug sie einen seltsamen Tauschhandel vor: Eva solle ihr den Mann auf unbestimmte Zeit ausborgen und bekäme dafür Geld

und Lebensmittelkarten. Ein Teil der Vereinbarung wäre, dass sie ihren Mann nur einmal im Monat sehen dürfe: keine Umarmung, keine Gefühlsausbrüche. Das Treffen sollte nur der gegenseitigen Vergewisserung dienen, dass der jeweils andere noch am Leben war.

Eva machte dieser Vorschlag völlig ratlos. Sie ging zu den Helfers, um sie zu fragen, was sie davon hielten. Und die redeten ihr zu: «In absurden Zeiten ist alles absurd. Sie können sich nur auf absurde Weise retten, denn die Nazis wollen sie alle ermorden.» So liess sich das junge Ehepaar schliesslich darauf ein. All das erzählte mir Eva Deutschkron unter furchtbarem Weinen. Frau Janicke wusste davon. Eva bat mich aber, ihr nicht zu sagen, dass auch ich es jetzt wusste.

Ich selbst war auf dem Tiefpunkt meines Lebens angekommen. Ich fror den ganzen Tag über, meine Zähne klapperten vor Hunger und Kälte. Und dann kam ganz plötzlich noch eine sehr unangenehme Sache hinzu: Ich spürte stechende Schmerzen in der Blase und konnte den Urin nicht mehr halten. Als das losging, stand ich gerade beim Milchmann, um für Frau Janicke einzuholen. Unter mir bildete sich ein See. Ich weiss nicht, ob die Leute um mich herum etwas mitbekamen, aber ich konnte es nicht ändern. Verzweifelt dachte ich: «All dies tut uns der Feind an.» Vielleicht sind solche Widrigkeiten für andere ja sogar besser vorstellbar als Leichenberge, als die ganz grossen Verbrechen der Menschheitsgeschichte.

Besonders unangenehm war es, dass ich keine Möglichkeit hatte, meine Sachen auszuwaschen und zu trocknen. Eiskalt klebte mir die Unterwäsche am Körper, trocknete langsam und – stank. Jetzt konnten sich Eva Deutschkron und Gerda Janicke wirklich als etwas Besseres fühlen.

Ich durfte nachts nicht auf die Toilette gehen. Am frühen Morgen musste ich Milch holen. So nahm ich die Milchkanne einfach

mit in mein eiskaltes Bett und benutzte sie so oft wie nötig. Morgens goss ich die Kanne im Badezimmer aus und säuberte sie – ich muss leider sagen flüchtig – mit kaltem Wasser. Auch diese Schweinerei, dachte ich, geht auf das Schuldkonto der Feinde.

An einem Nachmittag brachen die beiden Frauen mit dem kleinen Germanen zu einem längeren Spaziergang auf und hinterliessen mir den Auftrag, die Küchenmöbel abzuledern, das heisst, mit einem Lederlappen blankzupolieren. Ich merkte rasch, dass mit dieser Methode nichts blank wurde, und hatte auch keine Kraft mehr. Und so legte ich mich einfach auf die Couch und las. Herr Janicke hatte zu irgendeiner besonderen Gelegenheit eine wunderschön in Leder gebundene Dostojewski-Ausgabe bekommen. Diese Ablenkung rettete mich jetzt für einen Moment. Ich las zum ersten Mal «Die Brüder Karamasow» und war fasziniert, während meine Zähne aufeinanderschlugen.

Plötzlich wurde mir bewusst, dass die drei bald zurück sein würden. Schnell stieg ich auf einen Stuhl, wischte die Möbel ganz oben ab, weil ich erwartete, dass Frau Janicke genau dort kontrollieren würde. Dann legte ich mich wieder auf meine Couch, war aber bereit aufzuspringen, sobald ich Schritte auf der Treppe hörte.

Ich merkte nicht, dass der Staub von der Oberseite des Schrankes als schwarze Jauche an den senkrechten polierten Teilen herunterlief, so dass es aussah, als hätte da jemand ein Tintenfass ausgegossen.

Dieser Vorfall wurde den Hellers natürlich brühwarm geschildert. Die beiden Frauen schwärmten nämlich für diesen Hollywood-Traumarzt. Wie ich gingen sie regelmässig zu ihm, um Bericht zu erstatten. Besonders gern unterhielten sie ihn dabei mit Berichten über die Katastrophen, die ich im Haushalt anrichtete.

«Ah, unsere glorreiche Abiturientin ist da», mit diesen Worten empfing mich Heller, als ich das nächste Mal zu ihm kam, «fabelhaft, sei stolz auf dein Abitur, Mariechen! Denn du kannst nicht den kleinsten praktischen Handschlag leisten.» Er setzte sich ans Klavier und spielte ein paar Takte. Die Türen zu seiner Praxis standen offen, alle seine Patientinnen konnten und sollten es hören. «Ein Glück, dass wir nicht saufen, wir lassen's runterlaufen», sang er, und dann schmetterte er zusammen mit seiner Frau den abgewandelten Refrain eines Wanderliedes. Statt «falleri, fallera» sangen sie schallend und zweistimmig: «schmodderi, schmoddera, schmodder-allala».

«Ich kann Ihnen erklären, was da passiert ist», erklärte ich verzweifelt: «Ich bin krank, ich habe eine Blasenentzündung. Ich bitte Sie, geben Sie mir ein Medikament dagegen.»

«Kommt nicht in Frage», gab er wütend zurück.

«Aber es muss doch irgendetwas geben, das diesen Zustand beendet?», fragte ich.

«Nein», wehrte er wieder ab. Und dann sagte er einen seltsamen Satz: «Judentaucher sind nicht krank.»

In der Nacht darauf konnte ich nicht schlafen. Meine Gedanken verwirrten sich. Ich hatte Angst, dass ich vor Hunger und Elend demnächst einfach auf der Strasse ohnmächtig werden würde. Wenn man mich dann zur Polizei brächte, wäre der ganze bisherige Kampf umsonst gewesen.

Als ich so am ganzen Körper schlotternd im Bett lag, hörte ich auf einmal das Lied «Hänschen klein». Nicht ich sang es, sondern ein Junge: der Sohn einer Aufwartefrau, die uns im Todesjahr meiner Mutter grosse Dienste geleistet hatte. Dieser Fred Heinzel war schon als Kind ein kleiner Nazigegner gewesen.

Ich dachte: Warum höre ich dieses Lied plötzlich wieder? Es muss einen Zusammenhang geben zwischen Hellers Weigerung, mir zu helfen, und dem kleinen Fred Heinzel. Und dann nahm ich

mir in diesem seelischen Ausnahmezustand zwischen Traum und Wirklichkeit etwas vor: Ich würde es als gutes Omen deuten, wenn ich dieses Rätsel lösen könnte. Ich würde es aber nicht als schlechtes Omen betrachten, wenn mir das nicht gelänge. Denn das wäre Aberglaube und im Sinne der jüdischen Tradition nicht erlaubt.

Währenddessen hörte ich immer weiter Fred Heinzels Stimme «Hänschen klein» singen. Und plötzlich hatte ich auch ein Bild vor Augen: Wir sassen am offenen Esszimmerkamin in meiner Kindheitswohnung in der Prenzlauer Strasse. Der Junge erzählte meinem Vater aus der Schule: Er hatte seine Not mit den sehr groben militärischen Turnübungen, die ihm dort abverlangt wurden, und hatte deshalb in der Sportstunde geweint. Seinem Turnlehrer, einem dezidierten Nazi und Sadisten, hatte er erklärt, er könne nicht mehr, er habe Schmerzen. Daraufhin hatte ihn der Pauker angebrüllt: «Deutsche Jungen sind nicht krank!» Das war der Zusammenhang: «Judentaucher sind nicht krank!», hatte Heller gesagt. Dieser gute Arzt, der ein intelligenter Diagnostiker und psychologisch geschickt im Umgang mit seinen Patientinnen war, konnte es nicht ertragen, wenn sich die Besucher seiner zwei Wartezimmer miteinander vermischten. Für ihn durfte ich zwar eine untergetauchte Jüdin sein, aber keine kranke Jüdin.

Am nächsten Morgen wachte ich erleichtert auf. Ich hatte das Rätsel gelöst, es würde mit mir wieder bergauf gehen. Und tatsächlich hatte ich die Krankheit nach genau acht Tagen überstanden.

Eva Deutschkron wusste allmählich nicht mehr, mit welchen Modeideen sie Frau Janicke noch bei Laune halten sollte. Sie hatte früher einmal den Traum gehabt, Modezeichnerin zu werden, und hatte bereits eine Strandgarderobe, Wanderkluft und Abendkleider

für ihre Freundin entworfen. Es war Februar, und so schlug ich ihr vor: «Zeichne doch mal Faschingskostüme!»

«Mensch, das ist eine gute Idee, damit kriege ich ja wieder einen ganzen Nachmittag klein», antwortete Eva. Sie war mir richtig dankbar.

Als sie ihre Kostümentwürfe vorzeigte, kamen wir auch auf Silvester zu sprechen, und Gerda Janicke erzählte vom Bleigiessen. Ich erwähnte in diesem Zusammenhang meine Begegnung mit der Wahrsagerin Frau Klemmstein, und so entstand die Idee, ich könne ihre Dienste noch einmal in Anspruch nehmen. «Ich möchte gern wissen, ob meine Wohnung ausgebombt wird», sagte Frau Janicke.

Ich wusste, in welchem Dorf Frau Klemmstein wohnte. Aber um einen Extra-Ausgang herauszuschinden, behauptete ich, ich müsse erst Frau Koch danach fragen. Ein Anruf bei ihr könne sehr zeitaufwendig werden, weil sie oft auf dem riesigen Gelände der Wäscherei unterwegs sei. «Bleiben Sie nur so lange fort, wie Sie wollen», erlaubte meine Quartiergeberin grosszügig.

Ich nutzte diese Gelegenheit zu einer grossen Genesungsfeier. In zwei verschiedenen Stampen in Neukölln nahm ich ein Stammgericht zu mir. Einmal Kohleintopf und einmal Kohlrübeneintopf – ein Hochgenuss, zwar ohne ein Gramm Fleisch oder Fett, aber immerhin warm. Dann ging ich noch in ein schäbiges Café, um eine Tasse Kaffee-Ersatz zu trinken. So verschwenderisch konnte ich nur sein, weil mir Geld winkte. Ich hatte nämlich beschlossen, nur einen fiktiven Ausflug zu dieser Frau Klemmstein zu unternehmen und das Geld für ihre Wahrsagerei und das Fahr- und Telefongeld für mich zu behalten.

Glücklich kehrte ich in die Schierker Strasse zurück, erzählte, dass mir Frau Koch das Dorf genannt habe, in dem die Wahrsagerin wohnte, und dass man sich zu ihr durchfragen müsse.

Wahrsagerei war ja illegal. Pro Deutung kostete es fünf Mark. Frau Janicke goss dann selber noch einmal Blet, und eine ihrer Bekannten schloss sich ihr an. An dem Tag, an dem mein erster Besuch bei Trude Neuke verabredet war, behauptete ich, dass ich nun zu der Wahrsagerin führe.

Ein einziges Mal hatte mir Trude ihre Adresse genannt. Man schrieb sich ja nichts auf, aber das hätte ich niemals vergessen: Schönleinstrasse 13 in Kreuzberg. Fröhlich stieg ich die Treppe hinauf. Im ersten Stock erblickte ich ein ovales Porzellanschild mit dem Namen Neuke. Nach dem Klingeln hörte ich schlurfende Schritte hinter der Tür. Ein grosser, hagerer Mann in den Vierzigern öffnete mir. Über sein hartes Gesicht glitt ein mildes Lächeln, so dass sich Grübchen bildeten. Diese Mischung aus Härte und liebevoll humanen Zügen war mir sofort sympathisch.

Der Herr des Hauses war Julius, genannt Jule Neuke. Von Inge Hubbe wusste ich etwas mehr über ihren Stiefvater. Er war Dreher, hatte eine sehr schwere Arbeit im Stehen zu verrichten, litt aber unter sogenannten offenen Beinen, die ihm diese Arbeit zur Qual machten. Deshalb war er notgedrungen oft krankgeschrieben. Seine Familie hatte finanziell sehr zu kämpfen.

Über mich wusste Jule Neuke genau Bescheid. Er lotete mich in die Küche. Schon beim ersten Betreten dachte ich: «Guten Tag, liebe Küche!» Dabei war der Raum ganz konventionell, nicht etwa besonders schön oder extravagant eingerichtet. Aber es herrschte eine Atmosphäre, in der ich mich auf Anhieb wohlfühlte.

«Nehmet Platz», sagte mein Gastgeber und bot mir einen Stuhl an. Ich blieb etwas ratlos stehen: War noch jemand ausser mir da? Nochmals sagte er mit einer verbindlichen Geste: «Nehmet Platz!» Ich kann mir bis heute nicht erklären, warum er mich so altertümlich mit «Ihr» ansprach.

Ansonsten begegnete Jule Neuke mir mit grosser Herzlichkeit. Seine Frau, erklärte er, sei in Magdeburg. Sie fahre gelegentlich dorthin, u.m ihre alte Mutter Anna Aernecke und die drei Schwestern, die in der Heimatstadt lebten, zu besuchen. Der besondere Zweck ihrer Reise war aber in diesem Fall, so ahnte ich, für mich in der grossen Familie eine Unterkunft zu suchen.

Jule Neuke bot mir eine Tasse Kaffee-Ersatz an und machte sich auf die Suche nach ein paar Keksen, die im Nebenzimmer für besondere Fälle versteckt waren. Es dauerte ziemlich lange, bis er zurückkam. Während ich auf ihn wartete, fiel mein Blick auf eine Postkarte, die im Rahmen der Glasscheibe des Küchenspinds klemmte. Sie war offenkundig von Trude, und ich konnte und wollte nur die eine Seite lesen: Sie sei gut angekommen, stand dort, der Mutter gehe es gut. Dann kam die Nachricht, die ich mindestens zehnmal las und gleich auswendig lernte. Mit falschen Satzzeichen und willkürlicher Gross- und Kleinschreibung stand geschrieben: «Elle, die Könnte sagt nein. Erna Gernbereit sechs Wochen.» Mir war sofort klar, wer und was gemeint war.

Es war bei diesem ersten Kennenlernen so, wie es mit Julius Neuke auch weiterhin blieb: Er war einer der ganz wenigen Männer, die mich ohne die geringste sexuelle Anspielung einfach gernhatten. Nie wäre er zudringlich geworden. Wir verabredeten einen Zeitpunkt, zu dem ich wiederkommen durfte, und bald darauf verabschiedete ich mich.

Es war ein sehr kalter Tag, und ich wusste nicht, wo ich die Zeit weiter totschiessen sollte. Also kehrte ich recht bald in die Wohnung von Gerda Janicke zurück. Die beiden Freundinnen waren ganz erstaunt, dass ich so schnell wieder da war. Ich log, es habe alles gut geklappt, ich habe gleich am Dorfeingang nach Frau Klemmstein gefragt und sei zu ihr geführt worden. Ich hatte vorher aus der Janicke herausgefragt, welche Probleme sie besonders interessierten. Bei ihrer Bekannten, einer jungen Witwe, ging es um irgendei-

ne neue Liebe. Ich dachte mir also Texte aus, die einigermaßen zu diesen Themen passten, und gab mit Stottern und Stammeln und Denkpausen aus der Erinnerung wieder, was diese Deuterin angeblich gesagt hatte. Mein Bericht fand grössten Anklang. Alle waren zufrieden. Und ich hatte einen freien Tag gehabt, etwas gegessen und über zwanzig Mark verdient.

So war mein Selbstbewusstsein allmählich wiederhergestellt, und auch das Verhältnis zu den beiden Frauen besserte sich. Einmal sagten sie, dass sie gern ins Kino gehen würden. Es gab einen Film mit Marika Röck, den damals alle sehen wollten. Die Leute hatten die grösste Sehnsucht nach einer Ablenkung, so dass sich vor den Kinos lange Schlangen bildeten. Selbst bei grosser Kälte oder Dauerregen war man bereit, für so einen Genuss mehrere Stunden anzustehen.

Ich selbst sah mir diese Kitschfilme auch leidenschaftlich gerne an. Ich identifizierte mich mit den weiblichen Filmstars, trug ihre himmlischen Ballkleider und schwebte tanzend durch Ballsäle. In einer zweiten Abteilung meines Bewusstseins analysierte ich die politische Durchhalte- und Ablenkungsideologie dieser Filme genau und verachtete diese Kitschgebilde als braune Schweinerei.

So ging ich also für die beiden Damen nach Karten anstehen. Nachdem ich stundenlang in der Kälte gewartet hatte, kam jemand aus dem Kino und rief: «Bitte nicht mehr anstellen, in fünf Minuten sind die Karten alle!» Ich war so wütend, dass ich einfach trotzig stehen blieb, selbst als die Kasse längst geschlossen war und alle Leute auseinandergegangen waren. Ich hätte mich so gern durch diese Kartenbesorgung in der Schierker Strasse beliebt gemacht.

Plötzlich kam ein fein aussehender alter Herr auf mich zu und sagte: «Ich habe noch zwei Karten.» Ich guckte ihn an, als wäre er vom Himmel gefallen.

«Bei dieser Kälte», erklärte er «habe ich mich nicht etwa wegen des lächerlichen Betrages, den die Karten gekostet haben, auf den Weg gemacht. Aber ich weiss, wie gerne viele Leute diesen Film sehen wollen.» Seine Frau fühle sich nicht wohl und verzichte deshalb auf den Kinobesuch. Ich zeigte meine Freude so sehr, dass er fragte: «Hängt denn die ewige Seligkeit für Sie davon ab?»

«Ja!», antwortete ich mit grossem Ernst.

«Erlauben Sie mir, Ihnen unter diesen Umständen die beiden Karten zu schenken», verkündete er da, «im Übrigen sollten Sie sofort ein heisses Getränk zu sich nehmen, damit Ihre Lebensgeister wieder erwachen.» Wir verabschiedeten uns per Handschlag.

Damals beschloss ich: Wenn ich überlebe und ein anständiger Mensch bleibe, werde ich mein ganzes Leben lang versuchen, genau hinzuhören, ob jemand mich braucht. Denn es sind manchmal nur ein paar Worte, es ist eine kleine Geste im richtigen Augenblick, die einen Menschen in Not wieder aufrichten kann.

Spät, aber triumphierend kam ich mit den Kinokarten nach Hause, und natürlich liess ich mir das Geld dafür geben. Eva Deutschkron sah mich an und sagte: «Ach Gott, Hanni ist ja ganz blaugefroren, Gerda, darf ich?» Frau Janicke verstand sofort und nickte. Da schnitt Eva in der Küche eine dicke Scheibe Brot für mich ab, schmierte kräftig Butter darauf und goss mir warmen Kaffee-Ersatz ein. Und so erwachten meine Lebensgeister allmählich wieder. Es war ein wunderbarer Moment der Solidarität und Kameradschaftlichkeit zwischen uns drei Frauen.

7

Die Hellers waren bis zuletzt ein tief widersprüchliches Paar. Wenn Irmgard Heller ihren Kopf leicht zurückwart so dass man ihr schönes Profil mit der altdeutschen Frisur sah, dann hatte ich das Gefühl: Sie guckt sich diese jüdischen Frauchen mit dem Stern im Wartezimmer ihres Mannes mit allen traditionellen antisemitischen Vorurteilen an. Umso höher war es ihr anzurechnen, dass sie den Rest ihrer Lebenskraft dafür hingab, Juden vor den grössten Verbrechern der Menschheitsgeschichte zu retten.

Mit ihm, dem überzeugten Linken, sprach ich manchmal über Politik. Einmal sagte ich, dass der Krieg verloren werden müsse, um Deutschland und die Menschheit von dem Hitlerregime zu befreien. «Aber du kannst doch nicht die Niederlage unserer Wehrm...», rutschte es ihm da heraus. Und dann klappte er diesen Satz erschrocken mit der flachen Hand wieder zurück in seinen Mund. Ich war entsetzt. Ich hatte noch keinen Nazigegner getroffen – von der Toilettenfrau Ida Kahnke über den Feuerwehrmann Emil Koch bis zum Siemens-Vorarbeiter Max Schulz –, der nicht überzeugt davon gewesen wäre, dass der Krieg von den Alliierten gewonnen werden musste. Ich fing mit Heller keine Diskussion an, weil er selber gemerkt hatte, was er gesagt hatte. Aber die Gesinnung, die da zum Vorschein kam, passte zu den Schmissen in seinem Gesicht.

Immer wieder kam es zum Streit zwischen uns. Einmal lag Frau Heller, die ja unter Herzbeschwerden litt, auf der Couch ihres Esszimmers. Auf dem Tisch stand eine ziemlich grosse, offene Schachtel mit Konfekt. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. So etwas gab es im normalen Lebensmittelhandel schon lange nicht mehr.

Benno Heller bemerkte meinen Blick: «Wir teilen uns das Konfekt», sagte er lachend: «Erst isst sie die eine Hälfte, dann teilen wir uns die übrig gebliebene Hälfte, dann teilen wir noch mal und so weiter – bis sie alles allein aufgegessen hat!»

«Später werde ich hoffentlich mal ein ganz normales Leben führen», antwortete ich da, «dann lade ich Sie beide zum Kaffee ein. Und wir knabbern ein bisschen Konfekt dazu.» Der letzte Satz war mir einfach so herausgerutscht. Der kranken Frau Heller gegenüber war diese Bemerkung natürlich völlig idiotisch und taktlos.

Und das entging Heller nicht. Er holte sofort aus und haute mir eine Ohrfeige. Es war kein schwerer Schlag, der mich da traf. Er brannte mehr in meiner Seele als auf meiner Wange. Ich empfand ihn als tiefe Demütigung.

Ohne jedes weitere Wort rannte ich hinaus. Der Arzt kam hinter mir her. «Mariechen, nichts für ungut!», rief er. Ich war schon halb die Treppe hinunter und kehrte dann nochmal um. Er sei überreizt und wolle mich nicht kränken, sagte er. Ich nahm seine Entschuldigung an. Wir hatten ja keine Zeit für ein langes Versöhnungsgespräch.

Wenig später kam es zu unserem letzten und schlimmsten Streit. Wütend diskutierten wir miteinander: Ich fand, dass er sich völlig in die Idee verrannt hatte, möglichst viele Juden zu retten. Tagsüber hielt sich ein halbes Dutzend Illegaler in seiner Wohnung auf und versuchte dort irgendeine sinnvolle Tätigkeit vorzutäuschen, Fensterrahmen abzuwischen oder Gemüse zu putzen. Und ständig bedrängte Heller seine nichtjüdischen ehemaligen Patientinnen, jemanden bei sich aufzunehmen. Ich fürchtete, dass das früher oder später mit einer Katastrophe enden würde.

«Was passiert denn, wenn ein Untergetauchter zu Leuten kommt, die es sich inzwischen anders überlegt haben und ihn der Gestapo ausliefern?», fragte ich. Solche Fälle hatte es schon gegeben. Viele

der jüdischen Frauen, die er zum Untertauchen überredete, waren auf ein Leben in der Illegalität überhaupt nicht vorbereitet.» Sie schubsen diese Frauen einfach ins tiefe Wasser. Aber viele können nicht schwimmen, und schon gar nicht unter der Oberfläche», warf ich dem Frauenarzt vor. Er begriff absolut nicht, was ich meinte, und wurde immer wütender. Und dann brach es aus ihm heraus: «Du bist durchschaut, du bist ein ganz übler Charakter! Du willst nichts anderes, als dass ich allein dir helfe! Wenn ich zwölf Quartiere erschliesse, willst du die alle für dich allein nutzen, immer abwechselnd für eine Woche. So willst du bis zum Kriegsende durchkommen. Aber es geht nicht nur um dich. Wir müssen so viele Leute wie möglich retten!»

Das war für mich das Ende. «Sie verletzen meine Ehre», erklärte ich, «unsere Beziehung ist hiermit beendet.» Grusslos ging ich hinaus. Wieder lief er mir bis ins Treppenhaus hinterher und rief neckisch: «Huhu! Du kommst doch weiter zu unserem Jour fixe? Du kommst schon, wirst schon kommen!» Ich drehte mich um und rief mit allem Stolz, zu dem ich fähig war: «Nie wieder!» Und dann war ich weg.

Mir fehlte der Mut, zu Frau Janicke zurückzugehen und ihr die schreckliche Szene zu schildern. Ziellos wanderte ich immer weiter aus der Stadt hinaus. Es war sehr kalt, meine Füße waren steifgefroren. Um sie zu wärmen, trampelte ich bei jedem Schritt fest auf den Boden. In meiner Verlassenheit und Trostlosigkeit wünschte ich mir sehnlichst, die einzige langjährig Vertraute und Verbündete zu treffen, die mir geblieben war: Hanni Koch. «Ich will Kochtreff, ich will Kochtreff», murmelte ich, mit den Füßen stampfend, vor mich hin, aber ich wusste, dass sie auf keinen Fall in dieser Gegend sein konnte. Vermutlich sass sie auf ihrem Büroschemel in der Wäscherei in Köpenick.

Und dann kam mir plötzlich eine vertraute Gestalt entgegen. Es

war eine zierliche Person, von der ich sehr genau wusste, dass es nicht Frau Koch war, auch wenn ich es mir so sehr wünschte. Sie war in eine wundervolle grüne Stola aus feinsten Wolle gehüllt, ein kostbares Stück, wie es Hannchen Koch nie besessen hatte. Diese Person kam näher, blieb direkt vor mir stehen und sagte: «Na, du bist ja auch ganz schön wütend.» Es war Lieschen Sabbarth.

Das Dreiperückenmädchen, das ich da zufällig auf einer Strasse in Neukölln getroffen hatte, war ebenfalls sehr verärgert: Lieschen kam vom Besuch bei einer Kollegin, die behauptet hatte, sie habe sich schwer den Fuss verstaucht. Wegen dieser Verletzung hatte die ganze Artistentruppe eine Wehrmachtsvorstellung absagen müssen, die gut bezahlt worden wäre. Aber solidarisch wie Lieschen war, hatte sie sich auf den weiten Weg vom äussersten Norden Berlins in den Süden gemacht, um die Kollegin zu besuchen. Dort hatte sie aber nur die Mutter der angeblich Kranken angetroffen. «Wat, Fuss verstaucht?», fragte die, «ich weiss nicht. Die hat einen Offizier kennengelernt, der ist für drei Tage in Berlin. Und da kriegt sie alles, was gut und schön und grossartig ist.»

Da hatte Lieschen Sabbarth wütend kehrtgemacht, um wieder nach Hause zu gehen. Und auf diesem Weg hatten wir uns getroffen. Nachdem wir ein paar Schritte zusammengelaufen waren, lud sie mich in ein Café ein, bestellte Kaffee-Ersatz für uns beide und spendierte mir ein Stück Hefekuchen. Wir blieben sehr lange sitzen und unterhielten uns grossartig.

«Weisst du,» sagte sie irgendwann zu mir, «ich will dir etwas erzählen, was kein Mensch weiss. Gib mir dein Ehrenwort, dass es niemand erfährt.» Und dann kam es: Sie, die von Camilla Fiochi ausgebildet worden war und ihr bis heute die Freundschaft hielt, hatte ein uneheliches Kind von Paolo Fiochi. Es war vor fünf oder sechs Jahren passiert: Sie hatten alle unter einem Dach in Zeuthen gewohnt. Paolo Fiochi hatte damals schon die Beziehung zu seiner

grossen Liebe, der italienischen Tänzerin, gehabt. Aber sie waren eben beide jung und gelangweilt, und da hatten sie etwas miteinander angefangen. Ich war schockiert, ich konnte damals überhaupt nicht verstehen, wie so etwas möglich war.

Zum Abschied überreichte mir Lieschen Sabbarth zwei Päckchen, die eigentlich für ihre Kollegin bestimmt gewesen waren: «Hier, das will ich nicht behalten, das kriegst du.» Das eine war eine hübsch eingepackte Fünfundzwanzig-Gramm-Tafel Schokolade, das andere eine Schachtel mit zwanzig Zigaretten, die mit farbigen Schleifchen geschmückt war. Durch diese Gaben gestärkt, ging ich in die Schierker Strasse zurück.

Es war bereits Abend geworden. Gerda Janicke und Eva Deutschkron erwarteten mich sehr aufgebracht. Sie hatten sich die grössten Sorgen gemacht, und das natürlich nicht in erster Linie um mich. Wenn mir etwas zugestossen wäre, wären auch sie in Gefahr gewesen. Um sie zu besänftigen, zog ich die beiden Päckchen aus der Tasche und sagte: «Ich habe heute etwas ganz Besonderes erlebt. Und das hier habe ich für Jörgelchen mitgebracht.» Zwei Minuten später schimpfte ich mich selbst Rindvieh, wie ich es so oft von Frau Fiocchi gehört hatte: Ich hatte diese Kostbarkeiten, deren Genuss für mich eine Wonne gewesen wäre, sinnlos weggegeben. Frau Janicke bedankte sich kaum und warf die Sachen achtlos in eine Schublade.

Und dann sprang mich ein Gedankenköter an und bellte mir ins Ohr, was ich den beiden Frauen sagen sollte: Ich hielt ihnen aus dem Stegreif einen Riesenvortrag. Ich lieferte ein rhetorisches Glanzstück über meine Tante Grete ab, erzählte ihre ganze Lebensgeschichte, schilderte ihr Aussehen und ihre Charaktereigenschaften – und behauptete, sie sei eine ehemalige nichtjüdische Nachbarin, die ich auf der Strasse getroffen hätte.

Sie habe darauf bestanden, mir ein paar Geschenke für das süsse Kind meiner Gastgeberin mitzugeben. Diese musste sie aber erst besorgen, und darauf hätte ich lange warten müssen.

Ich sah, wie Gerda Janicke das Gesicht verzog: Ich hatte eindeutig zu dick aufgetragen. Sie spürte, dass ich nicht ehrlich war, denn ihr war klar, dass ich den kleinen Germanen nicht besonders gut leiden konnte.

Als ich schon im Bett lag, hörte ich tappende Schritte auf dem Korridor und dann ein leises Klopfen an meiner Tür. «Sind Sie noch wach?», flüsterte die Janicke.

«Ja!», ich richtete mich auf und rechnete mit einem Eklat.

«Bleiben Sie ruhig liegen», sagte sie, in der Tür stehend, «ich will Sie nur etwas fragen. Ich war nämlich ganz fasziniert von Ihrer Erzählung. Ich glaube Ihnen kein einziges Wort und denke gleichzeitig: so kann kein Mensch lügen. Jede Einzelheit stimmt, aber das Ganze nicht. Wollen Sie mir jetzt die Wahrheit sagen?»

«Ja», sagte ich, «ich habe ein unretuschiertes Foto genommen, auf dem jedes Detail stimmt. Aber ich habe es aus dem Rahmen entfernt und in einen anderen eingespannt. Ich habe Ihnen ganz genau die Lebensgeschichte und den Charakter meiner Tante Grete geschildert, aber auf jemand anderen übertragen.»

«Und was ist wirklich passiert?», fragte sie.

«Ich möchte nicht darüber sprechen, denn ich habe heute etwas erlebt, was mich in tiefster Seele bedrängt.»

Das akzeptierte sie. Sie kam noch näher und setzte sich auf den Rand meiner Couch: «Hanni, ich muss Ihnen mal etwas sagen: Sie sind ein Genie.»

«Aber nein, Frau Janicke! Es gibt doch viel begabtere Leute als mich», wehrte ich ab.

«Doch! Der Doktor hat das neulich auch gesagt und Frau Doktor hat zustimmend genickt. Er hat mir erzählt, dass er Sie sehr gut lei-

den kann. Er verspottete Sie zwar als glorreiche Abiturientin, aber nur, weil er Sie zu einem praktischen Menschen erziehen will.»

Dieses nächtliche Gespräch tröstete mich und versöhnte mich mit den Hellers. Damals wusste ich noch nicht, dass ich die beiden niemals wiedersehen würde.

Ein paar Tage später ging Gerda Janicke wieder einmal in die Praxis des Frauenarztes. Eva kümmerte sich so lange um das Kind. Sie fand den Jungen süß, und der kleine Germane liebte sie wie eine zweite Mutter. Genauso deutlich spürte er meine Abneigung, er hatte Angst vor mir. Tatsächlich hatte ich manchmal Lust, den kleinen Kerl zu kneifen oder als «Mistvieh» zu beschimpfen. Ich war unsagbar traurig, wenn ich daran dachte, wie viele jüdische Kinder ermordet wurden. Diesen krähenden Fleischberg, der so leidenschaftlich gerne ass, aber sehr spät sprechen lernte, konnte ich dann kaum ertragen.

«Ich mache mir Sorgen», sagte Eva am Nachmittag, «Gerda ist schon so lange weg. Da muss etwas passiert sein.» Als Frau Janicke endlich wiederkam, war sie leichenblass, in Tränen aufgelöst und konnte nur mühsam sprechen. Heller war verhaftet worden, berichtete sie schluchzend. Zwei Beamte hatten ihn aus seiner Wohnung geholt. Es seien wie immer etliche Illegale dort gewesen, aber die seien überhaupt nicht weiter beachtet worden.

Wir waren alle drei erschüttert, sassen lange zusammen und weinten. Dann stand Gerda Janicke auf, ging zu einem Wandkalender und markierte den 23. Februar mit einem kleinen Strich. «Ab heute», sagte sie, «wird gegen das Unrecht gekämpft.» Die Zeit der romantischen Schwärmerei sei jetzt vorbei. «Wenn du einverstanden bist, Eva», fuhr sie fort, «isst Hanni von jetzt an mit uns. Auch

wenn ich weiss, dass du für deine Lebensmittelkarten einen hohen und schweren Preis zahlst: Ab heute wird alles geteilt.»

«Ich habe mir das schon lange gewünscht», stimmte Eva sofort zu. Ich bedankte mich sehr bei ihr und entschuldigte mich dafür, dass ich mich manchmal überhaupt nicht nett benommen hatte. Lind dann gab es, um die Besonderheit dieses Tages zu würdigen, für jede eine Tasse richtigen Bohnenkaffee.

Kaum hatten wir uns an den Abendbrottisch gesetzt, ging ein Bombenalarm los. Auf Weisung von Gerda Janicke hatte Eva den Kohlenbadeofen angeheizt: Die beiden Damen wollten baden, aber jetzt mussten sie in den Luftschutzkeller. Ich ging nicht mit, denn ich war offiziell gar nicht anwesend, während Eva als Freundin ausgegeben wurde, die manchmal dort übernachtete.

«Hanni, baden Sie einfach», sagte Gerda Janicke, «der Badeofen würde ja sonst überkochen.» Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Ich stieg in die Wanne, schlug mit beiden Händen Wellen und alberte vor mich hin. «Ich habe einen Kaffeeschwips, ich habe einen Schwappeekips», sang ich. Das ungewohnte Getränk hatte mich leicht berauscht.

Nachdem Entwarnung gegeben worden war, kamen die beiden wieder hoch. «Sie haben's gut», sagte Frau Janicke vorwurfsvoll: «Wir haben da im Luftschutzkeller gegessen und gefroren, und Sie waren angenehm in der warmen Wanne.»

Zu dieser Bemerkung passt ein sowjetischer Witz, den ich Jahre später hörte: Alle stehen bei einem Fleischer an, aber es trifft kein Fleisch ein. Zuerst werden die Juden weggeschickt, dann die, die nicht in der Gegend wohnen, nach weiteren Stunden, die, die keine Parteimitglieder sind. Am Ende kommt der Fleischer raus und sagt: «Ich habe eben einen Anruf bekommen und muss Sie leider alle nach Hause schicken, es wird heute kein Fleisch geliefert.» Murrend ziehen die Leute ab und sagen: «Immer werden die Juden bevorzugt.»

Gerda Janicke hielt Wort. Sie kümmerte sich engagiert um Frau Heller, die nach der Verhaftung ihres Mannes eine heftige Herzattacke erlitten hatte. Meine Quartiergeberin begleitete sie zum Anwalt und zum Untersuchungsgefängnis. Ihr vertraute Irmgard Heller auch an, wer wo untergebracht war – Cohn bei Müller, Levy bei Meyer und so weiter. Frau Janicke besuchte alle, informierte sie und holte selbst Informationen ein. Auf diese Weise erfuhren wir, warum Heller verhaftet worden war.

Eine jüdische Frau, die etwa fünfunddreissig Jahre alt und völlig unpolitisch war, war von dem Gynäkologen zum Untertauchen überredet worden. Er hatte sie für zwei Wochen zu einer dankbaren Neuköllner Patientin vermittelt. Aber nachdem diese Zeit abgelaufen war, wollte die Untergetauchte das Quartier nicht verlassen. Die Quartiergeberin wiederum sagte, sie könne unmöglich länger bleiben. Ringsum wohnten Nazis. Sie hatte den Leuten vorher gesagt, ihre Cousine aus der Provinz sei zu Besuch, aber sie war schon mehrmals von Nachbarn ermahnt worden, ihren Gast polizeilich anzumelden.

Diese jüdische «Nichtschwimmerin» hatte also kein Quartier mehr. Sie irrte mehrere Tage und Nächte umher, hungerte und fror, hatte keine Möglichkeit, sich zu waschen oder aufs Klo zu gehen. Dann ging sie nochmal zu ihrer Quartiergeberin und fragte: «Können Sie mich wieder aufnehmen?»

«Nein, es geht einfach nicht», lehnte diese ab.

«Dann sage ich Ihnen jetzt mal etwas: Was ich in den letzten Tagen durchgemacht habe, war so furchtbar, da kann es im KZ nur besser sein. Gewiss hat man da keinen Komfort und keine Verpflegung wie im Restaurant. Aber eine Wassersuppe kriegt man, und eine Strohschütte unter einem schützenden Dach wird man auch haben. Dieser Arzt ist ein Verbrecher und treibt die Leute ins Unglück.» Die Frau ging tatsächlich zur Gestapo, stellte sich freiwillig

und denunzierte Heller. Den Namen ihrer Quartiergeberin aber gab sie nie preis.

Irmgard Heller zog kurze Zeit später zu ihrer Schwester nach Leipzig. Dort starb sie nach nur wenigen Monaten im September 1943. Sie war schwer herzkrank, und sie musste annehmen, dass ihr Mann tot war: Von der Polizei hatte sie die Auskunft erhalten, dass Benno Heller wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt auf dem Transport vom Untersuchungsgefängnis nach Sachsenhausen erschossen worden sei. Tatsächlich lebte er Anfang des Jahres 1945 noch.*

In der Wohnung der Hellers wohnten nach der Verhaftung weiterhin untergetauchte Juden. Irmgard Heller hatte vor ihrer Abreise noch die Miete für Monate im Voraus bezahlt. Versorgt wurden sie mit Lebensmitteln, die Gerda Janicke bei ehemaligen Heller-Patientinnen zusammenbettelte und in einem kleinen Koffer in die Braun-auer Strasse brachte. Ihr Widerstandskampf wurde zu einer Tätigkeit, die ihre Tage ausfüllte, während Eva Deutschkron sich um ihr Kind kümmerte.

* Benno Heller wurde nach seiner Verhaftung am 23. Februar 1943 zunächst in Berlin in Polizeihaft genommen und dann nach Auschwitz deportiert. Dort wurde er wahrscheinlich gezwungen, als Arzt zu arbeiten. Im Herbst 1944 kam er ins KZ Sachsenhausen, danach in das Aussenlager Lieberose-Jamlitz, wo er zuletzt Mitte Januar 1945 gesehen wurde. Die Umstände und der genaue Zeitpunkt des Todes von Benno Heller sind unbekannt.

8

«Mädchen klein
ging allein
in das Heller-Haus hinein.
Dort Tumult.
Wer trägt Schuld?
Trag es mit Geduld.»

Wie so oft sang ich in Gedanken, als ich mit meinem Koffer von der Schierker Strasse zur Schönleinstrasse wanderte. Es war einer der letzten Tage im Februar 1943. Ich fragte mich, ob es eine Sünde sei, zu singen, während Heller vielleicht gerade zu Tode gequält wurde. Dann fiel mir ein weiterer Teil von «Hänschen klein» ein:

«Ruhig Blut,
froher Mut,
alles wird noch gut.»

Aber wem schade ich, dachte ich, wenn ich fröhlich und voller Hoffnung bin? Mir stand schliesslich etwas ganz Aussergewöhnliches und Grossartiges bevor: Die Begegnung mit jener Frau, die erklärt hatte, sie übernehme bis zur Befreiung die Verantwortung für meine Rettung.

Trude war zu Hause und empfing mich sehr herzlich. «Jeder Tag, der vorbei geht, ist gewonnen und ist ein Tag näher zur Befreiung», verkündete sie. Ich fühlte mich sofort wohl bei dieser Familie. Das Wohnzimmer, in dem ich auf der Couch schlief, war mit zusammengewürfelten alten Möbeln eingerichtet, wirkte aber sehr geschmackvoll, weil Trude einen glänzenden Farbensinn besass und auf jeglichen Kitsch verzichtete. Es gab dort auch eine kleine belletristische Bibliothek und einen Schreibtisch.

Ich sollte erst einmal für etwa eine Woche dort bleiben. Anfangs wollte Trude auf keinen Fall, dass ich ihr im Haushalt helfe, aber es kribbelte mir in den Fingern, wenn ich Geschirr zum Abtrocknen sah. Und so liess sie mich schliesslich gewähren. In ihren Augen war Camilla Fiocchi eine gemeine, niederträchtige kapitalistische Ausbeuterin. Wenn wir über die Villa in Zeuthen sprachen, schwang ihre Faust kämpferisch durch die Luft: «Nach dem Krieg, wenn alles vorbei ist und es wieder Gewerkschaften gibt, gehst du dorthin und klagst den vorenthaltenen Lohn ein!», erklärte sie. Ich fand das völlig absurd. «Wie bewertest du es denn, dass Camilla ihren Kopf für mich riskiert, mich unangemeldet aufgenommen und ohne Lebensmittelkarten verpflegt hat?», fragte ich. Trude hatte die Grösse, sich solche Argumente anzuhören und dann zu sagen: «Wenn ich darüber nachdenke, sehe ich ein: Du hast völlig recht.»

Ihre Nachbarin auf derselben Etage hiess Steinbeck. «Diese Frau ist die personifizierte Dummheit und eine leidenschaftliche Nazisse», erzählte mir Trude: «Zu allem Überfluss ist sie mit der unangenehmsten NS-Frau der ganzen Gegend innig befreundet.» Dennoch wollte sie mich möglichst bald mit ihrer Nachbarin bekanntmachen: Diese sollte gar nicht erst auf die Idee kommen, dass es etwas zu verbergen gäbe. Ganz offen nahm sie mich also zum Einkaufen mit, und eher lautstark stiegen wir dann wieder die Treppen hoch. Prompt öffnete sich die Nachbartür, und die Steinbeck guckte heraus. «Noch jemand aus Magdeburg», sagte Trude fröhlich und wies auf mich, «eine Cousine, die für ein paar Tage zu Besuch in Berlin ist.»

«Sie haben ja unendlich viele Verwandte!», staunte die Steinbeck.

«Ja, Hunderte», witzelte Trude, und dann lachten beide. Nach einem freundlichen Händeschütteln zogen wir uns in die Wohnung zurück. Kaum hatte Trude die Korridortür geschlossen, legte sie

den Finger auf den Mund: Sie wusste, dass die Steinbeck nebenan stand und lauschte. Erst als wir die Dielen- und Küchentür geschlossen hatten, konnten wir reden.

Ich gab der Nachbarin die Bezeichnung «die Fliehende», und Trude lachte sich darüber halb tot. Frau Steinbeck hatte vorn eine fliehende Stirn und ein fliehendes Kinn, und hinten flohen ihr Schopf und ihr Gesäss. Sie zupfte noch extra an ihrem Haar, damit es nach hinten abstand, und ging ins Hohlkreuz, um ihren fliehenden Hintern herauszudrücken. Sie war wirklich eine komische Figur.

Für ein Wochenende nahm mich eine Schwester von Trude, die in einem Hinterhaus am Planufer in Kreuzberg wohnte, bei sich auf. Ich musste mehrere Höfe überqueren, bis ich in dem Gebäudeteil der furchtbaren Mietskaserne ankam, in dem diese Anne Adam eine sogenannte Kochstube hatte. Auf einem langen Flur lagen die Wasseranschlüsse für diese Wohnungen, und für jede Mietpartei stand dort ein Schrank.

Der Raum selbst war nicht so scheusslich, wie ich befürchtet hatte. Alles war auf Hochglanz gebohnt und sehr reinlich. Eine Wand war mit einem grossen Kochherd ausgestattet, der auch als Heizung diente. Auf der anderen Seite gab es eine Art Wohnzimmermöblierung, ein Bett mit Sitzecke. Neben einer Lampe stand ein Kinderbild. Der grosse Schmerz der Anne Adam war, dass sie ihr einziges Kind, ein kleines Mädchen, durch Diphtérie verloren hatte. Ihre Ehe war danach in die Brüche gegangen.

In der Familie Aernecke, der sie genauso wie Trude entstammte, wurde die politische Überzeugung wie eine Religion behandelt. Deshalb war auch Anne Adam selbstverständlich Kommunistin. Sie teilte ihre Verpflegung für dieses Wochenende mit mir und war auch ansonsten sehr freundlich. Tagsüber arbeitete sie als Küchen-

frau in einer Kantine. Sie hatte grobe Gesichtszüge und eine grobporige Haut, amüsierte sich nach Kräften und war eine etwas vulgäre Frau, jedenfalls lange nicht so intellektuell wie ihre grosse Schwester.

Mit Trude Neuke wurde ich zwar sehr schnell wärmer, aber nicht wirklich warm. Denn so glänzend wir uns auch unterhalten konnten: Wir begegneten uns nicht als Individuen, sondern als Allegorien. Trude war für mich der personifizierte Widerstandskampf einer Kommunistin, und ich verkörperte für sie die Gestalt des verfolgten jüdischen Mädchens, dem man aus Prinzip zu helfen hatte.

Meine Gastgeberin war ausserdem ständig gepeitscht von innerer Unruhe. Oft entlud sich ihre Wut an Jule, ihrem Mann. Dann putzte sie ihn furchtbar herunter, und er nahm das meistens demütig hin. Nicht selten forderte sie ihren Mann und den Sohn Wolfgang auch dazu auf, die Wohnungseinrichtung umzustellen. «Was für ein Wahnsinn», brüllte sie dann, «der Küchentisch steht längs, und es sähe doch viel besser aus, er stünde quer!» Die beiden mussten den Tisch und andere Möbelstücke so lange hin- und herrücken, bis am Ende wieder alles an seinem angestammten Platz war.

Jule Neuke war ein grundanständiger Mensch. Immer wieder wurde er von Trude schrecklich angeschrien, weil er angeblich etwas falsch gemacht hatte. Mit den Kindern Inge und Wolfgang gab es ständigen Ärger verschiedenster Art, und es war ein Handicap für ihn, dass er nur der Stiefvater war.

Als ich mich einmal mit ihm alleine unterhielt, erzählte er mir, dass er Trudes ersten Mann durch die Parteiarbeit kennengelernt und sehr verehrt habe. Er selbst sei damals arbeitslos und in einer elenden Lage gewesen. Er habe Rudolf Hubbes Witwe bald nach dessen gewaltsamem Tod geheiratet, um damit beiden Seiten zu helfen. Er war so taktvoll, mit keinem Wort zu sagen, dass er nicht glücklich war. Aber man sah es ihm an.

Trude und Jule hatten noch ein gemeinsames Kind bekommen. Damit war ein sehnlicher Wunsch von ihm in Erfüllung gegangen. «Nie habe ich mich durchgesetzt», sagte er, «aber in diesem Fall habe ich es geschafft. Das Kind bekam einen Namen, den ich besonders schön fand: Rosemarie.» Doch dieses kleine Mädchen war nach ganz kurzer Zeit gestorben.

Es gab aber auch weniger bedrückende Seiten im Leben der Neukes. Trude war eingefleischte Magdeburger Lokalpatriotin und hatte eine alte Schulfreundin, die unter dem Namen Lisa Letko eine Karriere als Sängerin gemacht hatte. Wenn sie bei Premieren im Metropol-Theater auftrat, bekam Trude regelmässig Freikarten, und diese Theaterbesuche waren eine Art Lebenselixier für sie. Dass die Eltern ihrer Freundin zu den verhassten Reichen gehörten und ausserdem Nazis waren, übersah sie in solchen Momenten grosszügig.

Jule war hochmusikalisch und konnte sehr schön singen. Er hatte viele Jahre lang einem Männergesangverein angehört. Auch Trude trällerte gelegentlich mit ihrer hellen Stimme ein Liedchen vor sich hin.

Kurz vor meiner Abreise nach Magdeburg trug mir Trude noch ein besonderes Anliegen vor: «Du wirst ja bemerkt haben, dass ich einer kommunistischen Widerstandsgruppe angehöre»; sagte sie: «Wärst du bereit, mitzumachen und Flugblätter nach Magdeburg zu transportieren?»

Mit grosser Begeisterung sagte ich ja. Ich träumte davon, endlich etwas tun zu können, und hätte am liebsten eine grosse Heldentat vollbracht. Aber dann bemerkte ich, dass Trude von meiner Begeisterung gar nicht so angetan war. Sehr ruhig, sehr sachlich und mit einem ironischen Unterton fragte sie: «Hältst du das wirklich für sinnvoll?»

Danach ging sie weg und liess mir Zeit zum Nachdenken. Ich stellte mir vor, wie ich mit einem Koffer voller Flugblätter in der

Bahn sitzen würde, wie ich den Koffer vielleicht öffnen und ihn auf Hamsterware kontrollieren lassen müsste. Wenn das geschähe, wäre mein ganzer bisheriger Lebenskampf – und auch das, was andere für mich riskiert hatten – sinnlos gewesen. Das lohnte nicht, so viel stand fest.

Ich überlegte mir dann, wie ich die Flugblätter vor meiner Reise unbemerkt wieder loswerden könnte. Ich müsste dazu Hannchen Koch auf den Bahnhof bestellen, um ihr das Paket auf der Toilette zu übergeben. Sie müsste sich extra einen Tag freinehmen und versuchen, die Flugblätter unauffällig zu vernichten.

Als Trude wiederkam, fragte ich: «Kann ich mal so ein Flugblatt sehen?» Von dem Inhalt war ich ziemlich enttäuscht. «Macht Schluss mit dem Kriege!», stand darauf, und Trude fragte mich in scharfem, ironischem Ton: «Hast du eigentlich eine Idee, ein Rezept, wie man das macht – Schluss mit dem Kriege?»

«Nein», gestand ich. Ich fand es grandios, dass diese Frau einerseits eine wirkliche Widerstandsheldin war und andererseits alles, was sie tat, kritisch reflektierte.

«Aber warum machst du diese hochgefährliche Arbeit, wenn du gar nicht so überzeugt davon bist?», fragte ich Trude.

«Du musst so etwas nicht machen», sagte sie da, «du musst keine Flugblätter nach Magdeburg bringen. Hinter dir sind die Mörder her. Aber ich kann und darf nur weiterleben, wenn ich versuche, den Mördern in den Arm zu fallen. Sonst habe ich jedes Lebensrecht verloren.»

Sie erklärte mir, sie werde mir statt Flugblättern Kartoffeln für den Haushalt ihrer Schwester Erna mitgeben, und die seien von der Roten Hilfe «für diese sowjetische Fallschirmspringerin» gespendet worden. Das Letzte rutschte ihr so raus.

Trude hatte nämlich in der Gruppe berichtet, sie habe ein jüdisches Mädchen aufgegriffen. Und das war ihr schwer verübelt wor-

den – nicht etwa aus Antisemitismus, sondern aus Gründen der Parteidisziplin und wegen der «grossen Aufgaben», die sie alle zu erfüllen hätten. Sie war so wütend darüber und erzählte so chaotisch davon, dass ich ihr kaum folgen konnte. «Die sollen mich am Arsch lecken», brüllte sie, «und zwar kreuz- und spiralförmig. Wem nützt es eigentlich, wenn wir uns heimlich treffen, uns irgendwelche Parolen zuflüstern und die Faust in der Tasche ballen? Das Einzige, was Sinn hat, ist die Rettung von Menschenleben!»

Trude hatte das Problem auf ihre Weise gelöst. Beim nächsten Treffen hatte sie ihren Genossen erzählt, sie habe alles eingesehen und unterstütze jetzt eine sowjetische Fallschirmspringerin.

9

Die Fahrt mit dem Bummelzug nach Magdeburg dauerte mehrere Stunden. Ich sass im billigsten Abteil und beobachtete meine Mitreisenden. Eine junge Frau, die ein kleines Kind auf dem Schooss hatte, flüsterte ihrem Sitznachbarn durchaus vernehmlich zu, er solle doch mal fragen, wie alt das Mädchen sei. Das tat er dann auch. Die Kleine riss die Arme hoch und sagte: «So doss, dei Jahr und noch niss verheirat.» Alles kreischte vor Lachen.

Als es in unserem Abteil etwas ruhiger geworden war, lehnte ich mich zurück und hing meinen Erinnerungen nach. Ich hatte mir für diese Fahrt vorgenommen, mich möglichst genau mit unseren ehemaligen Hausangestellten zu befassen.

So erinnerte ich mich zum Beispiel an Erna Neigenfind. Wir hatten sie kennengelernt, als meine Mutter eine Kur im Riesengebirge machte. Ich war damals etwa sieben Jahre alt, und mein Vater und ich fuhren für ein paar Tage zu Besuch dorthin. Wir schliessen in einer Pension in Krummhübel,* wo dieses Fräulein Erna servierte. Ich fand sie ganz wundervoll: Sie hatte ihre ungeheuer dicken blonden Haarflechten so aufgesteckt, dass diese einen grossen Teil des Hinterkopfes und der Ohren bedeckten. Immerzu musste ich sie anschauen. In meinen Augen war Erna sehr schön, obwohl sie stark kurzsichtig war und ein metallenes Brillengestell trug, das sich tief in ihre Nase einschchnitt.

Die Serviertochter wurde in der Pension aber schlecht behandelt und ständig angeschnauzt. Ich bat meine Eltern flehentlich, sie nach Berlin zu holen. Und tatsächlich kam Erna Neigenfind zu uns, er-

* Heute Karpacz.

wies sich als nett und tüchtig und blieb eine ganze Weile. Sie erzählte mir, dass sie früher von anderen Kindern oft als «Negerfindel» gehänselt worden war, und brachte mir ein schlesisches Heimatlied bei, in dem es ums Blaubeerpflücken ging. «Wenn die Kannen voll sind, dann gehen wir wieder heim», lautete der Refrain.

Danach kam Vera Sobanjak, eine Bauerntochter aus der Mark Brandenburg. Einmal waren wir bei ihren Eltern eingeladen, und die wollten uns vorführen, was es heisst, eine anständige Portion Fleisch zu servieren. Gewaltige Schüsseln voller gebratener Geflügelkeulen und Schnitzel wurden aufgetragen. Natürlich langten wir zu, denn in meiner Familie galt der Grundsatz: Wenn man irgendwo zu Gast ist, hat man sich anzupassen. Unterwegs bekam ich selbstverständlich auch mal Wiener Würstchen. Wir lebten ja in Berlin und nicht in einem polnischen Ghetto.

Aber zu Hause, auch daran erinnerte ich mich jetzt, hatten wir ebenso selbstverständlich einen koscheren Haushalt geführt. Das war nicht immer so gewesen. Ich war entsetzt, als ich erfuhr, dass meine Eltern vor meiner Geburt eine Zeit lang nicht koscher gelebt hatten, weil sie die jüdischen Speiseregeln als unbequem und als unwichtige Äusserlichkeit empfanden. Als ich geboren wurde, hatten sie sich aber entschieden, den Haushalt wieder auf *Kaschrut* umzustellen. «Wankt ein Stein, dann wankt das ganze Gebäude», so lautet ein Spruch aus dem Talmud. Meine Eltern wollten die jüdische Tradition an mich weitergeben, auch wenn das nicht immer einfach war: Koscheres Fleisch war sehr teuer.

Als ich neun Jahre alt war, bekamen wir wieder eine neue Hausangestellte, ein Fräulein namens Gretel Stiewert. Nachdem sie ein Weilchen bei uns war, sagte sie zu mir: «Jetzt habe ich schon seit einem halben Jahr keinen Geschlechtsverkehr mehr gehabt. Das hält doch kein Mensch aus!» Ich wusste überhaupt nicht, wovon sie sprach.

Gretel Stiewert war ein zierliches, hübsches Geschöpf, blond und sehr fleissig. Sie war früh verwaist und mit einem jungen Mann verlobt gewesen, der bei einem Motorradunfall tödlich verunglückt war. Eine Zeit lang besuchte sie dessen Eltern noch jedes zweite Wochenende. Diese Leute, die Tschoepe hiessen, riefen eines Tages bei uns an und erzählten einiges über Gretel, was meiner Mutter nicht neu war: Die junge Frau hatte ihren seligen Bräutigam seligen Bräutigam sein lassen und ging abends auf den Strich. Sie verdiente dort glänzend und war oft fabelhaft elegant angezogen: Zu einem weissen Faltenrock aus feinstem Wollstoff trug sie eine königsblaue Jacke und oben auf dem Kopf eine Kappe, die wie aufgespritzte Schlagsahne aussah. Ich fand das blendend schön und wünschte mir, dass ich später auch einmal so elegant sein könnte. Ihren Beruf fand ich gar nicht so schlecht. Ganz ehrlich: Viel entwürdigender ist es, irgendwelchen idiotischen Stumpfsinn für andere Leute zu machen. Leider hörte sie ziemlich bald wieder bei uns auf und ging nur noch auf den Strich.

Kurz nach der Machtergreifung durch die Nazis besuchten wir Herrn und Frau Tschoepe in ihrer Wohnung in der Taborstrasse, um über diese sogenannte Gretel-Tragödie zu sprechen. Zwei alte Leute, mehr breit als hoch, führten uns in Filzlatschen durch ein Vorderzimmer, das mit unermesslichem Nippes und Kitsch gefüllt war. Dann setzen wir uns in einen schönen, grossen Wintergarten. Herr Tschoepe, der ebenso wie seine Frau irgendeiner Sekte angehörte, schimpfte in massvollen Worten auf die Nazis. Wo es um Tief religiöses ging, berlinert ein anständiger Mensch nicht. Herr Tschoepe übertrieb es aber etwas: Er sprach auch dort ein «g», wo eigentlich ein «j» hingehört. Also erklärte er: «Unser Herr Jesus», und nun plötzlich erregt, «ist for de janze Menschheit ant Kreuz jeschlagen worden.» Dieser Kontrast liess mich beinahe vor Lachen explodieren.

Auf dem Rückweg sahen wir an einer Strassenbahnhaltestelle

kleine Zettel hängen, die offensichtlich mit einem Kinderdruckkasten hergestellt waren: «Goebbels sagt: Kanonen statt Butter» stand darauf. Meine Eltern hakten mich sofort links und rechts unter und stiefelten in einem Tempo los, wie ich es noch nie erlebt hatte, sie schleiften mich regelrecht mit. An der nächsten Haltestelle hingen dieselben Zettel. Wir blieben nicht stehen, bogen ein paar Mal scharf um die Ecke und nahmen dann die U-Bahn nach Hause. Meine Eltern hatten entsetzliche Angst, es könnte jemand den Verdacht hegen, dass wir diese Zettel angeklebt hätten. Aber kaum waren wir aus der Gefahrenzone heraus, wurden sie ruhig und sehr fröhlich. Sie waren richtig glücklich, dass es solche Meinungsäußerungen überhaupt noch gab.

Inzwischen arbeitete Martha Sill bei uns, eine langsame, träge Person, die stumpfsinnig mit dem Staubsauger über unsere Teppiche brummte. Eines Tages erschien sie mit ihrem Bräutigam, einem Mann in SA-Uniform, unangemeldet in unserem Esszimmer. Dieser sagte höflich «Heil Hitler», streckte den Arm aus und erklärte, er sei gekommen, um den vorenthaltenen Lohn einzukassieren. «Aber bitte schön», sagte mein Vater zuvorkommend, «kommen Sie mit ins Büro, und sehen Sie meine Buchführung ein. Ich werde Ihnen alles vorlegen.» In aller Ruhe zeigte mein Vater dem SA-Mann, dass nie Lohn vorenthalten worden war. «Ist ja in Ordnung», sagte der nur.

Meine Eltern wandten sich daraufhin sehr kühl an unsere Hausangestellte: «Martha, Sie sind zum Ersten entlassen, aber Sie gehen sofort. Wir zahlen Ihnen bis Monatsende den vollen Lohn. Wissen Sie, wo Sie hingehen können, haben Sie Verwandte?» Die Sill latschte dann ohne Verabschiedung ab, während der SA-Mann unter herzlichem Händeschütteln auf Wiedersehen sagte und sich sogar noch bedankte.

Mein Vater erklärte mir danach: «Das war ein etwas tumber, aber gutmütiger junger Mann. Einer seiner SA-Kameraden hat ihm

klargemacht, dass der Bräutigam eines Dienstmädchens, das bei Juden arbeitet, diese jetzt zu erpressen hat. Aber weiter hat die Instruktion offenbar nicht gereicht, und als ich ihm bewiesen habe, dass alles in Ordnung ist, hat er gemäss seiner Erziehung einen Diener vor uns gemacht.»

Martha Sill war unsere letzte nichtjüdische Hausangestellte. Denn nachdem 1935 die Nürnberger Gesetze in Kraft traten, durfte eine arische Person unter fünfundvierzig Jahren nicht mehr mit einem jüdischen Mann im selben Haushalt leben.

Der Platz vor dem Magdeburger Bahnhof sah genauso aus, wie Trude ihn mir beschrieben hatte. Ich wandte mich an eine steinalte Frau, um sie nach der richtigen Strassenbahn zu fragen. Statt zu antworten, starrte sie mich misstrauisch an: «Wo kommen Sie denn her? Sie sind doch nicht von hier!», stellte sie fest. Dabei kam sie meinem Gesicht unangenehm nahe. Ich schüttelte sie schnell ab und fragte einen Mann mittleren Alters, der mir sofort weiterhalf.

Diese kleine Begegnung verhalf mir zu einer wichtigen Erkenntnis: In Berlin war ich nie aufgefallen. Ich war Berlinerin in meiner Sprache, meinem Aussehen und Benehmen. Dort konnte ich mich stolz und frei unter alle anderen Bewohner der Stadt mischen. Kaum war ich aber in Magdeburg angekommen, fiel ich als Fremde auf. Und daraus zog ich einen wichtigen Schluss für die Zukunft: Wenn ich untergetaucht leben wollte, ohne mich ständig zu verstecken, würde das nur in Berlin möglich sein.

Die Strassenbahn wurde von Station zu Station leerer. Wie verabredet, erwartete mich an der Endhaltestelle eine jüngere Frau. Trudes Schwester Erna liess den kleinen Jungen an ihrer Hand los, um mich mit ausgebreiteten Armen und einem herzlichen Lächeln willkommen zu heissen.

Sie hatte ein rundes Gesicht, etwas vermurkste Zähne und kleine,

blaue Knopfaugen. Ihre Haare waren blond gefärbt, wie das viele Frauen damals trugen. In ihrem Fall aber war ein kleines Malheur passiert: In dem Blond spielten grüne Pünktchen. Ihr blasses Gesicht wirkte dadurch etwas teigig.

Als sie mir den Koffer aus der Hand nahm, um ihn auf den mitgebrachten Leiterwagen zu stellen, erschrak sie: Entgegen ihren Erwartungen war dieser ganz leicht. Mein ganzer Besitz bestand aus einer einzigen Garnitur Unterwäsche. Die paar Pfund Kartoffeln, die ich mitgebracht hatte, waren aus der Papiertüte gefallen und kullerten lose im Koffer herum. Ihr war aber angekündigt worden, dass ich Flugblätter mitbrächte. Nun sagte sie mit ihrer immer etwas heiseren Stimme: «Das sind ja Flugblätter, die rümpeln.»

Nahe der Zuckerfabrik Magdeburg-Südost lebte sie in einem Neubau in einer lichten, sauberen Parterrewohnung. Mich quartierte sie in einem Zimmer ein, das von der Küche abging. Ihr Mann war nicht da, er war an der Front.

Am ersten Morgen hörte ich ein leises Klopfen und dann Ernas heisere Stimme flüstern: «Soll ich schnüren helfen?»

«Wie bitte?», fragte ich irritiert. Dann klärte sich das Missverständnis auf. Vorsichtig und ohne sie zu blamieren, musste ich ihr beibringen, dass ich nicht aus dem vorigen Jahrhundert stammte. Erna war eine Zeit lang Hausangestellte in einer jüdischen Familie in Magdeburg gewesen und hatte der alten Hausherrin morgens geholfen, das Korsett zu schnüren. Seitdem hielt sie das für eine jüdische Sitte.

Trude hatte mir erzählt, die ganze Familie habe sich schwer abmühen müssen, um Erna die schulischen Elementarkenntnisse einzubläuen. Trude war überhaupt die eindeutige Oberhaupt der Familie Aernecke. Ihre Anordnungen waren für ihre kleine Schwester Befehle. Die «Grosse» hatte verfügt, dass ich in Magdeburg behandelt werden sollte wie in einem Sanatorium. Ich kämpfte vergeblich darum, Geschirr abtrocknen zu dürfen, und sass stattdes-

sen wie festgenagelt auf einem Korbsessel, der für mich in die Küche gestellt worden war. Weil ich Trude beiläufig erzählt hatte, dass ich gern stricke, war eine Handarbeit für mich beschafft worden, ein Strickhemd aus hauchdünnem Maschinengarn zum Aufrübbeln. Die Fäden rissen ständig und mussten dann wieder aneinandergeknötet werden. Ich nahm mir vor, aus diesem Garn einen Schal zu stricken. Auf der Rückseite meines Werks reihte sich Knoten an Knoten. Wenn man ein bisschen an dem Ding gezerrt hätte, wäre alles in Fetzen gegangen.

Mit Ernas kleinem Sohn hätte ich gern Freundschaft geschlossen. Ich wollte dem Fünfjährigen Märchen erzählen und mit ihm spielen. An dem blonden Rolf wollte ich wiedergutmachen, was ich an dem blonden Jörgelchen absolut nicht gut gemacht hatte. Aber das Kind reagierte überhaupt nicht auf mich. Es schob einfach weiter seine Holzisenbahnwägelchen oder Autos auf dem Fussboden herum und ahmte Fahrgeräusche nach.

Auch als sein Goldfisch eines Morgens flach auf dem Wasser in seinem Glas trieb, blieb der kleine Rolf ziemlich ungerührt. Während ich mich noch fragte, wie ich ihn trösten könnte, erfasste er sofort, dass der Fisch tot war, und sagte mit einem für den dortigen Dialekt typischen Laut zwischen a und o: «Mutti, broat mich den.»

Das weckte eine Erinnerung in mir: Auch ich hatte mal einen Goldfisch besessen und morgens entdeckt, dass er tot war. Auch ich war damals fünf Jahre alt gewesen, aber ich hatte geschrien wie am Spiess. Meine Eltern liebten Gekreische, Geheul und Geplärr überhaupt nicht. Mein Vater nahm mich also mit auf einen Spaziergang und besprach dabei mit mir das Todesproblem. Zum ersten Mal hörte ich von Sokrates und vom Buch Kohelet. Auf dem Rückweg kehrten wir zu Alltagsthemen zurück und gingen in ein Schokola-

dengeschäft, in dem ich mir eine Figur aussuchen durfte. Ich nahm einen Löwen. Zu Hause wickelte mein Vater die Figur aus, brach den Kopf ab und gab ihn mir zu essen. Da brüllte ich erneut los. Für Sekunden wurde er zornesrot, dann verkündete er: «Für heute genug geheult! Ein Schokoladenlöwe ist kein Lebewesen! Du isst den jetzt auf!» Das war meine Erinnerung an den Berliner Goldfisch. Und in Magdeburg sagte der Junge einfach: «Mutti, broat mich den.»

Am 4. April 1943 brachte die Post ein winzig kleines Päckchen von Johanna Koch an Johanna Koch bei Erna Hecker.

«Nanu, für dich ein Päckchen?», fragte Erna.

«Ich habe heute Geburtstag!», erklärte ich.

In dem winzigen Päckchen befanden sich ein hartes Ei, ein Stückchen Kuchen, ein paar Zigaretten und ein Brief. Darin informierte Frau Koch mich – ganz geschickt formuliert, so dass es kein Zensor verstanden hätte – über die Fabrik-Aktion, also die Deportation aller jüdischen Zwangsarbeiter aus Berlin. Sie berichtete mir auch von den Demonstrationen in der Rosenstrasse und von der Tatsache, dass mein Onkel Karl, der jüngere Bruder meines Vaters, verhaftet worden war. Er war aber nach fünf Tagen wieder freigelassen worden.

Abends sassen wir dann noch mit Ernas Nachbarin zusammen. Frau Krause war lieb, nett und völlig unpolitisch. Sie wusste, was mit mir los war, und bemühte sich sehr, als meine Beschützerin aufzutreten. Weil ich tagsüber nicht vor die Tür gehen durfte, führte sie mich jeden Abend wie ein Hündchen einmal ums Karree. Dabei fasste sie mich in einer sehr herzlichen, fast zärtlichen Weise unter und forderte mich auf, tief durchzuatmen.

Meist sass diese Frau Krause mit Lockenwicklern und einem um den Kopf gewundenen Tuch bei Erna am Küchentisch. Die beiden Frauen verbrachten fast jeden Abend miteinander. Ich gab mir grosse Mühe, nicht zu stören, wusste aber, dass auch von mir ein Bei-

trag zur Unterhaltung erwartet wurde. Wenn es etwa um Kochrezepte ging, war mir klar: Es wäre taktlos gewesen, über ein Rezept zu sprechen, für das man die Zutaten in Magdeburg-Südost nicht bekam. So entschloss ich mich nach längerem Nachdenken, Pflaumenzimmes – natürlich nicht unter dieser jiddischen Bezeichnung – vorzustellen. Ich erzählte, dass meine Tante Grete einen wundervollen Rinderbraten in einer schweren Pfanne zubereitet hatte, indem sie Backpflaumen dazu gab.

Oft sehnte ich mich nach Verhältnissen, in denen ich mich nicht taktisch verhalten musste. Ich wollte endlich wieder einmal so reden, wie mir der Schnabel gewachsen war, und nicht jede Vokabel daraufhin prüfen, ob sie zum Wortschatz meiner Gesprächspartner passte oder deren Gefühle verletzte.

Die zweitälteste Schwester der Aerneckes trafen wir einmal in der Innenstadt in einer Konditorei. Elsbeth, genannt Elle, war mit einem Bruder von Ernas Mann verheiratet, hiess also auch Hecker. Selbstverständlich war auch sie eine standhafte Komponistin, aber sie war doch sehr an einem angenehmen Leben interessiert. Von morgens bis abends traurig darüber zu sein, dass die kommunistische Partei zerschlagen worden war, das lag ihr nicht.

Ihr Mann war Soldat, und sie hatte genug Geld zum Leben. Elsbeth Hecker zückte ihre Weissmehlmarken, um für jeden von uns ein Stück Kuchen zu bestellen. Sie hatte mir auch, wie von Trude angeordnet, ein Geschenk mitgebracht: ein Tütchen Bonbons.

Sie erzählte uns, dass sie vor einiger Zeit eine Vorladung zum Arbeitsamt bekommen hatte: Sie sollte zur Arbeit in der Rüstungsindustrie verpflichtet werden. Selbstverständlich war sie entsetzt darüber. Sie borgte sich daraufhin in der ganzen Bekanntschaft die extravagantesten und verrücktesten Kleidungsstücke. Aufge-

putzt wie ein Pfingstochse, mit einem Schleierhut und grell geschminkt, war sie im Amt erschienen und hatte den Beamten erklärt, sie sei Künstlerin. Wenn sie körperlich arbeiten müsse, leide ihre Kunst darunter. Das genügte. Die Behörde meldete sich nie wieder bei ihr.

Ein anderes Mal fuhren wir quer durch die Stadt zu Ernas Schwester Edith. Es herrschte kein Frost mehr, aber es wehte ein eiskalter Wind. Dennoch genoss ich es, endlich wieder einmal draussen zu sein. In Magdeburg-Rothensee mussten wir ein grösseres Stück am Feldrain entlang gehen. Der Wind trieb uns die Tränen in die Augen, und ich war in diesem Moment einfach froh zu leben. Der Anblick dieser Landschaft, der Fabrikschlote am Horizont und des sich kräuselnden Rauches bewegten mich sehr.

Es war Frühlingsanfang, und ich hatte den Wunsch, mich zu bücken, etwas von der Ackerkrume aufzuheben und daran zu riechen. Aber das unterliess ich. Erna sollte mich nicht für verrückt halten.

«Ach Erna, ich habe den Winter überlebt, den ersten Winter meines Untertauchens», sagte ich sehr froh. Sie lächelte. Ich sah, wie ein paar Tränen ihre Wangen hinunterliefen. «Warte mal einen Moment», sagte sie. Sie bückte sich, hob etwas von der Krume auf und hielt sie mir mit einer Mischung aus Knicks und Verbeugung vors Gesicht.

Wir näherten uns einer städtischen Siedlung. Erna hatte für unseren Besuch ein paar Zuckerschnecken eingepackt und dazu erklärt, man sei bei Edith durchaus nicht sicher, ob sie auf so ein bisschen Kriegsbewirtung vorbereitet sei. Wir wurden denn auch empfangen, wie sie es erwartet hatte: Edith lag im Wohnzimmer auf der Couch und war unpässlich, jammerte und klagte. Ihre beiden kleinen Töchter rangelten miteinander, weil sie beide gleichzeitig aufs Töpfchen wollten. Erna brachte alles mit ein paar Handgriffen in Ordnung.

In der Küche sahen wir den verkrusteten Abwasch von Tagen. Erna und ich weichten das viele Geschirr in einer grossen Waschbütte ein, deckten den Tisch, brühten Kaffee-Ersatz auf und absolvierten alle zusammen die Vespermahlzeit. Edith taute allmählich auf und erhob sich von ihrem Leidenslager, als sie mitbekam, dass sich der Zustand in ihrer Wohnung besserte.

Unser dritter Besuch galt der Mutter Aernecke. Diese ausserordentlich korpulente Gestalt erinnerte mich an einen dicken Buddha. Sie hatte gewaltige dunkle Zöpfe und trug einen langen Rock aus einem groben schwarzbraunen Baumwollstoff. Ihre Erscheinung amüsierte mich so, dass ich meine ganze Konzentration und Disziplin aufbringen musste, um nicht laut loszulachen. Aber ich fühlte mich sehr behaglich in ihrer reinlichen Küche. In dem kleinen Raum standen die Vorratsgefässe wie Zinnsoldaten nach Grösse auf Borden aufgereiht: Mehl, Salz, Zucker und so weiter bis Sago. Diese Einrichtung im Stil des vorigen Jahrhunderts gefiel mir sehr gut.

Anna Aernecke kannte meinen Decknamen und nannte mich mit ihrer tiefen Stimme «Hanna». Wie alle Aerneckes hatte sie diese dicken Beine, auf denen sie alle tapfer als überzeugte Kommunisten, kompromisslose Nazigegner und gütige Menschen durchs Leben stapften.

An diesem Tag war fast die ganze Familie versammelt: Elsbeth, Edith und Erna mit Rolf waren da, und der jüngste Bruder Herbert hatte zufällig ein paar Tage Heimaturlaub. Als Einziger hatte er dasselbe brandrote Haar wie Trude. Auf dem Herd stand ein sehr grosser offener Kochtopf mit einer Kelle, aus dem Kaffee-Ersatz in Tassen geschöpft wurde. Mutter Aernecke, die ganz langsam sprach, hielt eine feierliche Rede mit einem sehr einfachen Inhalt: Sie erklärte, dass ich ab sofort zu ihrer Familie gehöre. Mich beeindruckte das sehr. Ich notierte in mein unsichtbares Tagebuch in Grossbuchstaben, die ich mehrfach unterstrich: Kommunistische Clan-Adoption im Kriegsjahr 1943.

10

Nach ziemlich genau sechs Wochen, im April 1943, kehrte ich aus Magdeburg nach Berlin zurück. Wie ich viel später erfuhr, hatten diese sechs Wochen zu den bedeutendsten Ereignissen im Leben Erna Heckers gehört. Meine Quartiergeberin wusste, dass sie etwas Grandioses getan und ihr Leben für mich aufs Spiel gesetzt hatte. Und sie hatte diese Aufgabe mit einer Freude erfüllt, wie ich sie bei kaum jemand anderem erlebt habe. Auch ich hatte mich in Magdeburg sehr wohlfühlt und eine Zeit fast ohne Angst erlebt. Aber ich freute mich auch, nach Berlin zurückzukehren, denn es ging ja zu Neukes.

In der Schönleinstrasse 13 war die Stimmung allerdings sehr angespannt. Trude war es noch immer nicht gelungen, eine neue Unterkunft für mich zu finden. Neben all ihren Sorgen – dem kranken Mann, ihrer eigenen Gesundheit, den schwierigen Kindern, der Armut und ihrer ständigen Angst, wegen der Widerstandsarbeit verhaftet zu werden – hatte sie nun auch noch mich am Hals.

An einem meiner ersten Tage dort kam Trude dennoch einmal sehr froh nach Hause. Frau Steinbeck hatte sie darauf hingewiesen, dass irgendwo Judenmöbel billig verkauft wurden. Nun hatte sie für drei Mark eine Flurgarderobe mit Schirmständer und Hutablage erworben. Bis dahin hatten die Neukes ihre Jacken in der Diele an Nägeln aufhängen müssen. «Findest du etwas dabei?», fragte sie mich etwas bekümmert und fuhr fort: «Diese Leute sind abtransportiert worden. Wenn ich die Möbel nicht kaufe, nimmt sie ein anderer.» Ich gab ihr recht, aber ich war merkwürdig tief ins Herz getroffen.

Am selben Vormittag ereignete sich noch eine andere Kleinigkeit. Als Trude ihren Sohn zum Bäcker schicken wollte, maulte

der: «Warum denn ich? Wir füttern hier 'ne fremde Person mit durch, lass die doch Brot holen gehen.» – «Da hast du recht», räumte Trude ein. Sie wusste nicht, dass ich das gehört hatte, und schickte mich los. Zum Bäcker zu gehen machte mir natürlich nichts aus. Aber mich kränkte das Gefühl, in der Hierarchie dieser Familie noch unter dem Söhnchen zu stehen.

Der Junge war gerade damit beschäftigt gewesen, seine Uniform für die Hitlerjugend anzulegen. Als er wenig später in seiner Nazi-Montur in die Küche kam, entschuldigte sich Trude bei mir: Sie war der Meinung, sie hätte mir diesen Anblick ersparen müssen. Das fand ich nun wieder übertrieben. Ich wusste ja, dass alle Jugendlichen zwangsweise organisiert waren. «Man muss sich leider heutzutage vor den eigenen Kindern in Acht nehmen», klagte sie, «man kann nicht wissen, was der Junge seinen Freunden erzählt. Oder was ein Führer aus ihm herausfragt.»

Hannchen Koch traf ich weiterhin regelmässig. Einmal in der Woche übergab sie mir in einer Stampe in Köpenick eine ganz genau abgemessene Menge Brot, Fett und Zucker.

Leider hatte sie die Tendenz, immer wieder zu betonen, wie mühsam sie diese Gaben von ihren eigenen Lebensmittelrationen abzweigete. Da war Trude ganz anders: Sie versicherte mir stets und übertrieben munter, dass sie «so gut wie nichts» für mich tue.

Die beiden Frauen, die sich nie begegnet sind, mochten einander nicht. Beide benutzten Worte wie «ruchlos» und «unzuverlässig», um mich vor der jeweils anderen zu warnen. «Sie ist politisch gefährlich, war bloss hinter deinem Vater her und ist verdeckt schizophran», sagte Trude über Frau Koch. Diese wiederum bezeichnete Trude als «roten Nazi».

Ich konnte es mir bei einem dieser Treffen in dieser vollgedampften, überfüllten Kneipe in Köpenick nicht verkneifen, Hann-

chen Koch von meinen neuesten Erlebnissen im Hause Neuke zu erzählen. Das war natürlich nicht sehr klug von mir, aber auf Hannchen hatte mein Bericht eine wunderbare Wirkung: Er bot ihr Gelegenheit, sich scheinbar verständnisvoll und überlegen über ihre Nebenbuhler zu äussern. «Sieh mal», erklärte sie mir, «diese Leute sind eben politische Fanatiker, aber nicht wirklich mit dir verbunden. Sie sind ohne Liebe für dich.» Ich musste ihr in gewisser Weise recht geben. «Ich bin Neukes dankbar, ich achte sie, ich verneige mich vor ihrer Leistung», sagte ich, «aber auch ich kann sie nicht lieben.» Da strahlte mich Hannchen Koch glücklich an, und ich sah ihre Augen feucht werden.

Als wir einmal abends in der Küche sassen und Trude wie immer viel zu laut redete, führte Jule eine wahre Pantomime auf: Er zeigte mit seinem langen Arm und einem grossen, gestreckten Zeigefinger nach oben, nach unten, nach rechts und nach links und legte die Hand auf den Mund, «Um Himmels willen ruhig, die Nachbarn!», signalisierte er. Aber Trude ahmte ihn nur hämisch nach und brüllte ihn an: «Du Idiot! Du Napfkuchen! Hören kann uns nur die Steinbeck, und die weiss sowieso alles.»

«Bist du wahnsinnig geworden?», fragte er aufgebracht.

Da schrie sie, rot vor Wut: «Du bist eben ein dummer Arbeiter!» Mich erschütterte das sehr. Ausgerechnet sie, die ständig Hassausbrüche gegen die Bourgeoisie vom Stapel liess und die Arbeiterklasse als Erlösungsmysterium in den Himmel hob, beschimpfte ihren Mann als «Arbeiter».

Es war Trude selbst gewesen, die ihre Nachbarin eingeweicht und ihr erzählt hatte, dass ich ein jüdisches Mädchen sei und versteckt werden müsse. Diese Eröffnung war natürlich sehr riskant gewesen, aber Trude hatte sich etwas dabei gedacht. Sie wusste, dass ihre Nachbarin zwar materiell gut versorgt, aber unglaublich gelang-

weit war. Nun verhalf sie dieser Frau zu einer Aufgabe: Sie sollte ihre Freundin, die irgendein Naziamt im Stadtteil bekleidete, beobachten, aushorchen und uns bei Gefahr rechtzeitig warnen. Das klingt wie eine Schnapsidee, aber es funktionierte.

Auch Trudes Widerstandsgruppe wurde auf diese Weise mit detaillierten Informationen über diese Nazi-Funktionärin versorgt. Ich fragte mich allerdings, was die Leute mit diesem Wissen anfangen konnten. Manchmal kam es mir vor, als hätten all diese Treffen von kleinsten Widerstandszellen eher den Charakter eines grossen, aber völlig ineffektiven Spiels, dessen wahre Bedeutung darin lag, die Moral ihrer Teilnehmer aufrechtzuerhalten.

Viele Jahre nach dem Krieg sah ich in einer Ausstellung eine Übersichtsdarstellung der Aktivitäten dieser sogenannten Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation, der Trude damals angehörte. Eine kleine Kordel, die auf einer Landkarte von Berlin nach Magdeburg gespannt war, zeigte an, dass es hier einen Kurierdienst gegeben hatte. Mir war klar: Dieser Kurier war ich gewesen, und die Flugblätter, die ich angeblich überbrachte, hatten in meinem Koffer gerumpelt.

Vieles war bei Trude ambivalent. Sie war zwar frei von jeder antisemitischen Regung, aber ihr Gesicht war von Hass verzerrt, sobald es um das sogenannte Bürgertum ging. Und ich war für sie einerseits eine verfolgte Jüdin, aber andererseits auch die Tochter eines Rechtsanwaltes und entstammte damit dem Feindeslager, nämlich der Bourgeoisie. Einmal schnauze sie mich im Laufe einer vehementen Diskussion wütend an: «Du hast überhaupt keine Ahnung von Politik!»

«Ich war keine elf Jahre alt, als die Nazis an die Macht kamen», verteidigte ich mich, «wo soll ich denn eine politische Bildung bekommen haben?»

Die Wahrheit war komplizierter: Politik und Geschichte waren in

meinem Elternhaus schon von meiner frühesten Kindheit an von grosser Bedeutung gewesen. Aber bei uns zu Hause ging es um jüdische Geschichte und jüdische Politik. Schon bevor ich zur Schule kam, war ich zum Beispiel recht gut informiert über die Judenverfolgung in Spanien. Und ich verstand auch als Kind schon etwas von den Unterschieden zwischen Zionisten oder Nichtzionisten, Assimilanten, CV oder den Mitgliedern der ganz rechts stehenden «Naumann-Gruppe».* Ich wusste, dass es unter Zionisten eine – im Sinne der Tora – gesetzestreue Fraktion gab und eine nicht gesetzestreue. Und so weiter. So etwas konnte ich aber den Neukes nicht klarmachen.

Manchmal entzündeten sich die Konflikte zwischen uns auch an Kleinigkeiten. Einmal goss Trude den Kaffee-Ersatz mit solchem Schwung in die Tasse, dass deren Inhalt überschwappte. «Wir in Magdeburg sagen: Die Tasse muss «jeschwippte full sin'», erklärte Trude dazu: Es gehöre sich einfach so, die Tassen bis zum Rand zu füllen. Ich stimmte ihr lachend zu.

«Entlarvt!», schrie sie da, «du bist ertappt, du lügst! Ihr wart doch feine Leute, und die giessen die Tassen nur drei viertel voll!» Ich erklärte ihr, dass ich ohne höfliche Anpassung an meine jeweilige Umgebung nicht überleben könnte. «Leuchtet ein», sagte Trude da, und dieses Mal fiel unsere Versöhnung ungewöhnlich gefühlvoll aus. Sie streichelte mich sogar – das einzige Mal während der gesamten Dauer unserer Beziehung.

Trudes Suche nach einer Unterkunft für mich wurde unterdessen immer verzweifelter. Oft verliess sie die Wohnung für viele Stunden, und ich blieb allein zurück. Manchmal schloss ich die Türen

* Mit der Abkürzung CV ist der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens gemeint. Die «Naumann-Gruppe» hiess offiziell «Verband deutschnationaler Juden» und war eine deutschnational orientierte Organisation, die in scharfer Opposition zum Zionismus stand. Vorsitzender der Organisation war Max Naumann.

der Diele, damit mich niemand sehen konnte, und trieb dort Gymnastik.

Einmal beschloss ich in einer solchen Situation, *Pessach* zu feiern. Die Erinnerung an die Sederfeiern in der Rosenthaler Strasse, an all die Gesichter, die um die grosse Sedertafel versammelt gewesen waren, verbot ich mir aber. Ich feierte mein eigenes, modernes *Pessach*, indem ich immer wieder den Refrain *Dajenu* sang. Das bedeutet: «Für uns wäre es genug.» Oder genauer: «Hättest du nur dieses oder jenes für uns getan, es wäre schon genug gewesen.» Sehr dankbar ging ich in Gedanken all die Stationen durch, die ich schon hinter mir und überlebt hatte. Ich war voller Zuversicht, dass Trude etwas für mich finden würde.

Völlig erschöpft und entmutigt kam diese erst spät nach Hause. Sie hatte geschwollene Füße und bat mich um eine Fussbank. Blass und mitgenommen erzählte sie, wie sie bei vielen Genossinnen gewesen war, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die Frauen waren furchtbar erschrocken, als Trude plötzlich vor der Tür stand. Oft wurde sie nur mit Mühe und Not hereingelassen. Ihre Männer waren seit Jahren im Zuchthaus oder KZ. Und jetzt noch eine Jüdin aufnehmen? «Um Gottes willen, wir sind in solcher Gefahr, in solcher Not, in solcher Armut – das kommt gar nicht in Frage», bekam sie immer wieder zu hören. Es war ihr bei der Suche nach einem Quartier für mich nicht anders ergangen als dem Vater von Lieschen Sabbarth.

Dann lehnte sich Trude mit halbgeschlossenen Augen zurück. Und jetzt ging die Phantasie mit ihr durch: Sie erzählte von ihrem Wunschtraum, dass ich bei Adelligen unterkommen könne. Sehr plastisch schilderte sie mir ein Dornröschenschloss, das von riesigen hohen Bäumen und Mauern umstanden war. Sogar die Blumenrabatten beschrieb sie. Dort lebte eine hochgebildete alte Dame,

und meine einzige Aufgabe war es, ihr französische Romane vorzulesen. Es gab sogar eine kleine Handbibliothek, die ich benutzen durfte, um mich weiterzubilden. Die alte Dame schlief viel und wünschte, nach ihrem Mittagsschlaf an die frische Luft gebracht zu werden. Ich durfte sie aber auf keinen Fall mit hinaustragen, denn dazu waren genügend Diener im Schloss. Ich war nur fürs Vorlesen zuständig.

Trude schrak auf, als ihr bewusst wurde, was sie sich da für mich erträumt hatte. Normalerweise hatte sie ja für die Bourgeoisie nur Hasstiraden übrig. Aber auf den Adel, insbesondere auf den Hochadel, hielt sie insgeheim noch immer grösste Stücke.

Ausgerechnet Herbert Steinbeck, der Nachbar und Nazi-Unteroffizier, hatte dann die entscheidende Idee. Er war plötzlich auf ein paar Tage Urlaub nach Berlin gekommen. Seine Frau hatte ihm natürlich brühwarm erzählt, welche Sensation sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zutrug.

Bald darauf stand sie bei Trude in der Tür und erklärte: «Mein Mann hat gesagt, die Jüdsche muss hier raus. Aber er hat auch gesagt, er werde Sie nicht denunzieren. Nach Stalingrad weiss man nicht, wie der Krieg ausgeht und wozu man die Kommunisten eines Tages noch braucht.»

Wie man die «Jüdsche» möglichst schnell loswerden könnte, hatte sich Herbert Steinbeck auch schon überlegt.

FÜNF

«Ich war das Fräulein ohne Namen»

EIN BEINAHE NORMALES LEBEN AB 1943

1

Trude Neuke nannte ihn den verrückten Holländer: Gerrit Burgers war zwei Jahre älter und etwa einen halben Kopf grösser als ich, und eigentlich sah er gar nicht übel aus. Er war schlank, hatte hellbraunes, sehr volles Haar über einem hohen Stirnbogen, ausdrucksvolle Augen und ein schmales Gesicht. Seine schiefen, braun gesprenkelten Vorderzähne waren weniger schön. Auffallend an ihm waren seine Marotten und sein seltsames Benehmen.

Auf der Strasse trug er stets einen Hut mit einer riesigen Krempe. Seinen Oberkörper liess er, obwohl er schlank und gut gewachsen war, etwas nach links fallen. Er hatte immer eine Aktenmappe bei sich, die er an einem Riemen um den Hals trug, so dass sie quer vor seiner Brust hing und bei jedem Schritt auf und ab wippte. «Ein Idiot», kommentierte Trude, und fügte etwas hinzu, was eigentlich im Gegensatz dazu stand: «Und ein intelligenter Mensch, mit dem man sich gut unterhalten kann.»

Kennengelernt hatte sie Burgers, als er zur Untermiete bei ihren Nachbarn, den Steinbecks, wohnte. Er war als Fremdarbeiter nach Berlin gekommen und wurde, so Trudes Darstellung, von seiner Zimmerwirtin auf das niederträchtigste ausgeplündert. Es war vereinbart, dass Frau Steinbeck für ihn einkaufen und kochen sollte, aber den grössten Teil seiner Lebensmittelration für Schwerarbeiter zweigte sie für sich selbst und ihren Mann ab. Ausserdem musste Burgers noch Fenster putzen, den Müll runterbringen und Ähnliches, wenn er von einem langen Arbeitstag nach Hause kam. Er liess sich das alles gefallen, weil er es nicht anders gewohnt war: Auch in Holland war er ständig von seiner Mutter herumkommandiert worden.

Seine Freundschaft mit Trude und Jule Neuke begann, als er eines Tages laut weinend vor deren Wohnungstür stand: Frau Steinbeck hatte ihn ausgeschlossen. Burgers neigte zu unkontrollierten Gefühlsausbrüchen, und an diesem Tag schüttete er Trude sein Herz aus. Er war freiwillig nach Deutschland gekommen, weil er Arbeit suchte, aber er war ein Nazigegner. Und so fühlte er sich in der Küche der Neukes auf Anhieb sehr wohl. Auch nachdem er zu einer anderen Zimmerwirtin in der Nähe der Oberbaumbrücke gezogen war, kam er regelmässig am Sonnabendnachmittag auf eine Tasse Kaffee-Ersatz in der Schönleinstrasse vorbei.

Der Holländer hatte noch nie in seinem Leben eine Freundin gehabt, weil er sich einfach an keine Frau herantraute. Das hatte er Frau Steinbeck einmal anvertraut, als er noch mit niemand anderem in Berlin reden konnte. Seine Zimmerwirtin hatte ihn daraufhin gemein und ordinär verspottet und natürlich sofort ihren Mann eingeweiht. Und so war Herbert Steinbeck auf die Idee gekommen, uns beide miteinander zu verkuppeln.

Trude sollte mir diesen Plan nun unterbreiten. Sie wirkte dabei sehr verlegen. Ein Märchenschloss mit einem schönen alten Park war es ja nicht gerade, was sie mir da vorzuschlagen hatte. Klug, wie sie war, erkannte sie allerdings frühzeitig die Vorteile dieses Arrangements: Es lag im beiderseitigen Interesse. Ich würde niemandem zu Dank verpflichtet sein. Das erklärte sie mir mit einem deutlichen Seitenhieb auf Hannchen Koch.

Als der Holländer am folgenden Sonnabendnachmittag zum Kaffee-Ersatz bei Neukes erschien, schickte Trude mich erst einmal hinaus. Schon wenige Minuten später rief sie mich wieder in die Küche. Lange hatte sie nicht gebraucht, um Burgers zu erklären, welche Möglichkeit der sexuellen Befreiung sich für ihn hier ergab.

Ausserdem hatte er nun Aussicht auf eine Frau, die ihm den Haushalt führte, ohne ihm Lebensmittel zu stehlen, wie es auch seine neue Zimmerwirtin wieder tat. Er war sofort interessiert.

Trude stellte mir den Mann als «Jerrit Burjers» vor. «Ach so: Cherrit Bürchers», sagte ich höflich und gab ihm die Hand. Ich war zu meinem vierzehnten Geburtstag bei einer Tante in Amsterdam gewesen und hatte dort ein paar Brocken Niederländisch gelernt. Ein unartikulierter Laut der Freude entwich ihm, und wonnig zog er seinen Mund breit. Dann gab er mir, unbeholfen und mit weit offenem Mund, einen Kuss, auf die Wange. Ich war total besabbert, aber es wäre taktlos gewesen, die Spucke abzuwischen.

Er stammte aus Nijmegen, einer Stadt an der Grenze, und dort hatte er bereits ein Gemisch aus Deutsch und Niederländisch gesprochen. Inzwischen hatte er sich einen Wortschatz zugelegt, mit dem ihn auch in Berlin jeder verstand. Da «Johanna» nicht mein richtiger Vorname war, beschloss er, mich Frauke, also Frauchen, zu nennen: «Frauke, wir trinken aus, und dann gehen wir beide nach Hause», verkündete er entzückt.

Wir liefen den Weg von der Schönleinstrasse zur Spree zu Fuss. Ich hielt stets ein wenig Abstand zu dem Holländer. Sein Aufzug war mir peinlich, und ich wollte weder auffallen noch von Passanten angestarrt werden.

Zur Oberbaumbrücke war es nicht weit. Dennoch war ich noch nie zuvor in dieser Gegend gewesen. Es gefiel mir sofort über alle Massen. Hier war Berlin wirklich berlinerisch. Die Spree war meine Spree, war mein Fluss. Sehnsüchtig hoffte ich darauf, dass sich hier eine Dauerlösung für mich ergeben würde.

Direkt an der Brücke, am anderen Ufer der Spree, lag eine kurze Strasse. Drei Mietshäuser standen dort in einer Reihe.

Den Mittelbau betraten wir. Schon im Hausflur hatte ich ein gutes Gefühl. Am Handgeländer hing ein ausgedientes Kuchentabletchen aus Pappe: «*Friesch gebonnert*» stand darauf. An anderer Stelle sah ich ein weiteres Schild, von derselben Hand geschrieben: «*Wejens die Alerme bleibt die Kellerdüre offen.*» Ich hatte meine Freude an dieser grossartigen phonetischen Schreibweise echt berlinerischer Aussprache.

Wir gingen die Treppe hoch. Im ersten Stock gab es nur eine Tür. «Knizek» stand auf einem Schild. «Nur eine Mietpartei?», fragte ich Burgers.

«Ja, das ist hier ja nur ein schmaler Bau zwischen zwei grossen Eckhäusern», erklärte er.

«Wie hübsch», freute ich mich. Je weniger Nachbarn desto besser.

Ein kleines handgeschriebenes Pappschild wies aus, dass hier noch ein Untermieter wohnte. *KiHel*, las ich und wunderte mich über den Namen. Später erfuhr ich: Der Mann hiess *Kittel*, aber die beiden Querstriche der *ts* waren durchgezogen und etwas zu tief gerutscht, so dass es wie ein *H* aussah.



Gerrit Burgers, fünfundzwanzig Jahre alt, im Februar 1946.

Eine Treppe höher wohnte das Hausmeisterehepaar Grass. Im dritten Stock lag die Wohnung von Luise Blase, der Zimmerwirtin des Holländers. Darüber gab es noch eine vierte Etage, aber dort hinauf stiegen wir erst später.

Trude hatte mich, bevor wir bei ihr abgezogen waren, noch schnell beiseitegenommen: «Ich habe Burgers gesagt, du bist Halb-jüdin, hast schwere Scherereien gehabt und musstest abtauchen», raunte sie mir zu. Wie sich herausstellen sollte, war das ein genialer Einfall, der mir das Überleben in diesem Umfeld noch sehr erleichtern sollte: Denn mit dieser Legende gehörte ich zumindest zur Hälfte nicht zu jenen Fremden, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt. Mit einer Hälfte gehörte ich zu den Leuten, die mich jetzt in ihre Welt aufnehmen sollten.

Frau Blase war achtundsiebzig Jahre alt, halb blind und – wie mir Burgers unterwegs erzählt hatte – eine begeisterte Nazi-Anhängerin. Der Holländer kam sofort zur Sache: Er erklärte ihr, er habe eine Frau gefunden, die ab sofort bei ihm wohnen werde. Ich würde ihm den Haushalt führen und sei auch bereit, Frau Blase jederzeit zur Hand zu gehen. Weil bei mir rassistisch eine Kleinigkeit nicht stimme, sei es besser, mich nicht polizeilich anzumelden, fügte er ganz beiläufig hinzu. Letzteres schien der alten Frau ganz egal zu sein. Aber sofort begann sie, mit Burgers um die Miete zu feilschen: Sie wollte den doppelten Zimmerpreis dafür kassieren, dass ich mit in seinem breiten Holzbett schlief. Der Holländer fand das zu viel, und schliesslich einigten sie sich auf irgendeinen Betrag in der Mitte. Damit war ich eingezogen und wohnte ab Ende April 1943 Am Oberbaum 2.

Die Wohnung hatte mir schon gefallen, als wir die geräumige Diele zum ersten Mal betraten. Rechter Hand ging es in die Küche, links in das helle, grosse Vorderzimmer, das Burgers bewohnte. Eine Verbindungstür führte zu einem zweiten Raum, der ebenfalls vermietet war. Dort lebten ein Pole und eine Ungarin mit ihrem kleinen Kind.

Die Gemächer der Frau Blase entdeckte ich erst nach ein paar Tagen. Anfangs war es mir rätselhaft, auf welchem Weg sie manchmal einfach aus der Küche verschwand, ohne dass ich sie in der Diele bemerkte. Dann erst erkannte ich, wohin eine schmale Tür in der Küche führte, die aussah, als verberge sie einen Besenschrank. Dahinter lag eine zweite, kleine Diele, die in das Schlafzimmer von Frau Blase führte. In diesem Durchgangsraum stand ein riesiger Schrank. Welche kostbaren Schätze darin verborgen waren, erfuhr ich erst später.

Am Tag nach meinem Einzug bat mich Frau Blase, mit ihr einkaufen zu gehen. Allein konnte sie das Haus nicht verlassen, und sie konnte ihre Einkäufe auch nicht mehr tragen. Das erledigten normalerweise entweder ihr Sohn Kurt oder die Portiersfrau für sie.

Sie setzte einen guten Hut aus den zwanziger Jahren auf, zog Handschuhe an, nahm eine Handtasche mit und hängte sich bei mir ein. Sie war sonntagsfein gemacht für ihren ersten Ausgang seit langem, der zugleich der letzte Ausgang ihres Lebens werden sollte.

Der Milchladen lag am anderen Ufer der Spree. Dem Inhaber, einem Herrn Pofahl, stellte sie mich als ihre neue Untermieterin vor. «Wie geht's Ihrer Gemahlin?», fragte sie ihn. «Nicht gut», antwortete er nur knapp. Als wir das Geschäft verlassen hatten, erzählte mir die Blase, dass Frau Pofahl unter schweren Depressionen litt und deshalb schon mehrmals in einer Anstalt gewesen war.

Das nächste Mal ging ich alleine einkaufen. «Schönen Gruss an Ihre Zimmerwirtin», sagte der Milchmann da, «sagen Sie ihr, dass wir zum nächsten Ersten schliessen. Es geht nicht mehr. Meine Frau ist wieder in der Klinik.»

Luise Blase reagierte tief betroffen auf diese Mitteilung. «Ich gehe nie mehr einholen», verkündete sie und gab mir die Lebensmit-

telkarten für sich und Burgers. Ich sollte sie eintragen lassen, wo ich wollte. Für sie war mit der Schliessung dieses Milchladens ein Lebensabschnitt abgeschlossen. Nach und nach übergab sie mir immer mehr Verantwortung für ihren Haushalt.

Der erste heftige Streit zwischen Burgers und Frau Blase kam für mich völlig überraschend. Der Anlass war lächerlich. Der Holländer hatte sich – wie immer und wie ich es auch tat – in der Küche gründlich gewaschen. Es gab zwar ein Badezimmer, aber das wurde nie als solches benutzt, denn die Badewanne war mit Kohlen gefüllt.

Unsere Zimmerwirtin hatte sich zunächst taktvoll zurückgezogen und kam erst in die Küche, als Burgers fertig war. Versehentlich hatte er aber einen Stiefel mitten in der Küche stehen lassen. Die halbblinde Frau Blase wäre beinahe darüber gestolpert und war sehr erschrocken. «So liederlich kann nur ein dreckiger Ausländer sein», meckerte sie sofort wutentbrannt los: «Wir Deutschen sind sauber und ordentlich!» Burgers pöbelte lautstark zurück, weil er zutiefst gekränkt war. Er hatte nämlich einen so ausgeprägten Reinlichkeitssinn, dass er ständig die Toilette desinfizierte. Und nun warfen sich die beiden eine ganze Weile die ordinärsten Schimpfworte gegenseitig an den Kopf. Es war ekelerregend.

Dann lief die alte Frau himbeerrot an, ihr Unterkiefer begann zu zittern, und sie drohte damit, ihren holländischen Untermieter fristlos auf die Strasse zu setzen. Noch schlimmer: Seine «jüdische Dulcinea», nämlich mich, werde sie bei der Gestapo anzeigen, damit die endlich umgebracht würde. Wie sie sich das vorstellte, malte sie genauestens aus. Mordlust und Pornographie vermischten sich dabei miteinander wie beim «Stürmer». Woher sie, die nie in ihrem Leben ein Buch oder eine Zeitung gelesen hatte, dieses Gedankengut nahm, ist mir ein Rätsel. Sie stiess fürchterliche sexual-

perverse Morddrohungen aus, während er sie wild beschimpfte, infantil mit den Füßen aufstampfte, sich die Haare rauhte und plärrend «Mutter» zu ihr sagte.

Ich hatte Todesangst, mein Herz raste wie ein Hammerwerk. Ich wusste ja noch nicht, dass wenige Stunden später und ohne jedes klärende Wort eine Versöhnung zustande kommen würde. Denn Burgers und Frau Blase hassten sich gegenseitig so sehr, wie sie sich liebten.

Das Verhältnis unserer Zimmerwirtin zu mir war nicht weniger ambivalent: Ich war einerseits eine Jüdsche, die man selbstverständlich anzufinden und auszubeuten hatte. Andererseits erkor sie mich zu der Tochter, die sie sich immer gewünscht und nie bekommen hatte.

Wenn sie Geld einnahm, war das für sie immer ein besonderes Fest. Die Blase presste dem Holländer ja eine höhere Miete ab, weil sie meine Anwesenheit in der Wohnung duldete. Dass es dabei um einen lächerlichen Betrag ging – zehn oder fünfzehn Mark im Monat –, war ihr nicht klar. Ich hatte das Gerücht gehört, dass Untergetauchte in Pensionen am Kurfürstendamm für eine Nacht ohne Anmeldung inzwischen etwa hundert Mark zahlen mussten. Frau Blase bekam so etwas längst nicht mehr mit.

Wenn sie also diese paar zusätzlichen Mark von Burgers kassiert hatte, rieb sie sich mit meckerndem Greisenlachen vergnügt die Hände und sagte zu mir: «Hier, meine liebe Tochter, ist Geld. Jetzt holste uns unten bei Altermann in der Kneipe eine Kanne Bier. Haben wir doch der Jüdschen eins ausgewischt, meine liebe Tochter. Und nun haben wir Geld und trinken.»

Neugierig war sie natürlich auch. Zum Beispiel wollte sie wissen, was mein Vater von Beruf war. «Anwalt» kam als Antwort nicht in Frage, das wäre für sie jemand auf einem Wolkenthron ge-

wesen. Aber etwas Besseres sollte es schon sein. Als sie mich danach fragte, stand ich gerade an dem grossen, gemauerten Herd in der Küche, dessen eine Ecke mit vergilbtem Zeitungspapier ausgelegt war. Mein Blick fiel auf die Anzeige eines Malers in Köpenick.

«Wir hatten ein kleines Lacke- und Farben-Geschäft in Köpenick», sagte ich.

«Wie war denn die Adresse?», fragte Frau Blase.

Ich nannte ihr schnell eine Anschrift, die ich von einer anderen Annonce ablas. Dann fing sie an, mich sehr interessiert über Lacke und Farben auszufragen. Davon hatte ich natürlich keine Ahnung.

Ich beeilte mich also, bei der nächsten Gelegenheit ein Farbensgeschäft in Neukölln aufzusuchen und der Verkäuferin viele Fragen nach den – grösstenteils nicht vorhandenen – Waren zu stellen. «Wo ist denn Ihr Bombenschein?», wollte die ältere Frau da wissen. Sie meinte damit eine Bescheinigung, auf der in Amtsdeutsch zum Ausdruck gebracht wurde, dass man ausgebombt war und damit die Genehmigung hatte, soundso viel Rollen Tapete oder Ähnliches zu erwerben.

«Ich habe keinen», gab ich zu.

«Haben Sie noch nicht bemerkt, dass Krieg ist?», fragte sie gereizt.

«Doch, natürlich. Ich wollte nur mal wissen, was es früher so alles gegeben hat.»

«Was soll denn dieser Blödsinn?» Jetzt wurde die Verkäuferin wütend: «So hat mich im Leben noch keiner veräppelt! Das müsste man polizeilich verbieten!»

«Polizei» war ein Wort, das bei mir sofort eine würgende Angst auslöste. Natürlich war das übertrieben, denn die Frau hatte das einfach nur so dahingesagt und hätte bestimmt nicht gleich Alarm geschlagen. Aber für mich war das ein Signal zur Flucht. Ich verabschiedete mich hastig und verliess das Geschäft. Sobald ich um die

nächste Strassenecke gebogen war, rannte ich aus Leibeskräften los. Ich war erstaunt über meine eigene leichtathletische Leistung, denn im Sportunterricht war ich bestenfalls eine mittelmässige Läuferin gewesen.

Und dann klingelte es eines Morgens wirklich an der Tür. Die alte Frau Blase lag noch im Bett, und Burgers war schon zur Arbeit. Ich sagte mir: Wenn ich aus irgendeinem Grunde denunziert bin, ist es egal, wer die Gestapo hereinlässt. Ich bin ja da, sie finden mich sowieso. Also öffnete ich. Tatsächlich standen da zwei Polizeibeamte mit einem Hausdurchsuchungsbefehl vor der Tür, aber sie interessierten sich überhaupt nicht für mich. Es ging um dieses ungarisch-polnische Paar.

Die Polizei war nicht das erste Mal wegen dieser Leute gekommen. Der Mann galt als arbeitsscheu, und das war damals ein Verbrechen, für das man ins KZ kam oder gar zum Tode verurteilt wurde. Die Beamten nahmen ihn, die Frau und das Kind gleich mit. Alle drei kehrten nie wieder in die Wohnung zurück.

Ich muss gestehen, dass ich erleichtert darüber war. Das Paar war mir gegenüber neugierig und misstrauisch gewesen und hatte sich unerträglich in der Küche breitgemacht. Das Kind hatte sehr oft geschrien. Wir hätten es auf Dauer nicht miteinander in dieser Wohnung ausgehalten. Das weitere Schicksal dieser Familie beschäftigte mich damals kaum.

Nach diesem Vorfall erklärte Frau Blase, die Polizei wolle sie nun wirklich nicht in ihrer Wohnung haben. An solche «dreckigen Ausländer» würde sie nie wieder vermieten. Ich könne gern in das leerstehende Zimmer ziehen, sie brauche aber das Geld dafür. Burgers bot ihr an, die Miete noch mal um ein paar Mark zu erhöhen, wenn sie ihm in die Hand versprach, das Zimmer leer stehen zu lassen. Sie schlug sofort ein.

Zum nächsten Eklat zwischen Burgers und Frau Blase kam es, weil die Wohnung völlig verwanzt war. Der Holländer hatte mir schon auf unserem ersten Weg zur Oberbaumbrücke von diesem Problem erzählt. In Berlin waren ganze Armutsviertel von Wanzen befallen. Es gab damals ja noch keine hochwirksamen Schädlingsbekämpfungsmittel. Man hätte die drei Mietshäuser komplett räumen und ausgasen müssen, um das Ungeziefer auszurotten. Denn wenn man nur ein paar von ihnen tötete, wanderten die Überlebenden dieser Schlacht durch Mauerritzen in die Nachbarschaft ab und kehrten bald darauf zurück.

Burgers hatte versucht, mit Desinfektionsmitteln gegen die Wanzen anzugehen, aber die Erfolge waren gering. Die Biester waren nicht kleinzukriegen, sie wurden im Gegenteil immer mehr. Schliesslich zog er einen Latschen aus und schlug sie an der Wand tot.

Frau Blase hatte ihren Sohn, der öfters zu Besuch kam, beauftragt, unser Zimmer zu inspizieren. Kurt Blase war SA-Mann und glaubte an den Endsieg. Er war ein Nazi, wie er im Buche steht. Er entdeckte die Blutflecken an unserer Wand, erstattete seiner Mutter darüber Bericht, und die machte sofort Krawall: Statt sich für die Verwanzung zu entschuldigen und Mietnachlass zu gewähren, wollte sie Geld zur Entschädigung für die Flecken. Wieder nannte sie Burgers ein «ausländisches Dreckschwein». Wieder kam es zu schrecklichen Szenen und furchtbarer Angst bei mir. Aber nach ein paar Stunden stellte sich, ohne dass gross darüber gesprochen wurde, wieder eine besondere Harmonie ein.

Als sich eine solche Szene bei einem anderen Anlass zu wiederholen drohte, ging ich schnell in die Küche und sprach mit der Alten: «Gerrit wollte doch morgen Ihre Fenster putzen. Bei diesem Bombenkrieg gibt es in ganz Berlin keinen Fensterputzer mehr, nur keinen Skandal, Sie schaden sich selbst.» Und zu Burgers sagte ich:

«Um Himmels willen! Der Wohnraum in Berlin wird knapp und knapper. Wir haben hier das grosse Los gezogen. Es lohnt nicht, mit dieser steinalten Frau Krach zu haben. In Wirklichkeit liebt sie dich inniglich.» Dann nahm ich ihn an der Hand, führte ihn in die Küche, und die Sache war erledigt.

Es kam aber auch zwischen Burgers und mir bald zu einem ersten, furchtbaren Streit, und zwar weil ich einen Trivialroman las, den mir Trude geliehen hatte. Das Buch lag geöffnet auf dem Schreibtisch in Burgers Zimmer. Er hatte Feierabend, und wir sassen zusammen auf dem Sofa. Doch die Unterhaltung mit ihm langweilte mich furchtbar, und so stand ich immer wieder auf und ging ein paar Schritte in Richtung Schreibtisch, um meinen sehr spannenden, wenn auch minderwertigen Roman weiterzulesen.

«Du sollst nicht lesen, wenn ich zu Hause bin», murzte er, zunächst noch ruhig, dann schimpfend, schliesslich halb plärrend, «du sollst nur für mich da sein.» Daran hielt ich mich aber nur für ein paar Minuten. Danach las ich vom Sofa aus, aus ziemlich grosser Entfernung, weiter. Als er das bemerkte, war er so gekränkt, dass er einen Stiefel auszog und mir diesen heftig um die Ohren schlug.

Ich hatte danach längere Zeit ein sogenanntes Veilchen, ein tief dunkelblaues Auge. Anfangs war mir das sehr peinlich. Dann aber merkte ich, dass ich erst jetzt genau in das Milieu hineinpasste, in das ich geraten war: Mein blaues Auge fiel nicht auf, sondern machte mich unauffällig. Es gehörte sozusagen dazu.

Ich war entsetzt, gedemütigt, angewidert und voller Wut auf die unsichtbaren Feinde, die, juristisch ausgedrückt, die entfernteren Schuldigen an dieser Situation waren. Und ich sagte mir: Ich bin nicht erstwer, wie meine Tante Sylvia es ausgedrückt hatte. Ich bin eine Dame, eine Abiturientin und höhere Tochter. Ich stamme aus

dem Bürgertum, wenn auch aus dem Bildungsbürgertum ohne Geld.

Ich verordnete mir selbst ein Pensum, das ich täglich zu erfüllen hatte, und nannte es Arbeit. So erlegte ich mir auf, mir eine würdige, bildungsbürgerliche Umgangssprache zu erhalten. Ich beschloss, mein inneres Tagebuch in einer bestimmten Zeitspanne in literarischem Deutsch zu schreiben und in einer anderen Zeitspanne im gemeinsten Hurenjargon zu berlinern. Ich nahm mir vor, zeitweise in Hexametern zu denken und älteres Deutsch zu gebrauchen, doch Letzteres musste ich aufgeben: Die Sprache des 18. und 19. Jahrhunderts konnte ich nicht korrekt anwenden, weil für mich kein einziges Buch aus dieser Zeit greifbar war. Und das ärgerte mich sehr.

2

Als ich noch zur Untermiete bei den Jacobsohns in der Schmidstrasse gewohnt hatte, hatten sich Angst und Sorge oft schon beim Erwachen wie eine Zentnerlast auf meine Brust gewälzt. Es war die Phase der Deportationen aus Berlin, und ich erlebte um mich herum nichts als Unglück. Jetzt aber, in meiner Zeit am Oberbaum, wachte ich morgens fast immer nach einem erholsamen, tiefen Schlaf gutgelaunt auf.

Burgers ging sehr früh zur Arbeit. Ich stand mit ihm auf, legte mich danach aber oft noch mal eine Stunde ins Bett. Wenn draussen schönes Wetter war, riss ich später die Fenster unseres Zimmers auf und machte Gymnastik. Dabei war ich völlig unbekleidet. Ich bemerkte anfangs nicht, dass unser Fenster genau gegenüber dem Wachhäuschen des Hochbahnhofs Stralauer Tor lag und dass mich der Stationsvorsteher von dort aus sehen konnte. Einmal grüsste dieser ältere Herr, der aussah wie ein Bahnbeamter aus dem Bilderbuch, schmunzelnd mit seiner Signalkelle zu mir herüber. Ich salutierte fröhlich zurück, zog von da an aber doch lieber eine Gardine zu.

Im späten Frühjahr kam Trude Neuke einmal vormittags überraschend zu Besuch. Sie brachte mir ein winziges Primelsträusschen mit. Im Geschäft hatte sie sogar durchgesetzt, dass es eingewickelt wurde, obwohl Papier wahnsinnig knapp war. Trude legte immer grössten Wert auf Konvention und tadelloses Benehmen. Sie wickelte das Sträusschen aus und überreichte es mir ohne übertriebenes Brimborium, aber mit ausgesuchter Eleganz. Ich freute mich sehr, bat sie herein, und wir setzten uns auf das Plüschsofa in Burgers' Zimmer. Die Blumen stellte ich in einem Glas auf den Tisch.

Nach einem kleinen Vorgeplänkel fragte Trude mich vorsichtig,

ob die Beziehung zu Burgers erträglich sei. Ich konnte ihr eigentlich eine positive Antwort geben: Wir hatten begonnen, uns aneinander zu gewöhnen. Mein Einfluss auf ihn wurde stärker, und Frau Blase und Burgers betonten oft, dass sie sich so gut versorgt fühlten wie noch nie zuvor.

Es machte mir keine grosse Mühe, mich auf den Holländer und seine Marotten einzustellen. Abends, kurz bevor Burgers nach Hause kam, goss ich zum Beispiel oft noch einmal Wasser aus und verteilte es auf dem Fussboden. Das dauerte etwa zwei Minuten, aber es entzückte ihn sehr. Seine Landsleute und insbesondere seine Mutter seien ja sehr, sehr sauber, betonte er, aber so eine Hausfrau, die abends nochmals wische, habe er noch nicht erlebt. Er war ganz aus dem Häuschen vor Freude.

Die Primeln, die mir Trude mitgebracht hatte, hielten sich noch sehr lange. Oft sass ich einfach davor und sah sie mir an. Ohne es zu wissen, hatte Trude mir damit einen grossen Wunsch erfüllt: Ich sehnte mich danach, trotz aller Widrigkeiten zeitweise ein sogenanntes normales Leben zu führen.

Im ersten halben Jahr am Oberbaum kam es aber noch zu einigen furchtbaren Szenen zwischen Burgers und mir. Er reagierte zum Beispiel mit einem Wutanfall, als er mitbekam, dass Frau Blase mir Essen abpresste. Jede Woche traf ich mich mit Frau Koch, die mir immer eine grosse schwarze Markttasche voller Lebensmittel mitgab. Als Frau Blase das sah, wollte sie auch so etwas haben. Sie gab mir extra eine zweite Tasche mit. Mir war das sehr unangenehm, vor allem als ich bemerkte, dass Frau Koch meine Ration jetzt nicht einfach aufteilte, sondern noch mehr von ihrem eigenen kargen Vorrat abzweigete, damit beide Taschen halbwegs gefüllt aussahen.

Einmal kam ich von einem solchen Treffen sehr spät zurück. Burgers war schon zu Hause, sah die beiden Taschen und bekam mit, wie ich eine davon der Blase übergab. Da er schon Hausschuhe

trug, brauchte er seinen Stiefel nicht erst auszuziehen, um mir ein Veilchen zu schlagen.

Der nächste Streit entbrannte zwischen uns, weil er grossen Wert darauf legte, dass ich bei allem mithielt. Das war an sich ja sehr nett von ihm, aber leider bestand er fanatisch darauf. Sein Leibgericht war Kriegsbrot, das er mit Kaffee-Ersatz befeuchtete und dick mit Zucker bestreute. Als er von mir verlangte, dasselbe zu essen, lehnte ich angewidert ab. Daraufhin kam es wieder zu einer Prügel-szene.

Es gelang mir dann aber, ihm klarzumachen, dass die Geschmäcker verschieden sind und dass er es nicht persönlich nehmen sollte, wenn ich sein Zuckerbrot nicht mochte. Dass er wie ein Schlot rauchte und von mir verlangte, auch dabei mitzuhalten, war wiederum gar keine Strafe für mich. Denn ich war selbst eine starke Raucherin.

So wurde unsere Beziehung allmählich einfacher. Ich konnte seine Tobsuchtsanfälle fast immer rechtzeitig abwenden. Im Gegensatz zu Frau Blase drohte er mir auch niemals damit, mich anzuzeigen oder auf die Strasse zu setzen.

Ich sagte mir oft, dass der Handel, den wir miteinander abgeschlossen hatten, eigentlich ganz in Ordnung war. Burgers hatte grosse Vorteile von mir, aber ich auch von ihm. Wenn wir die Befreiung erleben würden, wären wir quitt miteinander, und ich würde diese Beziehung sofort beenden. Im Flüchten, im Wegrennen, im Springen vom Kirchturm hatte ich schliesslich Übung.

Irgendwann schlich sich dann aber immer bewusster eine andere Frage bei mir ein: Wie würde ich eigentlich jemals von meinen Dankespflichten gegenüber Hannchen Koch loskommen?

Die Lebensmittel, die mir Luise Blase abpresste, verspeiste ich am Ende oft doch selber. Denn die alte Frau ass eigentlich nur noch wie ein Piepvogel. Immer häufiger bot sie mir Kostproben ihrer

Mahlzeiten an. Und so bürgerte es sich ein, dass ich ihr beim Mittagessen Gesellschaft leistete und auf diese Weise einen warmen Imbiss bekam. Oft sassen wir stundenlang zusammen.

Luise Blase hatte noch immer eine gute Körperhaltung und Figur. Ihr schütteres, schlohweisses Haar war von einzelnen hellblonden Strähnen durchzogen. Sie trug es in langen Zöpfen, die zu einem ansehnlichen Nest aufgesteckt waren. Wo ihr Haar die Kopfhaut durchschimmern liess, war diese aschgrau bis schwarz. Aber ihr Teint war rosig und ihre Hände wirkten gepflegt.

Stets sass sie an einem winzigen Klapp Tischchen, das sie wegen ihres Augenleidens immer dorthin schob, wo die Sonne sie nicht blendete. Dieses federleichte Winzigmöbel gehörte untrennbar zu ihr wie ein Requisit. Sie sprach Berliner Dialekt, die Grossstadtsprache, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg üblich gewesen war, und das hörte ich sehr gern. Fast blind und sehr hinfällig, arbeitete sie in den Gesprächen mit mir ihr ganzes Leben auf.

Im Jahre 1865 war sie als uneheliche Tochter einer Dienstmagd zur Welt gekommen. Luise Schieke – so ihr Mädchenname – wuchs zunächst bei den Grosseltern auf, die aber bald starben. Dann wurde sie unter verschiedenen Verwandten herumgereicht, denen sie vor allem lästig war. Ihrer Mutter gelang währenddessen ein gewisser sozialer Aufstieg: Sie heiratete einen Mann aus dem kleinbürgerlichen Milieu.

«Sie war ja nun wat Besseres», sagte Frau Blase, «hatte 'ne anständige Wohnung, brauchte nicht mehr arbeiten gehen.» Und so nahm ihre Mutter das Mädchen schliesslich zu sich. Als Luise zehn Jahre alt war, kam ihre Halbschwester Klara zur Welt. Noch einmal zehn Jahre später folgte als Nachkömmling die kleine Anna.

Luise war, genauso wie einst ihre Mutter, als Dienstmädchen

schon aus dem Haus, als das kleine Mädchen zur Welt kam. Aber für dieses Kind entwickelte sie sehr zärtliche, fast mütterliche Gefühle. Alle paar Wochen, wenn sie bei ihren Herrschaften Ausgang hatte, fuhr sie zur Familie ihrer Mutter. Dort schlug ihr aber nur Kälte entgegen. Besonders hasserfüllt behandelte sie ihre Halbschwester Klara.

Einmal hatte sie von ihrem winzigen Salär ein Tütchen Bonbons für Anna gekauft. Im Moment der Übergabe schlug Klara den beiden die Tüte mit voller Wucht aus den Händen. Sie trampelte auf den Süßigkeiten herum und sagte zu ihrer kleinen Schwester: «Du weißt doch, dass du von der gottverfluchten Scheissluise nichts annehmen darfst!» Und so wurden Luise und Klara für den Rest ihres Lebens zu Todfeindinnen.

Viele Jahre hatte Luise Blase als Stubenmädchen bei einem jüdischen Ehepaar gedient, das in einer hochherrschaftlichen Wohnung am Kottbusser Ufer wohnte. Der Familienvater drang darauf, dass seine beiden Söhne abgehärtet und knappgehalten würden, um sie zu tüchtigen Geschäftsmännern zu erziehen. Seine Frau, die Hausherrin, schilderte Frau Blase als den Inbegriff der fetten, reichen, parvenühaften Judenfrau. Sie setzte sich auf ihrem Stuhl etwas breiter hin und imitierte deren krähende Stimme. «So sass diese Frau zur Mast», erklärte sie. Sie wusste noch genau, worüber man sich damals in aller Ausführlichkeit unterhielt, wenn Besuch ins Haus kam: etwa über die Frage, wo man Ersatz besorgen konnte, falls ein Deckel oder eine Tasse von dem guten Porzellan kaputtgingen.

Die Mastsitzerin hatte eine Schwester, die keinerlei Ähnlichkeit mit ihr hatte. Sie war rank und schlank, blond und blauäugig: ein Quirl, der immer im Haushalt tätig war, sehr nett mit den Dienstboten und stets zu körperlicher Bewegung und zum Lachen aufgelegt.

Diese Schwester war ebenfalls reich und gab grosse Gesellschaften. Zu solchen Anlässen wurde Luise manchmal an sie ausgeborgt.

Frau Blase schwärmte noch immer für diese Frau. Sie war der einzige Mensch, der jemals nett zu ihr gewesen war. Wenn sie bei ihr vor der Tür stand, weil sie als Aushilfe dorthin geschickt worden war, breitete sie strahlend ihre Arme aus und rief: «Da ist ja unser Luiselein!»

Die Diners dort beschrieb mir Frau Blase bis zur letzten Suppengrünfaser. Es waren, wie ich unschwer erkannte, koschere Menüs. Die Speisefolge begann mit einer Bouillon, dann kam Forelle blau, und dann folgten sehr viele weitere Gänge mit köstlichen Spezialitäten. Es wurden grosse Mengen eingekauft, damit das Personal in der Küche dasselbe essen konnte wie die geladenen Herrschaften. Aber die Diensthöten wollten das nicht. «Nee, Forelle, det kennt man nich’, und lauter verschiedenes Zeug und alles immer nur so ‘n bisschen. Die Köchin hat drum gebeten, dass wir uns was anderes kochen dürfen, und zwar einen Riesentopf Kartoffelsuppe», erzählte Frau Blase. Dazu gab es ausgebratene Speckgrieben in ungläublicher Menge. So sassen sie gemütlich in der Küche beieinander und assen diese fettstarrende dicke Suppe. Hinterher wurde ihnen prompt schlecht. Und da sich die Köchin und eine andere Hilfskraft gleichzeitig übergeben mussten, stiessen ihre Köpfe über dem Küchenausguss schmerzhaft zusammen. Darüber lachte die alte Blase noch in Erinnerung Tränen. Es war eins der lustigsten Erlebnisse ihres Lebens.

Nachdem Luise Schieke lange als Stubenmädchen gedient hatte, musste sie sich eingestehen, dass sie, wie man volkstümlich sagte, sitzengeblieben war. Bei den Portiersleuten im Haus, der Klatschzentrale für alle Diensthöten, hörte sie von einem Witwer mit zwei halbwüchsigen Jungen, der dringend nach einer Frau suchte. Die alte Frau Blase ahnte nun karikierend nach, was für grossartige Eigenschaften dieser Heiratsanwärter angeblich haben sollte: ein

vornehmer Herr, finanziell gutgestellt, fabelhaft angezogen und so weiter. Im Rückblick kommentierte sie all diese Eigenschaften immer nur mit einem trockenen «na». Das sagte schon alles.

Das Fräulein Luise verabredete sich also mit diesem feinen Herrn in der Hasenheide. Bald darauf heiratete sie und zog zu ihm in die Wohnung, in der sie inzwischen seit über dreissig Jahren lebte: Am Oberbaum 2.

Karl Blase arbeitet als Schreiber in einer Behörde. Er war ein kurzsichtiger Mann mit einem Kneifer, viel älter als sie, ein Nörgler, Pedant und Widerling, der seine Frau auf fürchterliche Weise unterdrückte. Frau Blase wusste nie, warum und wann er zuschlug. Er legte den grössten Wert auf saubere, korrekt gebügelte Hemden. Das konnte sie ihm nun wirklich bieten. Wenn sie ihm einen frisch-gebügelten Wäschestapel überreichte, setzte er trotzdem seinen Kneifer ab, um genau zu kontrollieren, ob nicht noch irgendwo ein Fältchen oder Fleckchen zu sehen war. Einmal packte Frau Blase die Wut. Sie holte eine Lupe aus der Tischlade seines Schreibtisches und überreichte sie ihm, damit er seine Oberhemden noch besser absuchen konnte. Darauf verprügelte er sie derart, dass sie mehrere Tage nicht mehr sitzen konnte.

Seine beiden Söhne waren etwa zwölf und vierzehn Jahre alt, als Luise Blase zu ihrer Stiefmutter wurde. Der jüngere war ein Rüpel, der ihr ständig Ärger machte. Der ältere entwickelte sich schon als Pubertierender zum Verbrecher. Frau Blase lebte in ständiger Angst vor diesem herzlosen Jüngling, der den seltsamen Namen Fridot trug. Es muss Scheusslichkeiten gegeben haben, über die sie sich in der Regel ausschwig. In manchen Situationen, etwa nach einer grossen Versöhnung mit Burgers, war sie sehr weich und intim gestimmt und erzählte doch etwas darüber. «Fridot ist mit einem Messer auf seinen Vater losgegangen», sagte sie einmal mit sehr veränderter Stimme.

Das Geld war immer sehr knapp. Wohin die Einkünfte ihres Ehemannes flossen, erfuhr Frau Blase eines Tages ganz zufällig. Sie stand in der Nähe des Noliendorfplatzes an einer Strassenbahnhaltestelle und sah ihn plötzlich auf der anderen Strassenseite: Mit hochrotem Kopf wankte er aus einem Wettbüro heraus.

Ihre beiden Stiefsöhne gingen früh aus dem Haus. Die Kinder, die Luise Blase dann selbst zur Welt brachte, haben ihre Halbbrüder kaum kennengelernt. Der ältere war ihr Sohn Gerhard. Er war schon gefallen, als ich bei Frau Blase einzog. Kurt, den jüngeren, kannte ich ja, weil er seine Mutter regelmässig besuchte. Sie hatte ihn sehr spät bekommen. Als sie die Kindsbewegungen bemerkte, war sie schon um die fünfzig und dachte, sie wäre längst im Klimakterium. Ob sie anfangs erfreut oder entsetzt über diese Schwangerschaft war, erzählte sie nicht.

Ihre Rolle in dieser Familie blieb auch mit zwei eigenen Söhnen trostlos. Der Mann bezahlte zwar Miete und Gas, aber er gab ihr nur Pfennige für den Haushalt. Sie nahm Aufwartestellen an, um ihre Familie ernähren zu können. Unter anderem arbeitete sie jahrelang in einem sehr guten Papiergeschäft und einer feinen Parfümerie im Westen von Berlin.

Von dort stammten auch die Schätze, die sie in dem riesigen Zauberschrank in der Diele zwischen Küche und Schlafzimmer gehortet hatte. Die eine Hälfte war von oben bis unten mit den herrlichsten Papierwaren, mit Heften aller Art und Kartons voller Briefpapier gefüllt. Die andere Hälfte enthielt feinste französische Seifen, Haarwässer und wundervolle Haarwaschmittel. Wie diese Dinge in ihren Besitz gekommen waren, erzählte sie mir freimütig: Sie hatte immer als fleissige, fixe und gründliche Reinigungsfrau gegolten und auch als absolut verlässlich und redlich. Letzteres stimmte aber leider nicht. Über viele Jahre hinweg hatte sie bei fast

jedem Dienst im Papierwarengeschäft und in der Parfümerie ein besonders teures Stück mitgehen lassen.

In Gestalt dieser alten Frau lernte ich eine Person kennen, die, selbst ausgespien von der bürgerlichen Gesellschaft, sich dadurch rächte, dass sie ihr Leben lang gegen Gesetze versties, wo sie nur konnte. In der Weimarer Zeit hatte sie sogar einmal Waffen für eine Gruppe von Fememördern* bei sich versteckt. «Die Herren von der Feme waren so nett, die gaben so viel Trinkgeld, wie ich das in meinem ganzen Leben sonst nicht gekriegt habe», erzählte sie immer wieder.

Ihr Ehemann starb Mitte der zwanziger Jahre in der Badeanstalt, die er regelmässig aufsuchte, um ein sogenanntes spanisches Bad, eine Art Schwitzbad, zu nehmen. Als Frau Blase durch einen Boten benachrichtigt wurde, dass man ihren Gatten tot in einer Badekabine aufgefunden habe, war er bereits im Leichenschauhaus.

Zunächst war sie starr vor Entsetzen. Einige Stunden später stellte sich die Trauer darüber ein, dass sie jetzt Witwe war. Sie vergoss Ströme von Tränen bis zum Morgengrauen. Dann schief sie schliesslich doch ein – und wachte mit ganz anderen Gefühlen wieder auf: «Also mir ist eingefallen: Ach Gott, der ist tot. Und nun hätte ich können wieder weinen. Aber so was von Wechsel hast du noch nie erlebt. Ich denke, so was gibt's überhaupt nicht. Auf einmal fällt mir ein: Das Aas kann mich nicht mehr prügeln. Ich bin frei.» Jubel brach aus ihr heraus, als sie begriff: Sie würde zwar weniger Einkünfte haben als vorher, denn sie konnte nur mit einer winzigen Witwenrente rechnen. Aber es war niemand mehr da, der

* In den 1920er Jahren wurden zahlreiche politische Morde durch deutschnationale Untergrundgruppen begangen. Die Opfer waren meist sogenannte Veräter aus den eigenen Reihen. Die Bezeichnung Feme leitet sich von einem mittelniederdeutschen Begriff für Bestrafung ab.

das Geld ins Wettbüro trug. Sie würde nun endlich so leben können, wie sie es wollte. Und so zog sie von diesem Tag an ihre Söhne alleine gross.

Manchmal hatte Luise Blase verweinte Augen. Dann wusste ich: Sie trauerte um ihren geliebten Sohn Gerhard. Oft erzählte sie von ihm. Erst nach langem Hin und Her aber zeigte sie mir ein besonderes Heiligtum: sein Gesellenstück aus der Ausbildung als Stuckateur und Vergolder. Es war ein kleines Holzkästchen, das dick mit Stuck überzogen und mit höchst komplizierten Rosen geschmückt war. Bis in die letzte Ritze war alles mit Blattgold bedeckt.

Denkbar ausführlich erzählte sie auch von Gerhards Geburtstagsfeiern. Genau erfuhr ich, was für Kuchen gebacken wurden, wie viel Bier Frau Blase herangeschleppt hatte und welchen Riesentopf mit Bockwürsten sie als Höhepunkt der Feier auf den Tisch brachte. Diesen Topf kramte sie tastend und tapernd hervor, um ihn mir zu zeigen. Die Riesenschüssel Kartoffelsalat, die es dazu gab, schilderte sie genau bis zu den einzelnen Gurkenwürfelchen.

Von Kurt wurde so etwas nie erzählt. Bei seinem piffigen älteren Bruder und dessen Kreis hatte er immer als doof gegolten. Er hatte die Volksschule mit vierzehn Jahren verlassen, damals klein, blass und noch sehr kindlich. Die Mutter war mit dem Jungen zu Osmar gegangen. Das Fabrikhochhaus lag ja direkt bei der Oberbaumbrücke. Und es hatte geklappt: Kurt wurde als Labordiener bei einem jüdischen Physiker angestellt.

Dieser Mann nahm sich des vaterlosen, nicht sehr intelligenten, aber artigen und netten Jungen an. Er strich ihm oft über das Haar und richtete zu Ostern, Weihnachten und zum Geburtstag einen Gabentisch für ihn her. Noch in der Erinnerung schilderte Frau Blase diesen Physiker wie einen Engel. Sie war dann so gerührt, dass ihre Stimme zu kieksen begann.

«Was ist aus dem Mann denn geworden?», fragte ich, absichtlich naiv, «ist der noch bei Osram?»

«Nein, dieser reiche Jude hat Deutschland nicht ein bisschen liebgehabt, obwohl er hier so hoch aufgestiegen und reich geworden ist. Der feige Jude ist nach Amerika getürmt», antwortet sie. Natürlich sagte ich kein Wort dazu.

Ich hasste diese widerliche, braune, zotige, kriminelle Erpresserin. Und ich liebte sie als eine Mutterfigur. So ist eben das Leben, so kompliziert.

Kurt Blase war inzwischen achtundzwanzig Jahre alt. Er war hellblond, trug seine Haare nach hinten gekämmt und mit Pomade oder Zuckerwasser festgeklebt, wie es in der Nazizeit typisch war. Immer war er adrett angezogen. Auch als erwachsener Mann und Familienvater hatte er noch ein ausgeprägt kindliches Gesicht, das völlig leer wirkte. «Wenn man dieses Gesicht mit einem Bahnhof vergleicht», sagte ich zu Burgers, «muss man ein Schild dranhängen: kein Zugverkehr.»

Seine Ehefrau Trudchen hatte Kurt in einem Gemüsegeschäft kennengelernt. Das junge Mädchen, eine ganz magere Person mit krausem Haar, wog dort Kartoffeln aus. Bevor er drankam, sagte eine Kundin zu Trudchen: «Na, Sie haben ja 'ne mächtige Dauerwelle, da hat der Friseur sich ja angestrengt.» Worauf Trudchen sagte: «Ick brauche keene Dauerwelle, det ist reinste Natur. Ick jehe nie zum Friseur, det Jeld spar ick.»

Kurt, der nie Freunde gehabt und es nie gewagt hatte, ein Mädchen anzusprechen, dachte daraufhin: Eine Frau, die keinen Friseur braucht, ist die Richtige. Er verabredete sich mit ihr, ging mit ihr ins Kino, ging noch mal mit ihr ins Kino und heiratete sie. Nach kurzer Zeit hatten sie schon drei Kinder.

Ab und zu kam die ganze Familie zu Besuch. Die Kinder waren schon aus den Windeln, aber noch nicht im Schulalter. Sie waren blass, unterernährt, zurückgeblieben, wirkten absolut unerzogen

und tobten sehr laut in der Küche herum. Frau Blase tat mir leid. Sie wollte ihre Enkelkinder natürlich liebhaben, aber das war unmöglich.

Auch Trudchen ertrug ihre Kinder nicht. Meistens sass sie auf dem Kohlenkasten und rauchte. Sie tat wohl auch zu Hause nicht viel anderes. Beim ersten Mal nahmen wir an dieser Kaffee-Ersatz-Gesellschaft in der Küche noch teil. Das älteste Kind hämmerte währenddessen ständig auf dem Schoss der Mutter herum und brüllte: «wolln jehn, wolln jehn, wolln jehn». Die alte Blase war gekränkt und traurig und äffte das Kind schliesslich nach: «wolln jehn, wolln jehn».

Plötzlich brach Trudchen in ein wahres Idiotengelächter aus. Ihre Schwiegermutter taperte zu der Kohlenkiste hinüber, ging in die Hocke, näherte ihr Gesicht dem der Schwiegertochter, so dass ihre Nasen sich berührten, riss ihr eigenes zahnloses Maul auf und imitierte hämisch dieses Lachen. Verzweifelt sass der wehrlose Kurt daneben. So hatte ich mir einen SA-Mann nicht vorgestellt.

Burgers und ich flohen in unser Zimmer. Eine Minute später wurde an die Tür geklopft, es war Kurt: «Darf ich ein bisschen zu euch kommen? Ich halte es nicht mehr aus.» Wir unterhielten uns dann eine Weile ganz harmonisch über Alltägliches, bis die Familie aufbrach. Und so begannen wir, uns allmählich miteinander anzufreunden.

3

Bei meinem Abschied aus Zeuthen hatte mir Frau Fiochi gesagt, ich könne gern einmal zu ihrer jüngsten Schwester Miranda in Kreuzberg zum Strümpfestopfen gehen. Dort hätte ich es warm, bekäme etwas zu essen und ausserdem fünfzig Pfennig pro Stunde – das sei alles so abgesprochen. Übrigens sei Mirandas Mann, ein Camillo von Weissenfeld; beim Propagandaministerium angestellt. Ich war entsetzt, aber sie beruhigte mich gleich: Er würde nie im Leben jemanden denunzieren, er sei der anständigste Mensch der ganzen Familie.

So begab ich mich eines Tages vom Oberbaum zu dieser Adresse am Kottbusser Damm. Dass Miranda von Weissenfeld eine artistisch-tänzerische Vergangenheit hatte, sah man ihr nicht mehr an. Sie war sehr dick geworden und sprach ein furchtbar falsches Deutsch. Sechs Stunden lang stopfte ich einen Riesenberg Strümpfe, bis der Herr des Hauses nach Hause kam. Camillo von Weissenfeld wusste sehr genau, wer ich war, und das machte uns beide derartig verlegen, dass wir unbeholfen miteinander über das Wetter herumstammelten.

Miranda beauftragte uns dann, die Strümpfe ins Schlafzimmer zu räumen. Dort lag unübersehbar auf ihrem Nachttisch eine Broschüre mit dem Titel: *Wie spreche ich richtiges Deutsch?* «Sehen Sie, so etwas haben Sie nicht nötig, und Sie sind in so schwieriger Lage», sagte Camillo von Weissenfeld zu mir und lief schon wieder rot an. Zwischen mir und diesem schlanken Mann herrschte ein ganz spontanes Verstehen, ein direktes Einverständnis durch Blickkontakt. Mit seinen hübschen weissen Zähnen, dem schmalen Gesicht und der riesigen Hornbrille wirkte er überhaupt nicht wie der blutrünstige Feind, dem ich doch so gerne einmal ins Gesicht gesehen hätte.

Von diesem Besuch kam ich abends sehr spät nach Hause. Burgers war schon vor mir da und erklärte, es lohne sich nicht, dass ich für diese lächerlichen drei Mark arbeiten ginge. Ich hätte das jedoch gern weitergemacht, um dieses Milieu und diesen Mitarbeiter des Goebbels-Ministeriums noch näher kennenzulernen.

Tagsüber, wenn Burgers auf Arbeit war, hatte ich dennoch immer eine Menge vor. Ich kümmerte mich inzwischen um den gesamten Haushalt. Allein das Einholen nahm sehr viel Zeit in Anspruch. Ich nahm ausserdem meine stundenlangen Wanderungen durch die Stadt wieder auf. Die Gegend zwischen der Oberbaumbrücke und dem Görlitzer Bahnhof, der Stralauer Allee und dem Treptower Park wurde schnell zu meinem neuen Revier.

Mein Bedürfnis nach geistiger Betätigung war gross. Ich wollte endlich wieder etwas Vernünftiges lesen. Deshalb bat ich Hannchen Koch, mir Bücher zu besorgen, am besten aus der Bibliothek von



Die Oberbaumbrücke auf einer historischen Postkarte: Ganz rechts im Bild der Häuserblock Am Oberbaum 1 bis 3. Im mittleren Haus Nr. 2 wohnte Marie Jalowicz von 1943 bis 1945 bei Luise Blase.

Karl Jalowicz. Ich hatte zu dem Bruder meines Vaters schon lange keinen Kontakt mehr. Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Aber ich wusste, dass er nach wie vor in Pankow wohnte und durch die Ehe mit seiner nichtjüdischen Frau Frieda von der Deportation verschont geblieben war.

Bei Karl im Bücherregal, da war ich sicher, stand kein Schund. Und da Hannchen Koch ausgesprochen erpicht auf den Kontakt zu einem jüdischen Bildungsbürger, noch dazu einem Bruder meines Vaters, war, stimmte sie meiner Bitte freudig zu.

Nachdem sie mir das dritte oder vierte dicke Buch in diese Kneipe in Köpenick gebracht hatte, erlitt sie aber eine Art Zusammenbruch. Sie weinte so furchtbar, dass alle Leute zu uns herüberguckten: Sie sei ja bereit, für mich jedes Opfer zu bringen, schluchzte sie, und hielt mir dabei anklagend das zum Schwarzmarktpreis gekaufte Brot entgegen. Das Schlimmste sei auch nicht das Schleppen der dicken Bücher. Das Schlimmste sei, dass Karl nicht wissen dürfe, für wen diese Bücher waren. Sie hatte also vorgegeben, sie selbst habe ihre Leidenschaft für ernsthafte Literatur entdeckt. Und nun musste sie mit Karl über den Inhalt jedes Bandes, den sie ihm zurückbrachte, diskutieren. Es war einfach zu viel verlangt, dass sie, die mit ihren vielen Aufgaben ohnehin schon überlastet war, nun auch noch nachts dicke und für sie völlig ungewohnte Bücher durchlesen sollte.

Mir war das unsagbar peinlich. Ich beeilte mich zu sagen, sie möge sofort damit aufhören. Das wehrte sie natürlich ab. So bereitete ich zu jedem Buch, das sie zurückbrachte, einen kurzen Text vor: Ich schrieb einige wenige Zeilen, die eine Gesamtbewertung enthielten und inhaltlich so gestaltet waren, dass sich jede weitere Diskussion erübrigte. Diesen Zettel sollte sie während der Bahnfahrt auswendig lernen, wenn sie das Buch nach Pankow zurückbrachte. Und das tat sie auch sehr zuverlässig.

Nach dem Krieg erzählte mir Karl, er habe sich immer sehr über diese Grüsse von mir gefreut. «Ich habe deine Formulierungen sofort erkannt», sagte er, «mir war klar, dass diese Bewertungen nur von dir stammen konnten.» Nach einigen Wochen hörte dieser Austausch aber auf, weil die Fahrerei nach Pankow für Frau Koch dann doch zu viel war.

Trude hatte eine andere Idee. Sie war eifrige Nutzerin von Leihbüchereien, meldete mich einfach bei einer Filiale an und hinterlegte das Pfandgeld für mich. Dort gab es aber im Grunde nur Trivialromane. Besser als nichts, dachte ich und nahm mir vor, eine grössere Arbeit über diese Literaturgattung zu verfassen. Ich entdeckte nämlich bald, dass es auch in diesen billigen Romanen immer mal wieder Passagen gab, die sehr gute Beschreibungen enthielten. Wahrscheinlich schilderten die Autoren darin ihre eigenen Lebenserfahrungen.

Eines Tages fiel mir in der Leihbücherei ein zerfledderter Band von Theodor Fontane in die Hände. Der Buchrücken war abgerissen, und die letzten Seiten fehlten, aber ich wollte das Buch trotzdem unbedingt haben. «Das liegt hier nur aus Versehen, das ist gar nicht katalogisiert», sagte die Bibliothekarin: «Sie können es nicht ausleihen.»

«Egal, ich möchte trotzdem Fontane lesen!», protestierte ich.

«Sie kennen den Namen Fontane?», fragte die Frau und wurde misstrauisch. Mich packte Todesangst: Was, wenn sie die Gestapo anrief, weil ich ihr verdächtig vorkam?

«Ich habe den Namen mal in der Schule gehört. Ist das so was Besonderes?», fragte ich zurück und versuchte, dabei so ruhig wie möglich zu bleiben. Dann gab ich mein letztes Buch ab, liess mir das Pfandgeld geben und betrat die Leihbücherei nie wieder.

Damit versiegte auch diese Bücherquelle. Dabei hatte ich schon angefangen, mir Notizen zu dieser Arbeit über Trivialliteratur zu machen. Ich schrieb sie in ein schönes dickes Wachstuchheft aus

edelstem Vorkriegspapier, das Frau Blase für mich aus ihrem Zauberschrank geholt hatte. Unter der jeweiligen Überschrift, dem Namen des Autors, Buchtitel und Erscheinungsjahr vermerkte ich gelegentlich auch ein winziges, durchgestrichenes *E*. Das hiess: Jetzt kommt etwas Eigenes! Dort notierte ich Aussprüche von Frau Blase, Gespräche mit Jule und Trude Neuke und Alltagsbeobachtungen, die ich mir unbedingt merken wollte. Es war das einzige Mal, dass ich es wagte, meine Erfahrungen und Gedanken zu Papier zu bringen.

Nach und nach lernte ich alle Hausbewohner am Oberbaum kennen. Direkt unter uns wohnten die Portiersleute Auguste und Alexander Grass. Die Frau war etliche Jahre älter als er und sah mit ihrem hochgekämmten Haar und dem Dutt mitten auf dem Kopf aus wie eine Zillefigur. Der Mann war, wie mir Frau Blase zuflüsterte, mehrmals vorbestraft. Von daher hegten beide einen Hass gegen jede Obrigkeit und übten grosse Solidarität mit mir, dem untergetauchten Fräulein. Sie waren gütige Menschen, allerdings keine Idealgestalten und in der Nachbarschaft eher unbeliebt.

Auch die sehr alte und bettlägerige Mutter von Alexander Grass lebte bei ihnen. Man bekam sie nie zu Gesicht, aber aus der Wohnung drang ein unangenehm stechender Geruch, und oft gab es Geschrei. Frau Grass beschimpfte ihre Schwiegermutter mit ordinärsten Worten, die Nachbarn wiederum hielten Frau Grass für eine Furie, die eine alte, kranke Frau verkommen liess. Genauso ordinär, mit grossartigen, bildkräftigen, berlinischen Ausdrücken, wetterte Frau Grass auch gegen die Nazis.

Das Ehepaar duzte sich selbstverständlich mit jedermann im Haus, auch mit Burgers. Nur ich wurde immer respektvoll gesiezt. Ich war das Fräulein ohne Namen.

Im ersten Stock wohnte das Ehepaar Knizek. Die beiden waren ganz entzückt, als ich sagte: «Sie heissen sicherlich Knizek und

dieses Hacek* ist hier in Deutschland weggefallen?» Die beiden kleinen, dicken Leute waren tschechische Patrioten, die seit vielen Jahren in Berlin lebten und einen Gemüsehandel in der Markthalle betrieben.

Ihr Untermieter, Herr Kittel, passte gar nicht in dieses Milieu: Er war ein alter Herr, sehr einsam, sehr gepflegt, fast übermässig höflich, aber dabei sehr zurückhaltend. Es dauerte lange, bis ich erfuhr, dass er über mich Bescheid wusste. Von da an grüsste er mich stets mit einem schelmischen Lächeln.

Auch er gehörte zu meinen Beschützern und Freunden: Obwohl jeder sich bemühte, bei der knappen Feuerung das bisschen Wärme in seinem Zimmer zu halten, schlief er nachts bei offener Tür zur Diele, um zu hören, ob irgendetwas Bedrohliches im Hause voring. Er war viel zu fein, um mir das je zu sagen. Und ich war überzeugt davon, dass ich beim leisesten ungewohnten Geräusch sowieso von selbst aufwachen würde, um zu fliehen.

Doch dann fragte mich die Portiersfrau eines Morgens: «Was haben Sie denn letzte Nacht gedacht? War das nicht eine furchtbare Aufregung?» Ich hatte geschlafen wie ein Stein und hatte überhaupt nichts gehört. Dabei waren zwei oder drei betrunkene Soldaten ins Haus gekommen, hatten randaliert, gegröht und auf der Treppe gelegen. Herr Kittel war sofort wach und sehr besorgt gewesen. Er hatte sich eine Feuerwehruniform angezogen und hatte den Portier geweckt. Gemeinsam hatten die beiden Männer das betrunkene Gesindel von der Treppe entfernt und aus dem Haus geworfen, um mich zu schützen.

Im obersten Stockwerk wohnte Frau Haase, eine Witwe, die so gut wie nichts mehr hörte. Und so lächelte sie zu allem, was ich sagte, sehr freundlich, zeigte aber absolut kein Interesse an mir.

* Häkchen.

Regelmässig kam Kurt Blase bei seiner Mutter vorbei. Gelegentlich schickte sie ihn zu einem Kontrollgang in unser Zimmer. Einmal entdeckte er dabei die feinen Drähte, die quer durch unseren Raum gespannt waren.

Burgers hatte von einem Kollegen, der ein begeisterter Radiobastler war, eine Zigarettenschachtel bekommen, in die ein Detektorempfänger eingebaut war. Um damit Rundfunk empfangen zu können, brauchten wir aber eine Art Antenne. Zu diesem Zweck hatten wir feine Drähte kreuz und quer durch das ganze Zimmer gespannt. Es funktionierte: Wir konnten – wenn auch ohne genaue Senderwahl – ausländische Nachrichten hören. Und darauf waren wir sehr erpicht, denn wir wollten die Wahrheit über den Kriegsverlauf wissen.

Am besten konnte man Radio hören, wenn Alarm war. Dann «schwieg die deutsche Lügenfresse», um Julius Neuke zu zitieren, und die ausländischen Sender waren laut und deutlich zu vernehmen. Es war für mich auf eine wunderbare Weise erregend, den berühmten Glockenschlag des Londoner Senders zu hören. Einmal erkannte ich auch die Stimme des deutschen Nachrichtensprechers Walter Hertner, der eigentlich Herz hiess, ein Schauspieler vom Jüdischen Kulturbund, der nach England entkommen war. Ich hatte vor dem Krieg speziell für diesen Schauspieler geschwärmt und hielt ihn für ungeheuer bedeutend.

Mein grösstes Rundfunckerlebnis aber hatte ich, als einmal am helllichten Vormittag Tagesalarm war. Ich ging einfach nicht in den Luftschutzkeller, sondern setzte mich vor den Detektor. Plötzlich höre ich aus der Ferne: «*Po Jeruschalajim*» (Hier ist Jerusalem). Ich klopfte an die Wand über dem Detektorempfänger und rief: «*Chawerim* (Kameraden), ich bin hier bei der Nazisse Blase in einer total verwanzten Wohnung mit einem unmöglichen Holländer zusammengesperrt! Aber ich will leben, ich kämpfe, ich gebe mir die grösste Mühe zu überleben! Schalom, Schalom!» Dann hörte

ich noch einmal einzelne hebräische Brocken aus dem Äther, konnte aber keine ganzen Sätze verstehen.

Kurt erkannte die Bedeutung dieser Drähte natürlich und machte bei seiner Mutter Meldung. Es kam wieder zum Riesenkrach mit der Blase, zu Beschimpfungen, Drohungen und schliesslich zur Versöhnung. Unser Radio behielten wir.

Im Spätherbst wurde es feuchtkalt. Als Frau Blase einmal in unserem Zimmer den Ofen anfasste, merkte sie, dass dieser richtig schön heiss war, viel wärmer als ihrer. Zum einen lag es daran, dass wir einen modernen Ofen hatten, während die Öfen in den beiden anderen Zimmern noch wie Völkerschlachtdenkmale aussahen: Sie reichten bis an die Decke, waren kitschig mit Stuck dekoriert, hatten aber nur ein einziges Feuerloch, in dem das Heizmaterial und die Asche vereint waren. Aufgrund dieser Konstruktionsmängel wurden sie nie wirklich warm. Zum anderen waren die Brennstoffe, die es damals auf Marken zu kaufen gab, entgast und entfalteten so gut wie keine Heizkraft.

Wir aber heizten mit Vorkriegsware, und das kam so: Es war Gerrits Aufgabe, Kohlen hochzuholen. Dabei hatte er entdeckt, dass im Keller von Frau Blase an der Längswand viele Zentner allerbesten schwarzfettig glänzender, heiss brennender Vorkriegskohle gestapelt waren. Ich habe bis heute keine Ahnung, woher diese Heizvorräte stammten.

«Dieses Haus wird früher oder später ausgebombt. Was sollen diese unermesslich vielen wunderbaren Friedenskohlen hier verkommen?», meinte der Holländer.

«Wenn du sie rauf holen willst, um ein warmes Zimmer zu haben, mach das», gab ich zurück: «Aber ich nehme kein fremdes Eigentum.» Das war für mich eine Frage der Würde: Ich wollte nicht auf das Niveau des deutschen Plebs absinken. Burgers hatte da weniger Hemmungen.

Frau Blase beauftragte nun Kurt, herauszufinden, ob wir etwa ihre guten Vorkriegskohlen verfeuert. Ihr Sohn fragte uns einfach direkt danach. «Du wirst lachen, Kurt, das tun wir», sagte Burgers, «dieser Kohlenvorrat hält vermutlich länger als die Lebenserwartung deiner Mutter. Warum sollen wir da frieren?» – «Ach», sagte Kurt nachdenklich, «und ich bibbere zu Hause vor Kälte.» Er wohnte in der Thaerstrasse in Friedrichshain, in einem Eisstall, der überhaupt nicht warm zu bekommen war.

Von diesem Augenblick an wurden wir Bündnispartner in Sachen Friedenskohle, und Kurt kam fast täglich vorbei. Bevor er seine Mutter besuchte, klopfte er vom Treppenflur aus an die Wand meines Zimmers. Ich machte ihm leise auf, gab ihm die Kellerschlüssel, er ging runter, packte eine Aktentasche voll mit Kohlen, versteckte sie irgendwo, klingelte dann erst, besuchte seine Mutter und zog mit seiner Beute wieder ab. Diese regelmässigen Besuche vertieften unsere Freundschaft sehr.

Er hatte mich gern, und ich mochte ihn auch. Wenn er eine Braue hochzog, was er häufig tat, wirkte es immer so, als ob er staune. Und er staunte tatsächlich, denn er lernte das Phänomen Freundschaft zum ersten Mal in seinem Leben kennen. Kurt machte nie irgendwelche Bemerkungen über den Nationalsozialismus oder über Juden. Warum er Nazi geworden war und was er sich dabei gedacht hatte, fragte ich ihn lieber nicht. Denken war ohnehin nicht seine Stärke.

Einmal bekam Kurt Blase für seine Leistungen im Betrieb eine besondere Zuwendung von zweihundert oder zweihundertfünfzig Mark. Für ihn war das eine grosse Summe. Er verkündete uns, er werde Trudchen nichts davon erzählen, sondern endlich einmal etwas tun, was ihm selbst Freude mache. Frau Blase war begeistert. Vor Vergnügen klatschte sie in die Hände: Die tödlich gehasste Schwiegertochter sollte ein bisschen hintergangen werden. Es traf

sich gut, dass Kurt eine kleine Dienstreise nach Frankfurt an der Oder gemacht und auf der Fahrt zwei sehr nette junge Mädchen kennengelernt hatte. Die eine war Krankenschwester, die andere Büroangestellte. Er hatte den Mut gehabt, mit diesen beiden Mädchen ein bisschen lustig zu sein und Adressen auszutauschen.

Die eine hatte bald darauf Geburtstag. Er wollte ihr Blumen schenken und verwendete einige Mühe darauf, diese zu beschaffen. Seine Mutter empfahl ihm, sich dazu von mir einen Brief schreiben zu lassen, vielleicht sogar in Gedichtform. Das machte ich gern und imponierte ihm damit ganz ausserordentlich, vor allem, als sich dieses junge Mädchen höchst geschmeichelt fühlte.

Seine betriebliche Prämie gab Kurt restlos dafür aus, sich mit den beiden Mädchen zu treffen und sie zu allerlei harmlosen Vergnügungen einzuladen. Dann erzählte er mir, dass er diesen Kontakt nun leider abbrechen müsse, weil das Geld aufgebraucht sei.

«Möchtest du dich nicht mit einer von beiden wirklich anfreunden?», fragte ich

«Intim werden? Kommt nicht in Frage», gab er barsch zurück: «Wenn mir das Spass macht, dann müsste ich nach dem, was ich bisher erfahren habe ...» Er bekam den Satz nicht zu Ende, fing an zu stammeln und sank schliesslich schluchzend an meine Brust. Ich hatte Mühe, ernst zu bleiben, aber ich riss mich zusammen. So sassen wir beide einträchtig auf dem Polstersofa. Ich legte tröstend meinen Arm um seinen Nacken und dachte, in Anlehnung an Goethe: *Selig, wer sich vorder Welt ohne Hass verschliesst, die SA am Busen hält und mit ihr genieusst.*

Ein paar Tage später erlebte ich etwas sehr Unangenehmes. Ich trug einen Wintermantel, der mir nicht richtig passte, ein geerbtes, scheussliches Stück. Dieses Ärgernis versuchte ich durch einen Gürtel zu kaschieren. Meistens schlüpfte ich ausserdem barfuss in

die Schuhe, da ich keine Strümpfe und keine sogenannte Punkte-
karte – einen amtlichen Bezugsausweis für Textilien – besass. An
diesem Tag starrte mich eine Frau auf der Strasse an und pöbelte
dann widerlich los: «Hähä, so was hab ick noch nie jesehen, elejan-
ter Wintermantel» – das war keine Ironie – «aber keene Strümpfe
an die Beene.» Sie zeigte mir einen Vogel und schickte mir
Schimpfworte hinterher, als ich schnell abdrehte und wegging, weil
sie mir Angst machte. Wieder einmal haderte ich mit meiner Ent-
scheidung, auf der Seite der Armseligen, der Ausgebeuteten, der
Unterdrückten oder, christlich gesprochen, der Mühseligen und
Beladenen zu stehen. Dieses Milieu gefiel mir einfach nicht.

«Kleinen Moment mal», sagte Kurt, als ich ihm von dieser Szene
erzählte. Er sauste zu seiner Mutter und kam nach wenigen Minu-
ten strahlend mit deren Punktekarte zurück: «Ich habe Mutter ge-
sagt, dass ich den beiden Damen Strümpfe schenken möchte. Und
dass Trudchen, wenn sie das wüsste, vor Wut platzen würde.» Er
öffnete seine Brieftasche und gab mir nicht nur die Karte, sondern
auch noch Geld für Strümpfe. Ich war wirklich gerührt. Und Frau
Blase freute sich über alles, was ihrer Schwiegertochter vorenthal-
ten wurde.

Das betraf auch die Tabakwaren, die Trudchen pausenlos kon-
sumierte: Da Kurt und Frau Blase nicht rauchten, verbrauchte sie
deren gesamten Markenvorrat. Ihre Schwiegermutter ärgerte das
bis zur Raserei. Eines Tages hörte ich sie in der Küche husten und
unartikulierte Laute ausstossen: Da rauchte Frau Blase mit ihren
achtundsiebzig Jahren und durchschlagendem Misserfolg die erste
Zigarette ihres Lebens. Sie hoffte, auf diese Art noch zur Raucherin
zu werden und dann die ihr zustehenden Tabakwaren selbst ver-
brauchen zu können.

4

Im Laufe des Winters 1943/1944 wurde Frau Blase schwer krank. Sie hatte erst eine heftige Erkältung, bekam dann auch noch Husten und blieb den ganzen Tag im Bett. Sie kam aber in die Küche, um sich zu waschen, sie ging auf die Toilette und bereitete sich auch selbst etwas zu essen. Von mir versorgt werden wollte sie nicht, sie war ja diszipliniert und schonte sich nicht, bis zum Starrsinn.

Doch dann verschlimmerte sich ihr Zustand. Sie bekam hohes Fieber, atmete nur noch keuchend, schwankte und musste sich am Küchenherd festhalten, um nicht umzufallen. Ich schlug mehrmals vor, einen Arzt zu holen, obwohl das fast unmöglich war, denn die meisten Ärzte standen im Feld. Sie lehnte ab. «Ich kann ohne Ärzte sterben, aber ich werde und will noch nicht sterben», verkündete sie.

Eines Tages, als ich in der Küche beschäftigt war, hörte ich Hilferufe. Natürlich war die Zaubertür geschlossen, aber sie hatte aus ahnungsvoller Angst ihre Schlafzimmertür weit offen gelassen. Hoch fiebernd war sie aus dem Bett gefallen und hatte die Orientierung verloren. Mit grosser Mühe hob ich sie auf, lud sie auf meine Arme und legte sie wieder ins Bett. Es war das einzige Mal, dass ich ihr Schlafzimmer betrat. Dann brachte ich ihr einen Tee ans Bett.

Danach war der Tiefpunkt der Krise überschritten. Ganz allmählich fiel das Fieber, aber sie wurde nie wieder richtig gesund. In wenigen Wochen alterte sie um zehn Jahre. Sie war jetzt ein Pflegefall, hatte das Bedürfnis, viel zu liegen, und kam niemals mehr vor elf Uhr vormittags aus dem Schlafzimmer.

Je hilfälliger Luise Blase wurde, desto einfacher aber wurde meine Lage: Ich wurde zur allein verantwortlichen Hausfrau und

kümmerte mich, so gut ich konnte, um diese alte, pflegebedürftige Person. So konnte sie in ihrer gewohnten Umgebung bleiben und ihre Selbständigkeit bewahren. Dafür war sie mir und war mir auch Kurt tief dankbar. Ab und zu schenkte sie mir eine der wunderbaren Seifen oder Haarwaschmittel aus ihrem Schrank. Allein der Duft war ein Genuss.

Es war absurd: Ich war bei einer nazistischen Erpresserin untergetaucht und bekam von ihr Konsumgüter, an die selbst Privilegierte kaum noch herankamen. Wenn ich vormittags allein in der Küche war, füllte ich die Waschbütte mit Wasser, stellte sie auf zwei Gasflammen und manövrierte sie danach auf zwei einander gegenüberstehende Stühle. Dann nahm ich ein warmes Sitzbad, plantschte und sang dabei. Ich fühlte mich in dieser Wohnung zeitweise so wohl, dass ich eigentlich nicht weiss, was ich dazu sagen soll.

Auch bei den Kochs hatte sich die Lage etwas entspannt. Emil, inzwischen über vierzig und hochgradig kurzsichtig, war in eine andere Kaserne versetzt und dabei gefragt worden, welchen Beruf er gelernt habe. Er antwortete, wie es pfiffige Leute in den damaligen Zeiten meistens taten: Er behauptete, er sei Koch gewesen. Er hatte zwar keine Ahnung von der Zubereitung von Speisen, aber seine Frau brachte ihm schnell ein paar Elementarkenntnisse bei.

Von nun an konnte Emil beachtliche Mengen Lebensmittel beiseiteschaffen. Hannchen nähte ihm eine Art Leibchen aus Wachstuch, ein unter der Kleidung zu tragendes, mit lauter Kängurubeuteln versehenes Unterwäschestück. Wenn es, wie so oft, bei der Feuerwehr falschen Hasen oder Buletten gab, opferte sie Weissbrotmarken, damit er die Hackmasse verlängern konnte. Kilo weise transportierte er das Zeug in diesen Wachstuchtaschen am Körper nach Hause. Ausserdem brachte er regelmässig ganze Kommissbro-

te mit. Ich musste mir nicht mehr anhören, welche hohen Summen ein Schwarzmärktbrot für mich gekostet hatte.

Jetzt eröffnete Hannchen Koch ihrem Ehemann auch eine Wahrheit, die er sich sowieso schon zusammengereimt hatte: dass ich längst nicht mehr in Bulgarien, sondern wieder in Berlin war. Nach meiner Rückkehr hatte ich ja eine Nacht im Ehebett in ihrem Holzhäuschen in Kaulsdorf geschlafen. Emil Koch hatte dort eine Haarnadel von mir gefunden und sich seinen Teil dazu gedacht.

Als ich wieder einmal mit Hannchen Koch in Köpenick zusammensass, kam plötzlich Emil durch die Tür der Stampe herein. Wir begrüßten einander sehr herzlich und trafen uns von nun an manchmal zu dritt. Er spendierte mir dann ein Glas Kriegsbier und eine oder zwei Zigaretten. Ich hatte ihm gegenüber aber nie das Gefühl, dass ich auf ewig zur Dankbarkeit verpflichtet wäre.

Mein Taschengeld, fünf Mark pro Woche, bekam ich weiterhin von Hannchen Koch, und das bedrückte mich sehr. Dieser Betrag war für sie wirklich schwer zu entbehren, denn sie verdiente weniger als hundert Mark im Monat. Und weiterhin erklärte sie mir oft in manieriertem Tonfall: «Ich bin nun von Natur aus ein Mensch, der sich aufopfert.»

Mit dem, was uns an Lebensmitteln zur Verfügung stand, wirtschaftete ich so gut wie möglich. Niemand musste hungern, aber das Essen war oft entsetzlich eintönig und vitaminlos. Umso mehr freute sich Frau Blase über alles Besondere, das ich auftreiben konnte. Salz und Mostrich zum Beispiel gab es nicht auf Marken. Man musste, um diese Dinge zu bekommen, in den Läden schon bekannt sein. Zu vertraut wollte ich den Leuten aber auch nicht werden, damit sie nicht anfangen, mir persönliche Fragen zu stellen.

Also suchte ich meine eigenen Mittel und Wege. Einmal hatte

ich in einem Gemüseladen eingekauft und fünfzig Pfennig zu viel herausbekommen. Das fiel mir aber erst zu Hause auf. Fünfzig Pfennig waren nicht viel wert, Geld hatte ja keine Kaufkraft. Aber ich wollte redlich sein und ging deshalb am nächsten Tag wieder in das Geschäft, um das Geld zurückzugeben. Die Verkäuferin war richtig gerührt, dass es im Krieg, wo doch alles so verroht war, noch so ehrliche Menschen gab.

Mit dieser Nummer trat ich dann in vielen anderen Läden auf. Ich sagte: «Ich habe hier vor vierzehn Tagen etwas gekauft. Ich habe gemerkt, dass Sie mir fünfzig Pfennig zu viel herausgegeben haben, aber ich bin jetzt erst wieder in diese Gegend gekommen und möchte das zurückbringen.» Damit löste ich immer Freude und Achtung aus, so dass ich zum Beispiel eine markenfreie Fruchtpaste bekam, die es nur unter dem Ladentisch gab: drei kleine Päckchen. Burgers war beglückt, die Blase war entzückt, und das dritte Päckchen bekam Hannchen Koch.

Einmal ging ich auch in die Markthalle Rigaer Strasse in Friedrichshain. Frau Blase hatte dort früher einmal als Aufwartefrau bei einem Schlächterehepaar gearbeitet. «Geh doch mal da hin und bestell einen Gruss von mir», trug sie mir auf. Zu meinem Erstaunen schenkte die Frau mir nach einer kurzen Plauderei markenfrei einen grossen Ring Blutwurst für meine Zimmerwirtin und zwei kleine Blutwürste «für Sie und den Holländer».

Ich war konsterniert. «Woher kennen Sie mich?», fragte ich. «Na, ist doch klar, wer Sie sind. Der Kurt wohnt hier in der Gegend, und der hat mir erzählt, wie schwer Sie es haben.» So verschwiegen waren die Leute also in Wirklichkeit nicht, aber ich hatte immer das Glück, dass niemand mich denunzierte.

Wie immer, wenn ich eine Botschaft für Frau Blase hatte, war diese ganz entzückt, dass ich, wie sie es ausdrückte, für sie etwas erlebt hatte. In dieser heiteren, fröhlichen Stimmung erzählte sie

mir, dass dieses Schlächterehepaar sie immer für sehr redlich gehalten hatte. Dabei hatte sie ihnen jedes Mal, wenn sie dort arbeitete, Fleisch- oder Wurstwaren von deren Marktstand unter den Händen weggestohlen. Das war ihre Spezialität.

Für jeden Einkauf musste man sehr lange anstehen, im Durchschnitt etwa eine Stunde. Bei mir verdoppelte sich diese Zeit. Ich hatte nämlich vorsichtshalber die beiden Lebensmittelkarten von Burgers und Frau Blase in jeweils verschiedenen Läden eintragen lassen, um zu vermeiden, dass eine neugierige Verkäuferin fragte: «Sind Sie nun Burgers oder Blase? Und wer ist der andere?»

Eigentlich war auch vorgesehen, dass man den Vornamen auf der Karte eintrug. Ich hatte aber nur einen Anfangsbuchstaben genannt, also: G. Burgers.

«Soll ich mal raten, wie Sie heissen?», fragte eine Verkäuferin mich einmal: «Gerda!»

«Richtig», strahlte ich sie an. Sie füllte die Karte entsprechend aus. In diesem Laden war ich ab jetzt Gerda Burgers.

Öfters wurde ich in der Warteschlange gebeten, meinen Platz vorübergehend zu tauschen, weil sich zwei Bekannte unterhalten wollten. Einmal lernte ich auf diese Weise eine Frau kennen, die etwa in den Vierzigern war und sehr nett aussah. Diese Frau Rose erzählte ihrer schwerhörigen Gesprächspartnerin sehr laut von ihrer steinalten Mutter, die ein Pflegefall war. So erfuhr ich, dass sie unter einem ständigen Mangel an Waschpulver litt, weil sie die Beinwunden ihrer Mutter oft neu verbinden und mehrmals am Tag die Bettwäsche wechseln musste.

Da konnte ich helfen. Frau Koch hatte mir eine ganze Handvoll zerknüllter Marken für sogenanntes Waschpulver und Kriegsseife gegeben. Es waren Marken von Kunden, die sie eigentlich hätte

aufkleben müssen, aber sie wollte diese zusätzliche Arbeit nicht auch noch auf sich nehmen. Eintauschen konnte sie die Marken aber auch nicht, weil jeder gewusst hätte, woher sie stammten. Ich ging also zu dieser Frau, entschuldigte mich höflich dafür, dass ich ihr Gespräch mitbelauscht hätte, und bot ihr Seifenmarken an, falls sie etwas zum Tausch hätte. «Ich habe jede Menge Nahrungsmittel, kein Problem», sagte sie, «meine Mutter isst fast nichts mehr. Ich kann Ihnen Brotmarken anbieten.» Dann nannte sie mir ihre Adresse in einer Querstrasse der Stralauer Allee und erzählte, dass sie als ehemalige Sprechstundenhilfe bei einem Zahnarzt ausserordentlichen Wert auf Hygiene lege. Mit einer grossen Effektpause erklärte sie, sie stamme nämlich eigentlich aus Tempelhof. Ich begriff nicht sofort, wie ich auf diese Mitteilung reagieren sollte, quittierte sie dann aber mit einer kleinen Verbeugung. Und das war genau richtig: Tempelhof galt nämlich als etwas Besseres.

Von jetzt an ging ich etwa alle zehn Tage zu Frau Rose. Wir wickelten das Tauschgeschäft ab und unterhielten uns dabei ein bisschen. Ich wurde jedes Mal sehr ausführlich über den Zustand ihrer Mutter unterrichtet und kam glücklicherweise selbst kaum zu Wort. Umso merkwürdiger war es, dass diese Frau mir einmal, als sie mich rausbegleitete, sagte: «Wissen Sie, eine Bekanntschaft kann man unser Verhältnis nicht mehr nennen, es ist doch eigentlich eine Freundschaft.»

Wir hatten nun so viel Brot, dass wir Neukes, die Gerrit und ich alle vierzehn Tage sonnabends besuchten, als Gastgeschenk jeweils einen halben Laib mitbringen konnten.

«Bestell das Brot ab!», sagte der Holländer schliesslich zu mir.

«Was soll das denn heissen?», fragte ich.

«Sag deiner Freundin, sie braucht dir kein Brot mehr zu geben, wir haben genug.»

Durch diese Bemerkung wurde mir klar, dass Burgers genau mitbekam, wie gespannt mein Verhältnis zu Frau Koch inzwischen war. So viel Aufmerksamkeit hätte ich ihm gar nicht zugetraut.

Für mich war es ausserordentlich interessant, die Unterhaltungen in den Warteschlangen zu hören, denn so erfuhr ich viel über die politische Stimmung. Einmal blökte aus einem Lautsprecher einer Parterrewohnung ein Kommentar heraus, in dem von Juden die Rede war. Da sagte eine Frau, ziemlich laut: «Also, die Nummer haben wir nun satt, das hören wir Jahr für Jahr. Goebbels hat gesagt, die Juden sind alle weg. Da sollen die uns mal lieber sagen, wann es mal wieder Räucherfisch zu kaufen gibt und wann die Bomberei aufhört.» Alle stimmten ihr zu.

Ein anderes Mal hörte ich zwei Frauen über die Demonstrationen in der Rosenstrasse sprechen, die ja im Februar 1943 stattgefunden hatten und nun schon etwa ein Jahr zurücklagen. Die eine sagte zur anderen: «Ihre Cousine war doch da betroffen. Sie sind also mitgefahren? Wie war denn das?»

«Naja, wir haben da gerufen: ‚Gebt unsere Männer frei!‘ Die wollten ja mitten in der Innenstadt nicht auf deutsche Frauen schiessen. Da haben sie die schliesslich rausgelassen.»

«Ach, das freut mich. Wenn ich das rechtzeitig gewusst hätte, wär ich auch mitgegangen.»

«Da sind viele mitgegangen, einfach aus Solidarität», sagte ihre Bekannte da.

Meistens beklagten sich die Leute aber in den Warteschlangen, zum Beispiel darüber, dass es viel zu wenig Fett gab. Und dass auch alles andere, worauf sie Appetit hatten – vor allem Obst und Gemüse –, aus den Läden verschwunden war. Auch sogenannte Vollarier, die berufstätig waren, waren schlecht ernährt. Tja, dachte

ich dann für mich: Wenn ihr normal leben wollt, hättet ihr nicht Hitler wählen und einen Krieg vom Zaun brechen sollen.

Einmal stand ich vier Stunden lang bei ungeheurer Kälte nach Pferdefleisch an. Im Krieg war das eine Delikatesse. Es waren ja nicht alte Klepper, die geschlachtet wurden, sondern Prachtpferde, die gefallen waren und nun als Fleischwaren vermarktet wurden.

Meine Beine waren schon Eisklumpen, als ein Mädchen, das lange vor mir drangekommen war, mit seiner Ware aus dem Laden kam und an der Warteschlange vorbeilief. Plötzlich blieb sie vor mir stehen. Sie hatte mich erkannt, und auch ich erinnerte mich jetzt, dass ich ihr ab und zu auf dem Synagogenhof begegnet war. «Nanu, ich kenn dich doch! Wir sind ja gleiche Brüder, gleiche Kappen», sagte sie kess. Ich nickte unauffällig mit dem Kopf.

«Du kommst aus einem koscheren Haushalt», fuhr sie nun sehr leise fort, «und du kaufst trotzdem beim Pferdeschlächter?»

«Ja», sagte ich, «ich habe entschieden, dass Pferdefleisch bei richtiger Gesinnung streng kosher ist.* Ich bin zur Zeit das oberste Rabbinat.» Und dann musste ich lachen.

Ich hatte an diesem Tag Glück. Es war so viel Fleisch angeliefert worden, dass die Fleischkarten vierfach beliefert wurden: Statt eines Pfundes bekam man zwei Kilo, dazu Markknochen, die eine wunderbare Brühe gaben. Ich hatte, weil der Verkauf schon vorher angekündigt war, von Frau Koch je eine Fleischkarte dabei, von Burgers und von Frau Blase. Alle waren glücklich und dankbar und lobten mich sehr.

* Nach den bereits in der Tora festgehaltenen religiösen Speiseregeln ist nur Fleisch von Tieren, die gespaltene Hufe haben und Wiederkäuer sind, kosher.

Es war nicht das erste Mal gewesen, dass ich Leuten begegnete, die untergetaucht waren wie ich. Wenn ich jemanden, den ich von früher kannte, auf der Strasse traf, verständigten wir uns meist blitzschnell durch Augenspiel darauf, uns nichts anmerken zu lassen. Ich habe später nachgezählt und kam auf insgesamt zweiundzwanzig Begegnungen mit Personen, die in derselben Lage waren wie ich.

Der Wichtigste unter ihnen war Fritz Goldberg. Er war der Sohn unserer früheren Wirtsleute in der Landsberger Strasse und schon über dreissig. Als wir bei seinen Eltern wohnten, hatte ich wenig mit ihm zu tun. Aber als ich ihm Anfang des Jahres 1944 am Schlesi-schen Tor in die Arme lief, war es, als träfe ich einen Landsmann in der Wüste. Von diesem Moment an waren wir Freunde.

Er lebte zusammen mit seiner Verlobten Ruth Lachotzke in der Hinterstube eines Milchladens. Ich hatte damals den Eindruck, dass alle illegal lebenden Juden in Berlin in Milchläden wohnten. Fritz Goldberg stand in Verbindung zu verschiedenen Grüppchen von Untergetauchten und erzählte mir, wo diese sich trafen. Er fragte schon bei unserer ersten Begegnung, ob ich nicht mal zu einer dieser fabelhaften Tauschbörsen mitkommen wolle.

«Ich habe nichts zu tauschen und nichts zu verkaufen», antwortete ich, «und ich will keinen Kontakt zu diesen Kreisen. Das wäre gegen jede konspirative Regel.»

Fritz wusste um die Gefahr. Er kannte die Namen einiger jüdischer Spitzel wie etwa Stella Goldschlag, die man das «blonde Gespenst» nannte, und Rolf Isaaksohn. Auch von Ruth Danziger, der Tochter der Wirtsleute vom Mittagstisch Danziger, erzählte er mir. Von ihm hörte ich zum ersten Mal den Ausdruck *Greifer*.

Diese Spitzel trieben sich dort herum, wo sich untergetauchte Juden trafen. Wer noch Geld hatte, sass seine Abende zum Beispiel in

der Staatsoper ab. Am Ende der Vorstellung wurden nicht wenige von diesen Leuten durch Spitzel einkassiert, die sie vor der Tür erwarteten.

«Du wohnst hier in der Gegend?», fragte mich Fritz Goldberg neugierig.

«Ja», sage ich, «nicht sehr weit.»

«Wo denn genau?»

«Wozu willst du das denn wissen?»

Ich gab ihm keine Antwort. Als wir uns voneinander verabschiedeten, tat ich dann so, als ginge ich absichtlich in die falsche Richtung. Demonstrativ steuerte ich auf das Haus zu, indem ich wirklich wohnte, und grinste ihn dabei verschwörerisch an: Er sollte nämlich denken, dass ich ihn täuschen wollte und dort ganz bestimmt nicht wohne. Er hielt sich für sehr intelligent.

Von nun an liefen wir uns ab und zu zufällig am Schlesischen Tor über den Weg. Wenn wir Zeit hatten, gingen wir im Treptower Park spazieren und setzten uns dort auf eine Bank. Da jedermann zur Arbeit verpflichtet war, mussten wir aufpassen, dass wir keinen Verdacht auf uns lenkten. Wenn jemand vorbeikam, machten wir deshalb auf Liebespaar, lehnten uns aneinander und lächelten uns an. Und irgendein altes Mutchen nickte uns dann freundlich zu.

Einmal ging ich zufällig in den Laden, in dessen Hinterzimmer er wohnte. Als ich eine neue Lebensmittelkarte über den Tresen reichte, um sie eintragen zu lassen, kniff mich die Verkäuferin in die Hand. Jetzt erst erkannte ich Ruth Lachotzke, seine Verlobte. Schnell zog ich meine Karte zurück, denn sie sollte weder die Adresse sehen noch Namen wie Blase und Burgers lesen. «Ich wollte nur Guten Tag sagen», erklärte ich und verabschiedete mich wieder.

Ich wusste, dass die Beziehung zwischen den beiden unerträglich war. Fritz klammerte sich an das Mädchen, weil es ihm ein Gefühl

der Sicherheit verlieh. Sie war blond und blauäugig, sah also denkbar unjüdisch aus. Aber die beiden brüllten sich nächtelang an. Ihre Wut und ihr Hass aufeinander waren so gross, dass es keine Vorsicht und keine Rücksicht mehr gegenüber den Nachbarn gab. Er behauptete, sie mache ihn völlig meschugge, weil sie so anspruchsvoll sei und von ihm zum Beispiel verlange, Butter statt Margarine aufzutreiben.

Fritz hatte als Zwangsarbeiter bei der Müllabfuhr gearbeitet und dort einen Kollegen gehabt, der tatsächlich Butter besorgen konnte. Aber als er wieder auf dem Müllplatz auftauchte, wurde er von dem Mann gewarnt: «Ich kenn dich doch», sagte der, «du bist doch der mit dem Stern. Komm nicht wieder her. Es gibt hier Nazis.» Es war reiner Wahnsinn, dass er sich dann noch mehrmals dort blicken liess. Schliesslich erkannte jemand den Juden ohne Judenstern auf dem Hof, rief die Gestapo an, und alles war aus.

Fritz Goldberg hatte buchstäblich seinen Tod gesucht. Ich erfuhr davon durch Ruth Lachotzke. Ein paar Tage nach seiner Verhaftung traf ich sie in der Mittagspause auf der Strasse: «Fritz haben sie hopsgenommen», erzählte sie, «ist ja alles sehr traurig. Aber den können sie von mir aus so lange foltern, wie sie wollen.» Sie bemerkte das Entsetzen in meinem Gesicht und fuhr fort: «Entschuldigen Sie, ich habe mich nicht gut ausgedrückt. Ich hab mir natürlich die Augen ausgeweint. Ich meine nur: Der würde *nie* aussagen, dass er mit mir zusammengelebt hat und wo ich zu finden bin.»

Für mich war es sehr traurig, Fritz Goldberg als Gesprächspartner zu verlieren. Von ihm hatte ich wichtige Informationen bekommen, und ich hatte mich mit diesem einzigen Repräsentanten meiner früheren Welt über meine Lage, über Sorgen und Ängste austauschen können.

Jetzt blieb mir nichts mehr als das Festhalten an der jüdischen Tradition. «Ich weiss nicht, was aus der Judenheit in den USA oder

Palästina wird», sagte ich mir, «aber ich bin hier, ich bin ein *Minjan** ich bin ganz Israel und ich tue meine Pflicht.» Die Parkbank, auf der wir oft gegessen haben, nannte ich forthin *Weissensee*** und ich ging längere Zeit regelmässig dorthin, um *Kaddisch* zu sagen: Fritz Goldberg sollte ein würdiges jüdisches Grabmal bekommen.

Gerrit Burgers war mir im Grunde fern und gleichgültig, und doch wurde er für mich allmählich zu einem Vertrauten. Wenn er nicht gerade seine Tobsuchtsanfälle bekam, konnte er sehr nett, aufmerksam und rücksichtsvoll sein.

Gesprächsstoff hatten wir immer genug. Wenn er von der Arbeit kam, erzählte er aus seinem Betrieb. Und nach einem Tagesalarm tauschten wir uns darüber aus, wo und wie wir diese Zeit verbracht hatten.

Ich kaufte jeden Tag den «Berliner Süden» und Burgers brachte jede Woche «Das Reich» mit nach Hause. Er war politisch sehr interessiert und, was den Kriegsverlauf anging, zu einem echten Schreibtischstrategen geworden. Wir hatten aus Zeitungen Landkarten ausgeschnitten. Gerrit markierte die Fronten mit Stecknadeln, und wir interpretierten jede neue Entwicklung. «Das Reich» lasen wir uns abwechselnd vor und diskutierten darüber. Er war geographisch sehr beschlagen und konnte alle Informationen sofort einordnen. Ausserdem löste er gerne und sehr gut Kreuzworträtsel, kannte jeden Nebenfluss irgendeines unbekanntes Flusses in Afrika und alle Operettengestalten mit vier, fünf oder acht Buchstaben. Die Operetten selbst hatte er nie gehört.

* Ein Minjan bezeichnet nach traditionellem Verständnis eine Gruppe von mindestens zehn jüdischen Männern, die nötig sind, um einen vollständigen Gottesdienst abzuhalten.

** In Berlin-Weissensee befindet sich einer der grössten jüdischen Friedhöfe in Europa.

Wenn nach einem Alarm Entwarnung gegeben wurde, gingen Gerrit und ich oft noch auf die Strasse. Meine Gedanken waren so lebhaft, dass ich mich bemühen musste, sie nicht laut werden zu lassen. So entwickelte ich mein eigenes Ritual für diese Situation: Während wir den roten Feuerschein am Horizont sahen, sang ich im Stillen nach der Melodie des Horst Wessel-Liedes: «Qui sème le vent récolte la tempête.» Wer Wind sät, wird Sturm ernten – diese Zeile hatte mir schon in meiner Schulzeit sehr gut gefallen.

Für mich bedeuteten diese Angriffe nicht Niederlage, sondern Sieg. Am liebsten hätte ich den Bombern zugerufen: «Immer feste druff. Der Krieg wäre vermeidbar gewesen. Wer Hitler gewählt hat, soll jetzt die Konsequenzen spüren.»

Gelegentlich gingen wir am Wochenende auch ins Kino, natürlich nicht in die Filmpaläste im Westen von Berlin, wo Premieren gegeben wurden, sondern in die Flohkisten in Neukölln oder am Görlitzer Bahnhof. Als Marika Röck gegen Ende des Kriegs mit sehr viel Schmalz sang: «Im Leben geht alles vorüber», war mir klar: Nun geht denen allmählich der Arsch auf Grundeis.

Die Sprache der Sklaven und den speziellen Humor der Untertanen einer Diktatur verstand damals jeder, der verstehen wollte. Das zeigte sich für mich, als ich wieder einmal durch die Adalbertstrasse in Kreuzberg spazierte. Ich mochte diese Strasse mit ihren endlos vielen Hinterhöfen sehr; sie war für mich der Inbegriff einer proletarischen Wohngegend.

An einem glühendheissen Tag im August 1944 sah ich, wie sich dort vor einem kleinen Bäckerladen ein paar Passanten versammelten und lachten. Ich näherte mich vorsichtig, wie es bei solchen Anlässen immer geboten war. An diesem Hochsommertag war eine Torte im Schaufenster platziert worden, auf die kunstvoll der Schriftzug «Prost Neujahr» aufgespritzt war. Ein Pappschildchen

daneben klärte darüber auf, dass es sich um ein Gesellenstück handele, und ein weiteres Schildchen trug den knappen Vermerk: «Attrappe».

Das war unter den damaligen Umständen eine politische Aussage – eine Aussage gegen den Krieg: Eine echte Torte mit echtem Zuckerguss war wegen des Lebensmittelmangels nicht herzustellen. Es handelte sich ausdrücklich um eine Attrappe, und der Kommentar dazu lautete: Denn Prost Neujahr – bei der Hitze! «Det ist jut, also det ist jut, nee, da kann man sich biegen vor Lachen», sagte eine alte Frau.

Ein paar Tage später sah ich wieder einen Menschaufmarsch vor der Bäckerei. Ein uniformierter Polizist löste die kleine Versammlung auf und entfernte sich. Ich blieb in sicherer Entfernung, ging erst danach zu dem Laden und fragte eine Frau, die aus der Bäckerei kam: «Was war denn hier los?»

«Die Polizei hat verlangt, dass diese Torte und die Schilder dazu aus dem Schaufenster entfernt werden.»

«Was hat denn die Polizei damit zu tun?»

«Die haben gesagt, es hat Gründe, aber darüber sollen sie nicht sprechen. Es könnte missverstanden werden.»

Ebenfalls in der Adalbertstrasse erlebte ich einen anderen Vorfall, der mich noch nachhaltiger beeindruckte. Ein sehr langer Heerwurm von Soldaten wälzte sich singend durch die Strasse. Das Repertoire war immer dasselbe, und wie so oft erschallte «Schwarzbraun ist die Haselnuss». Wenn ich neben einer solchen Marschkolonnie herging, bemühte ich mich sehr darum, niemals Schritt zu fassen. Aber es war wirklich schwer, gegen den Rhythmus, der quasi in den Körper eindrang, anzugehen.

Plötzlich erblickte ich einen verwahrlosten älteren Herrn, der im Stechschritt neben dem Heerwurm marschierte. Er musste einmal Sänger gewesen sein, denn er sang grossartig und sehr artikuliert. Auf dem Kopf trug er eine sogenannte Melone, und aus der Man-

teltasche guckte ein rotes Taschentuch. Er war ein Kauz, wie man sie nur noch selten auf der Strasse sah.

Dieser Mann markierte sehr laut das Trompetenvorspiel des Radetzkymarsches, und dann sang er nach dieser Melodie mit Stentorstimme und ungeheurem Ernst: «Steck du die Hand in meinen Arsch, dann blas ich dir 'n Radetzkymarsch.» Hunderte von Soldaten hörten auf zu singen und lachten. Und ich marschierte brav und sehr bewusst in dem Rhythmus mit, den der Sänger mit dem Radetzkymarsch vorgab.

Ich kann das gewaltige Entzücken nicht beschreiben, das diese Kakophonie, diese Mischung von Übelklängen aus dem idiotischen schwarzbraunen Haselnuss-Lied und der Aufforderung «steck du die Hand in meinen Arsch» bei mir auslöste. Diese Antiharmonie begeisterte mich, sie war für mich ein Ausdruck von Widerstand.

Das Erlebnis wirkte noch lange in mir nach: Dass es diesem mit Strippe gegürteten Verwehrlosen gelungen war, Hunderte von Soldaten lahmzulegen. Und dass ihm überhaupt nichts passiert war. Ich fragte mich: Was wäre mit einem sinnvoll organisierten Widerstand möglich, jetzt immer noch, da der Krieg nicht mehr sehr lange dauern würde?

Es lohnt, dachte ich. Es lohnt, nicht im Takt mitzumarschieren. Es hat auch gelohnt, all die Ängste und Widrigkeiten auf mich zu nehmen. Denn das Leben ist schön.

5

Unser Hausmeister Grass war ein begnadeter Komiker. Und da die Nazis so humorlos waren, wie es Diktatoren immer sind, war fast alles, worüber man herzlich lachen konnte, mit Widerstand verbunden.

Einmal lief ich am Spätnachmittag in Richtung Oberbaumbrücke ein paar Schritte hinter Alexander Grass her, als uns der für die Gegend zuständige Goldfasan entgegenkam. So nannte man bestimmte Amtsträger der NSDAP. Grass begann plötzlich, sich zu bewegen, als hätte er keine Wirbelsäule. Er erwies dem Goldfasan den Hitlergruss, indem er den Arm hob, und machte gleichzeitig, sich schlängelnd wie ein Aal, eine Verbeugung. Dabei brachte er einen kompletten Sprachsalat zwischen «Heil Hitler» und «schönen guten Abend, Herr Nachbar» heraus. Der Goldfasan platzte los vor Lachen und produzierte nun, suggestiv beeinflusst, ebenfalls einen so idiotischen Salat, dass ich noch lange danach darüber lachen musste.

Dass die Portiersleute Grass auch die Oberaufsicht im Luftschutzkeller führten, war sehr gut für mich. Mit dem Ziel, alle uniformierten Herren auf Distanz zu halten, war Grass sogar freiwillig «Hilfsluftschutzhelfer» geworden. So eine Funktion gab es zwar eigentlich gar nicht, sie war jedenfalls nicht aktenkundig. Aber er hatte dem zuständigen Luftschutzwart klargemacht, dass alle Volksgenossen in so schwerer Zeit zusammenhalten mussten und dass er deshalb bereit sei, für den Häuserblock Am Oberbaum 1 bis 3 die volle Verantwortung zu übernehmen. Er würde dafür sorgen, dass alle, auch die alten Leute, bei Alarm in den Keller kamen. Und er würde nach der Entwarnung kontrollieren, ob irgendwo eine Brandbombe gefallen sei. All das tat er nur, damit ich mich unbehelligt im Luftschutzkeller aufhalten konnte. Wenn sich dann doch

einmal ein Uniformierter blicken liess, war Grass sofort da, nahm den Mann in Beschlag und quatschte auf ihn ein, bis er wieder ging.

In diesem Luftschutzkeller sassen die Bewohner aller drei Häuser in einem grossen Raum zusammen. Manche Leute hatten dort ihre eigenen Stühle, andere hockten auf den primitiven Bänken, die Herr Grass gebaut hatte. Bei jedem Alarm brachten die Leute ihr Notgepäck mit. Frau Grass stand dann, wohlbeleibt wie sie war, etwas wichtigtuerisch in der Mitte des Raumes und wies mit sehr lauter Stimme die Plätze an, die sowieso jeder kannte.

Die sogenannte Jugend wurde in einer Ecke versammelt. Dort trafen wir regelmässig auf Grete, die Tochter Grass, die Verkäuferin in einem Lebensmittelladen war. Dann sass da eine Jongleurin, die als Untermieterin in einem der Nebenhäuser wohnte. Sie hatte eine chronische Bindehautentzündung und war bei der als Antifaschistin und grosse Nazigegnerin bekannten Augenärztin Dr. Martha Jun in Behandlung. Diese Artistin erklärte mir einmal, sie wisse sehr genau, wer ich sei. Ein Lehrling der Artistentruppe Kaufhold in Zeuthen habe von mir erzählt. Es war also mal wieder eifrig über mich getratscht worden, obwohl oder gerade, weil Frau Fiocchi versucht hatte, ein grosses Geheimnis um meine Herkunft zu machen. Es ist wirklich erstaunlich, dass ich nie denunziert wurde.

Zur Jugend gehörte ausserdem Lotte. Sie war Prostituierte und gab das auch ungeniert zu. In dieser vehementen Nazigegnerin hatte ich eine zuverlässige Beschützerin. Über ihren Beruf als Nutte sprach sie ganz ehrlich und in dem deftigsten Berliner Dialekt, im waschechtesten Hurenjargon. Lotte hatte eine Figur, um die sie jedes mittelmässige Mannequin beneidet hätte. «Beene wie Marlene», riefen die Männer ihr hinterher. Aber ihre Nase war eine riesige Gurke, die zudem gezackt war: Sie knickte einmal scharf nach links ab und dann scharf nach rechts. Lotte riss dauernd Witze, und

das nicht nur über ihre Nase. Alles kreischte, schrie auf, platzte vor Lachen, wenn sie anfang zu reden. Wenn ich eine Palme für geniale Komik zu verleihen hätte, könnte ich mich zwischen Alexander Grass und der Nutte Lotte nur schwer entscheiden. Ich versuchte eine Weile, Grass und Lotte in einem Duo zusammenzuspannen, konnte mir das grossartig vorstellen, aber es klappte nicht. Die beiden reagierten überhaupt nicht aufeinander und tauschten höchstens Banalitäten aus.

«Du hast eigentlich einen prima Beruf», sagte ich einmal zu Lotte, einfach um ihr zu zeigen, wie gern ich sie hatte. «Aba nüscht für dir», gab sie da zurück, «wenn du überlebst, und ick jehe davon aus, denn studierste und wirst Dokter. Det is dein Weg, und det andere ist mein Weg.»

Als ich einmal die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstieg, hörte ich ein gewaltiges Getöse auf dem Dachboden. Ich bekam sofort furchtbare Angst: Gestapo? Unsinn, sagte ich mir sofort. Wenn ich denunziert bin, dann betätigen die sich nicht mit Hacken und Hämmern im Dachgeschoss. Aber so etwas musste ich mir selbst erst einmal klarmachen, um die Angst in den Griff zu bekommen.

Noch am selben Abend erklärte mir Alexander Grass, was dort oben los gewesen war: Ein Bautrupp hatte durch die dicken Brandmauern zwischen den einzelnen Häusern einen Durchbruch geschlagen, so dass man vom einen Dachboden zum anderen gelangen konnte.

Im Keller gab es solche Öffnungen schon lange. Falls ein Zugang verschüttet war, konnte man sich so durch einen anderen ins Freie retten. Mein Hilfsluftschutzwart hatte den zuständigen Luftschutzwart nun dazu überredet, so etwas auch auf dem Dachboden zu machen. Als er uns von dem Gespräch erzählte, lachten Burgers und ich Tränen. «Sehen Sie, Kamerad, man muss logisch denken», hatte Grass dem Mann gesagt, «wohin flüchten die Leute? Wenn

sie vor den Bomben von oben nach unten geflüchtet sind und die dann einschlagen, müssen sie ja wieder von unten nach oben fliehen.» Grass hatte ihn mit diesem Blödsinn in rasender Geschwindigkeit und sich windend wie ein Aal so lange bequatscht, bis der Luftschutzmann wehrlos war und einwilligte.

Und das hatte unser Hausmeister ganz allein für mich getan. «Wenn die Gefahr von unten kommt, von dem niedrigsten Gesindel, das es je gegeben hat, von den Nazis, flüchten Sie nicht nach unten, sondern nach oben. Denn vor der Tür steht ja meistens noch einer von denen. Sie gelangen dann über den Dachboden in ein anderes Haus und kommen in einer anderen Strasse wieder raus», erklärte er mir. Als ich mich bedanken wollte, wehrte er ab: «Sie haben überhaupt nichts zu danken. Im Gegenteil. Was mit Ihnen und Ihren Leuten gemacht wird, ist ungeheuerlich. Wir haben zu danken, wenn wir helfen dürfen!»

Lotte angelte sich ihre Kunden abends in der Kneipe von Altermann in der Mühlenstrasse, gleich bei uns um die Ecke. Ich musste ja auch ab und zu dorthin. Wenn Frau Blase gute Laune hatte, drückte sie mir eine grüne Glaskanne mit Patentverschluss in die Hand, um Fassbier zu holen. Ich fand die Kneipe widerlich und das Kriegsbier auch. Ausserdem hatte ich Angst, die Kontrolle zu verlieren, wenn ich Alkohol trank; ich wollte immer hellwach und klar sein. Also entwickelte ich Techniken, mit denen ich das Getränk aus dem grossen Bierseidel geräuschlos im Küchenausguss verschwinden liess, ohne dass Frau Blase es bemerkte.

Einmal trug sie mir auch auf, bei Altermann Grüsse zu bestellen. «Kinnings», verkündete der Wirt daraufhin sehr laut, «könnt ihr euch noch an die volle Blase erinnern?» Ein paar alte Zecher, die schon nachmittags angetrunken waren, erklärten den anderen grölend, woher dieser Name kam: Weil die Blase pausenlos bier ge-

trunken hatte. Es war ein grosses Hallo in der Kneipe. Dann ging ein besoffener Alter von Tisch zu Tisch und flüsterte etwas, was neues Gekreisch auslöste.

Welche sensationelle Nachricht er dort verbreitet hatte, erfuhr ich später. Die Blase sprach manchmal von der schweren, langen Zeit, die sie von zu Hause abwesend gewesen sei, und wie ungeheuer leid ihr ihre lieben Kinder deshalb taten. Es dauerte eine Weile, bis sie damit herausrückte, dass sie eine Zeit lang im Frauengefängnis sitzen musste, weil sie sich bei Altermann als Kupplerin betätigt hatte. Damit hatte sie ihre kleine Rente und ihre Einnahmen aus den Aufwartestellen aufgebessert.

Aufgeflogen war sie auch nur, weil sie ausserdem versucht hatte, ihre tödlich gehasste ältere Halbschwester Klara Kalliwoda zu erpressen. Diese hatte es als Hebamme in Wedding zu einigem Wohlstand gebracht: Sie hatte sich das Geld durch illegale Abtreibungen, wie der Berliner Volksmund sagte, zusammengekratzt. Als Frau Blase damit drohte, sie anzuzeigen, wenn sie ihr nicht einen bestimmten Betrag zahle, engagierte Klara Kalliwoda einen Privatdetektiv. Dieser fand schnell heraus, welchen kriminellen Aktivitäten wiederum Luise Blase in der Kneipe bei Altermann nachging. Und so kam es, dass sie es schliesslich war, die vor dem Richter stand.

Übrigens sprach Frau Blase ohne die geringsten moralischen Bedenken darüber, wie sie ihre Halbschwester erpresst hatte. Das hielt sie für ihr gutes Recht, während Klara, die einen Privatdetektiv gemietet hatte, um die Blase aus dem Weg zu räumen, natürlich das grösste Miststück unter der Sonne war.

In der ersten Zeit transportierten wir Frau Blase bei jedem Alarm mühselig mit in den Keller. Bald aber verzichtete sie darauf, weil es ihr zu anstrengend war. Für uns war das eine grosse Erleichterung. Burgers hatte genug damit zu tun, unser Luftschutzgepäck, in

jeder Hand zwei Koffer, hinunter zu transportieren. Und auch ich war damit beschäftigt, alten Leuten die Koffer abzunehmen und ihnen die Kellertreppe hinunter zu helfen. Es waren kaum noch kräftige Männer im Haus, und alle waren sich einig: Det Frollein ist doch zu nett.

Als in unserer Nähe eine Bombe einschlug, gingen einmal sämtliche Fensterscheiben zu Bruch. Burgers und ich standen bei schönem Wetter einen ganzen Sonntag auf dem Hof und entsplitterten die Scheiben, eine widerliche Arbeit. Die Fenster konnten nämlich nur neu verglast werden, wenn sämtliche Splitter entfernt waren. Die alten Leute wollten uns dafür bezahlen, aber zum Glück waren Burgers und ich uns einig: Wir nehmen kein Geld. Unsere Nachbarn waren zu Tränen gerührt, was es für gute Menschen gibt.

All diese Menschen hätten mich nie denunziert, aber sie waren keine Nazigegner oder gar Antifaschisten. Einige von ihnen hätten einen älteren, drei Zentner schweren Mann, der aussah, wie sie sich einen reichen Juden vorstellten, sehr wohl angezeigt. Sicher war ich nie.

Als ich einmal von einem ausgedehnten Einholgang zurückkam, stand eine fremde Frau bei uns in der Küche. Schon auf den ersten Blick fand ich sie widerlich. Sie war ordinär, primitiv, von Kopf bis Fuss in die unterschiedlichsten Rottöne gekleidet. Mir wurde sie als neue Mieterin unseres leeren Zimmers vorgestellt.

Dieses Weibsbild, so erfuhr ich, wollte in der Nähe ihres Mannes sein, der als Flakschütze eingesetzt war. Ganz in der Nähe unseres Hauses war auf einem Dach so ein Geschütz montiert. Ich konnte beobachten, wenn die Männer ein herannahendes Flugzeug ins Fadenkreuz nahmen, und hätte dem englischen oder amerikanischen Piloten dann am liebsten zugerufen: «Junge, hau ab, sonst schießen die dich ab!»

Die Frau hatte in sämtlichen umliegenden Häusern herumgefragt,

ob irgendwo ein Zimmer zu vermieten sei. Ich war gerade nicht zu Hause gewesen und die Blase hatte in der Küche gegessen, als sie klingelte. In dem Bewusstsein, eine ungeheuerliche Forderung zu stellen, hatte sie fünf Mark pro Tag für das Vorderzimmer verlangt. Diese bauernschlaue Person hatte sofort kapiert, dass hier jemand die aktuellen Preise nicht kannte. «Ist ja ein bisschen teuer», sagte sie also, «aber fünf Mark kann ich zahlen.» Woanders wäre ein Vielfaches dieses Preises verlangt worden.

Ich war ihr von Anfang an ein Dorn im Auge. Sie war eine Nazisse, misstrauisch und hatte mich auf dem Kieker. Wieder einmal fragte ich mich, ob eine erträgliche Situation, die ich mühsam für mich geschaffen hatte, nicht endlich einmal einfach bestehen bleiben konnte. Nach einigen Tagen aber sah die Frau völlig verheult aus: «Ich reise ab, mein Mann kommt an die Front», erklärte sie. Damit war die Sache glücklicherweise erledigt.

«Muttchen Blase», sagte ich danach liebevoll und herzlich zu unserer Zimmerwirtin, «das war eine harmlose Frau. Aber was, wenn Sie aufgemacht hätten und es wäre ein Räuber gewesen? Diese ausländischen Arbeiter hier sind alles Lumpen – das sagen Sie doch selbst immer! So jemand könnte Sie über den Haufen rennen und ausrauben. Sie dürfen nie mehr die Tür auf machen, wenn ich nicht da bin!»

Unsere Zimmerwirtin bedankte sich für diese Warnung und sah ein, dass sie noch mal Glück gehabt hatte. Mit Kurt wurde daraufhin ein Klingelsignal verabredet. Er bestärkte sie darin, meine Warnungen ernst zu nehmen. Kurt war bei aller Liebe zu seiner Mutter inzwischen nach beiden Seiten loyal. Er hätte nie etwas getan, was mir schadete.

Ab und zu bekam Frau Blase Post, obwohl sie nie jemandem schrieb. Das konnte sie gar nicht, und das nicht nur aufgrund ihres

Augenleidens. Zum Geburtstag bekam sie zum Beispiel eine Karte von Anna Ziervogel, der kleinen Schwester der Braut ihres innig geliebten, an der Front gefallenen Sohnes Gerhard Blase. Die Braut selber hatte sich offenbar recht schnell mit jemand anderem geträstet und sich nie wieder gemeldet. Anna Ziervogel schien darüber sehr empört und schickte zum Geburtstag von Luise Blase sogar ein eigenes Gedicht.

Mit mir hatte Frau Blase nun jemanden, der solche Briefe beantworten konnte. Und so entwickelte sich eine lebhafte Korrespondenz zwischen diesem Fräulein Anna und mir. Natürlich unterzeichnete ich stets mit dem Namen und im Auftrag von Luise Blase. Einmal verfasste ich sogar ein ernsthaftes Gedicht über die Gefühle und Gedanken einer alten Frau. Fräulein Anna war begeistert und wollte mich – also diese alte Dame – unbedingt kennenlernen, aber sie lebte sehr weit entfernt in Pommern. Im Übrigen schwärmte sie für den Führer und glaubte unerschütterlich an den Endsieg. Dass man in der Stadt auf jämmerliche Lebensmittelrationen angewiesen war, konnte diese Bauerntochter sich überhaupt nicht vorstellen. Ich schickte ihr daraufhin eins der Kriegsrezepte, die nur dazu taugten, aus unzureichenden Zutaten kaum geniessbare Speisen herzustellen.

Bald darauf bekamen wir von Anna Ziervogel ein Riesenpaket mit edelstem Kuchen. Frau Blase war entzückt: Weniger über die Backwaren – sie ass ja kaum noch – als über den Besitz. Das Haben und Raffan lag in ihrer Natur, das Abgeben aber auch. Sie schenkte mir die Hälfte des Kuchenpaketes.

Ich rührte nichts davon an, bis Burgers nach Hause kam. Dann liess ich zuerst ihn kosten. Der Kuchen schmecke zwar sehr lecker, meinte er, aber sein mit Kaffee-Ersatz befeuchtetes Kriegsbrot mit Zucker sei noch süsser und ebenso gut.

Danach probierte ich ein erstes Stückchen. Und dann liefen mir plötzlich die Tränen herunter. «Was ist denn los?», fragte Gerrit mich erstaunt.

Es war das einzige Mal in der ganzen Zeit, dass ich weinte, und ich schämte mich vor mir selbst. Ich hatte nicht einmal geweint, als meine Verwandten ins Vernichtungslager abtransportiert worden waren. Aber jetzt konnte ich die Tränen nicht zurückhalten.

«Ich weine vor Freude», sagte ich. Dieser Kuchen war ein Hochgenuss, den ich mir nicht mehr hatte vorstellen können. Und das machte mich glücklich: Ich spürte plötzlich wieder, wie schön das Leben sein konnte.

Erst wollte ich auch Hannchen Koch eine Kostprobe von dem Gebäck mitbringen. Aber ich traf sie erst ein paar Tage später, und bis dahin war das Kuchenpaket ziemlich erschöpft. Vielleicht war es auch besser, dass sie nicht mitbekam, zu welchen Genüssen ich Zugang hatte. Sie war nämlich durchaus nicht frei von Neid. Sie wollte mich armselig, abhängig und leidend haben, um mich dann tröstend streicheln zu können.

Frau Blase erzählte mir auch sehr viel über die Zeit, die sie wegen ihres Augenleidens im Virchow-Krankenhaus zugebracht hatte. Genauestens schilderte sie mir alle ihre Mitpatientinnen und die Krankenschwestern. Eine von ihnen interessierte mich besonders: Eine Frau Krause, offenbar eine unbeirrbar Kommunistin, die sich als Portiersfrau in Schöneberg durchschlug.

Als mich Frau Blase bat, in Erfahrung zu bringen, wie es dieser Frau inzwischen ging, fuhr ich mit Begeisterung hin. Den Eingang zu ihrer Wohnung fand ich erst nach einiger Zeit, weil die Tür direkt im Tordurchgang von der Strasse zum Hof lag.

Hier könnte man sich gut verstecken, dachte ich. Dann klingelte ich. Niemand öffnete. Wenige Augenblicke später kam eine Frau über den Hof und steuerte auf die Tür zu.

«Guten Tag. Ich komme von Luise Blase und wollte Sie besuchen und fragen, wie es Ihnen geht», sagte ich. Kaum hatte sie den Namen gehört, verfinsterte sich ihr Gesicht. «Vielen Dank»,

sagte sie unwirsch, «ich habe keine Zeit, ich habe dieses riesige Haus zu versorgen.» Sie wollte mir die Tür schon vor der Nase zuschlagen. «Einen Moment bitte», sagte ich hastig, «ich bin Untermieterin bei Frau Blase, und das aus einem ganz besonderen Grund. Aber es wäre mir peinlich, wenn Sie annehmen, dass ich dieselbe politische Gesinnung habe wie sie. Im Gegenteil!»

«Ach, kommen Sie doch rein. Keine Zeit gibt es eigentlich nicht, Zeit kann man sich nehmen», sagte da die Frau plötzlich sehr freundlich. Sie führte mich in ihre kleine Küche, wo Fotografien von ihrem Mann und dem Sohn standen, die beide im Krieg gefallen waren. Wieder einmal wurde ich in einen Korbsessel gesetzt, und dann sprachen wir lange über Politik.

«Sie sind ja sehr vertrauenswürdig», sagte ich nach einiger Zeit, «und deshalb erzähle ich Ihnen jetzt auch meine Geschichte.» Wieder einmal tischte ich die geniale Halblüge auf, die Trude erfunden hatte: Ich war halbjüdisch, hatte Scherereien gehabt und war deshalb bei Frau Blase untergetaucht. Die alte Frau klatschte vergnügt in die Hände, als sie das hörte. Sie freute sich wie ein Kind darüber, dass die alte Nazisse Blase einer Untergetauchten half. Da fasste ich Mut: «Wenn es zu einer Katastrophe kommt», fragte ich sie, «würden Sie mich vielleicht bei sich aufnehmen?» Die Krause schlug sich mit ihren beiden kleinen dicken Patschhändchen begeistert auf die Schenkel: «Aber ja! Fürs Erste bestimmt! Und dann finden wir schon was für Sie!»

Zum Schluss lud sie mich ein, bald wiederzukommen. Gutgelaunt zog ich von dannen. Ich war so vergnügt, dass ich mich dabei ertappte, wie ich mit Hopserschritten nach Hause lief. Erwachsene Menschen tun so etwas nicht, tadelte ich mich selbst. Aber andererseits würde mich die Gestapo ja wohl kaum nach meinem Ausweis fragen, nur weil ich ein paar Hopserschritte auf der Strasse machte.

6

Die ersten Nachrichten über die Geschehnisse vom 20. Juli 1944 hörte ich von einem ausländischen Sender. Ich stand neben dem Detektorempfänger an der Wand unseres Zimmers und war sehr aufgeregt. Viele Stunden blieb ich vor dem Rundfunkgerät stehen und versuchte, mehr in Erfahrung zu bringen. Aber es gab aus dem Ausland nur dieselben spärlichen Informationen wie im deutschen Radio: Es hatte einen Putschversuch durch deutsche Offiziere gegeben. Doch das Attentat auf Hitler war missglückt.

Am Anfang deprimierte mich diese Nachricht zutiefst. Die Befreiung durch eine Beseitigung Hitlers war für einen kurzen Moment so nahe gerückt und dann doch gescheitert. Doch dann dachte ich: Es ist gut so. Die Offiziere, die dieses Attentat geplant hatten, hatten Hitler nie übelgenommen, dass er den Krieg begonnen hatte; sie nahmen ihm jetzt nur übel, dass er ihn verlor. Sie mochten ihn nicht, weil er ordinär und plebejisch war und weil er nicht aus denselben alten Adels- oder traditionellen Offizierskreisen stammte wie sie. Sie waren keine wirklichen Antifaschisten, sondern konservative Militärs. Ich sagte mir: Wenn es gelänge, den Krieg noch fünf Minuten vor zwölf zu beenden, wäre das ein fauler Kompromiss. Deutschland sollte vollständig besiegt werden, die Russen und die anderen Alliierten sollten einmarschieren, in Berlin musste die rote Fahne wehen. Als Burgers abends von der Arbeit kam, sprachen wir lange darüber, und er sah das genauso wie ich.

Die einzigen Menschen, mit denen wir über solche Themen offen diskutieren konnten, waren Jule und Trude Neuke. Noch immer besuchten wir sie alle zwei Wochen, und manchmal zählte ich die

Tage und Stunden bis zum nächsten Treffen. Jetzt war mir dieser Austausch besonders wichtig.

Ohne jede Vorahnung und voller Vorfreude stürmte ich an einem der folgenden Sonnabendnachmittage die Treppen der Schönleinstrasse 13 hoch. Julius öffnete uns schweigend. Stumm lotste er uns durch die Diele in die Küche. Wir blieben in der Tür stehen, während er zum Fenster ging, sich auf einen Stuhl setzte, einen Dreifuss zur Hand nahm und wild auf einem Schuh herumhämmerte. Von draussen wehte ein warmer Sommerwind herein.

Burgers und ich guckten uns fragend an. Jule begrüßte uns nicht, er forderte uns nicht auf, Platz zu nehmen, er gab keine Erklärung für sein Verhalten ab. Sein Gesicht war zu einer Art wütender Grimasse erstarrt. Erst nach einer langen, quälenden Wartezeit, in der wir ratlos zusahen, wie er auf dem Dreifuss herum-schlug, legte er sein Werkzeug aus der Hand, sah uns an und sagte nur: «Trude ist verhaftet.» *

Es traf mich wie ein Keulenschlag. Viel zu bereden gab es nicht. Jule kannte auch noch keine Einzelheiten. Die Konsequenzen für uns waren eindeutig: In der folgenden Zeit würden wir uns von der Schönleinstrasse fernhalten. Erst nach vier oder sechs Wochen würde Jule vielleicht mehr wissen: Ob die Wohnung beobachtet wurde, ob es Hausdurchsuchungen gab und wo Trude war. Dann würde Gerrit erst einmal allein zu ihm gehen, um die Lage zu erkunden. Er war ja nicht so gefährdet wie ich, weil er sich legal in Berlin aufhielt.

Später erfuhren wir, dass Jule völlig unbehelligt blieb. Schon bei der Verhaftung seiner Frau war er wie Luft behandelt worden. «Sie nicht!», war ihm nur gesagt worden. Trude hatte in ihrer Gruppe

* Laut Anklageschrift des Oberreichsanwaltes beim Volksgerichtshof vom 16.1.1945 wurde Gertrud Neuke am 15. September 1944 festgenommen. Möglicherweise gab es bereits vorher eine nicht aktenkundige erste Verhaftung oder schon vor diesem Tag eine Festnahme durch die Gestapo.

stets erzählt, ihr Mann dürfe von ihrer politischen Arbeit nichts wissen. Er sei nervlich nicht belastbar und würde es ihr am Ende noch übelnehmen, wenn sie sich um Politik kümmere, statt ihm ein schönes Sonntagsessen zu kochen. Offenbar hatte der Spitzel, der die Gruppe schliesslich auffliegen liess, ihr all das geglaubt.

Im Spätherbst 1944 nahmen wir unseren regelmässigen Besuche bei Jule Neuke dann wieder auf. Es ging ihm sehr elend. Er litt unter der furchtbaren Sorge um seine Frau, unter der Verantwortung für seine beiden Stiefkinder und unter seinen quälenden Beinbeschwerden. Auch finanziell war er sehr in Not. Wir konnten nicht viel mehr für ihn tun, als ihm jedes Mal ein halbes Brot mitzubringen.

Währenddessen schritt der Krieg immer weiter voran. Die Zeitungen waren voller Todesanzeigen, und ich registrierte genau, wie unterschiedlich diese formuliert waren. Wenn dort geschrieben



stand, dass der Sohn einer Familie «für Führer, Volk und Vaterland» gefallen sei, war klar: das war von Nazis verfasst. Aber es gab auch Annoncen wie die einer Familie aus Charlottenburg, in der es hiess: «Gott, der Herr, nahm uns unsere Tochter.» Die junge Frau war bei einem Bombenangriff umgekommen. In derselben Anzeige wurde auch einer lieben Hausangestellten gedacht, die zur Familie gehört hatte. Diese Anzeige beinhaltete zwischen den Zeilen ein deutliches Bekenntnis gegen die Nazis, aber so formuliert, dass es für die Obrigkeit unangreifbar war. Ich merkte mir den Namen und die Adresse der Leute und nahm mir vor: Wenn ich in Not gerate, melde ich mich bei dieser Familie. Die würde mir helfen.

Auch die beiden Halbschwestern von Luise Blase, Klara Kalliwoda und Anna Zouplna, wurden ausgebombt. Beide fragten an, ob sie nicht in der Wohnung am Oberbaum unterkommen könnten – nach Jahren oder gar Jahrzehnten, in denen sie keinen Kontakt zu der Blase gehabt hatten. Die alte Frau wimmelte beide ab, indem sie behauptete, ihre beiden Zimmer seien vermietet, eins an einen holländischen Fremdarbeiter, das andere an ein junges Fräulein.

Eines Tages aber stand Kurt vor der Tür. Das Haus, in dem er wohnte, war komplett zerstört. Die gesamte Familie – Vater, Mutter und drei Kinder – sass bei uns in der Küche und brauchte eine neue Unterkunft. Und Trudchen war schon wieder schwanger. Diesmal drohte wirklich Gefahr: Kurt wusste schliesslich, dass ein Zimmer in der Wohnung frei war.

Wir nahmen sofort Blickkontakt miteinander auf. Er schüttelte ganz leicht den Kopf, und ich erwiderte, ebenso kaum wahrnehmbar: Bitte nicht. Wir beide wussten: Zwischen Frau Blase und ihrer ewig auf dem Kohlenkasten sitzenden verhassten Schwiegertochter würde es zu einer Katastrophe kommen. Aber von Trudchen war durchaus zu erwarten, dass sie am Oberbaum einziehen wollte und verlangte, dass der holländische Untermieter bleibe, wo der Pfeffer

wächst. Burgers und mir machte ohnehin immer wieder das Gerücht zu schaffen, dass sogenannte Fremdarbeiter nicht mehr als Untermieter privat wohnen dürften, sondern sich in Sammelunterkünften einzuquartieren hätten.

Frau Blase fiel es sichtbar schwer, ihrem Sohn beizubringen, dass sie nicht genug Platz für seine ganze Familie hatte. Doch Kurt war das ganz recht. Nach dem Gespräch kam er zu mir ins Zimmer und bat mich, ein Schreiben an die NSDAP aufzusetzen: Er sei kinderreich, total ausgebombt und man möge ihm bevorzugt eine Wohnung zuweisen. Das einzige Mal in meinem Leben unterschrieb ich mit der Grussformel «Heil Hitler!» Er kam dann sehr schnell an eine andere Wohnung, allerdings war es wohl wieder ein scheusslicher Eisstall.

Trotz allem ging das Leben weiter. Es gab sogar noch so etwas wie einen Alltag. Ich besuchte regelmässig Frau Rose und tauschte Seifen- gegen Brotmarken, und ich traf mich einmal in der Woche mit Hannchen Koch. Auch Burgers pflegte ein paar Bekanntschaften mit Arbeitskollegen.

Einer von ihnen war Erich Klahn. Der Holländer hatte sich schon bald, nachdem er seine Arbeit in diesem Betrieb angefangen hatte, mit ihm angefreundet. Klahn war Nazigegner und begegnete Burgers, dem einzigen ausländischen Kollegen, von Anfang an betont herzlich. Sie hatten sich politisch sehr schnell gefunden und vertrauten einander. So hatte Burgers auch erfahren, dass Klahn ein emeritierter Einbrecher war. Viele Jahre lang hatte er von Einbruchdiebstählen gelebt, war aber nie erwischt worden. Er war dann an einem schweren Magenleiden erkrankt, hatte mehrere Operationen hinter sich und konnte jetzt nur noch eine leichte Teilzeitarbeit verrichten. Seine Karriere als Verbrecher war beendet.

Weil er magenkrank war, konnte Klahn auch kaum noch etwas

essen. Aber er durfte sein Frühstücksbrot auf keinen Fall wieder nach Hause zurückbringen, sonst hätte ihn seine Frau fürchterlich beschimpft. Deshalb schenkte er sein Brot häufig seinem überraschten und beglückten Arbeitskollegen aus Holland. Burgers war ja immer hungrig.

Schliesslich wurde Erich Klahn für längere Zeit krankgeschrieben. Als er noch mal in den Betrieb kam, um seine Lohntüte abzuholen, sagte er zu Burgers, er würde mich gerne kennenlernen. Er gab dafür einen seltsamen Grund an: Er wolle lernen, Gleichungen mit zwei Unbekannten zu lösen. Burgers hatte ihm von mir erzählt und damit geprahlt, dass ich eine höhere Schule besucht hatte.

Für unser Treffen schlug Klahn eine Bank im Treptower Park vor. Als ich dorthin kam, kriegte ich einen furchtbaren Schreck. Burgers hatte Klahn zwar auf Holländisch stets «den Kleinen» genannt, aber er hatte mir nicht gesagt, dass der Mann ein Zwerg war. Er hatte einen normal gebildeten Oberkörper und ein intelligentes Gesicht, aber seine unteren Extremitäten waren winzig.

Ich war wütend, dass Burgers mich in keiner Weise vorgewarnt hatte, aber ich fand schnell ein Mittel, um meinen Schreck zu überspielen: Ich wusste, dass es *Brochen* gibt, hebräische Segenssprüche, die man beim Anblick von Riesen oder von Zwergen sagt. Ich kannte diese zwar nicht, aber ich improvisierte: *Boruch ato adaunoj* – die übliche Einleitungsfloskel «Gelobt sei der» – und dann weiter: «der die sehr kleinen Menschen geschaffen hat».

Und dann unterhielten wir uns recht gut miteinander. «Mein Freund Gerrit hat komische Sachen angedeutet. Du bist polizeilich nicht angemeldet? Hat das bestimmte Gründe?», wollte Klahn gleich zu Anfang wissen. Ich gab ihm eine ausweichende, vage Antwort.

«Weisst du, Mädchen, was die mit den Juden machen?», fragte er

mich da, und fuhr fort: «Die bringen sie weg nach dem Osten. Weisst du, was das ist? Das ist Mord.» Er schüttelte sich und wiederholte: «Mord, nee!» Und da sagte ich ihm die ganze Halbwahrheit: Dass ich Halbjüdin sei und deshalb untertauchen musste.

«Geht das denn gut mit dieser alten Frau, eurer Zimmerwirtin?», fragte er weiter. Er fing sofort an, darüber nachzudenken, wie er mir helfen könnte. Er habe noch Kontakt zu Leuten, mit denen er früher zusammen Einbrüche gemacht habe, erzählte er. Aber selbst in diesen Kreisen sei man heutzutage nicht mehr sicher vor idiotischen braunen Vorurteilen. Wenn ich ein neues Quartier bräuchte, sei es also besser, denen zu sagen, dass ich von der Bildfläche verschwinden müsse, weil ich bei einem Einbruch Schmiere gestanden hätte.

Ich brachte ihm dann, mit einem Stock in den Sand zeichnend, so gut ich konnte, Gleichungen mit zwei Unbekannten bei. Wir trafen uns noch einige weitere Male im Treptower Park. Dieser ehemalige Einbrecher entpuppte sich dabei als dezidiertes Intellektueller: Bei seinen langen Krankenhausaufenthalten hatte er ganze Bibliotheken durchgelesen. Ihm war klar, dass die Nazis den Antisemitismus als Kern ihrer Ideologie pflegten, und er hatte sich gefragt: Woher kommt dieser Judenhass? Er hatte die Ärzte im Krankenhaus in Gespräche verwickelt, sich aus ihren Privatbibliotheken Bücher geliehen und auf diese Weise fundierte theologisch-kirchengeschichtliche Kenntnisse erworben. So war er zu der Überzeugung gekommen, dass die Wurzeln des Antisemitismus im Christentum lägen.

Erich Klahn erzählte mir auch viel über sein Leben. In erster Ehe war er mit einer normalwüchsigen, stattlichen Frau verheiratet gewesen, die ihn fürchterlich misshandelt hatte. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, der mittlerweile erwachsen war und im Zuchthaus sass. Auch er war Berufsverbrecher geworden. Er hatte sich

einer Bande angeschlossen, die auf Einbruchsdiebstähle spezialisiert war, aber auch Raubüberfälle machte. Und Letzteres fand Klahn überhaupt nicht gut. In angetrunkenem Zustand hatte diese Truppe einmal einen Kiosk gestürmt, um sich Schnaps zu beschaffen. Als die Polizei eingriff, war es zu einem Schusswechsel gekommen, und darüber war Klahn moralisch zutiefst empört. Einbruch war für ihn eine legitime Form des Erwerbs, aber Gewaltanwendung lehnte er kategorisch ab. Er konnte kein Blut sehen und fiel beinahe in Ohnmacht, wenn sich jemand auch nur leicht verletzte. So zartfühlend hatte ich mir einen Verbrecher nicht vorgestellt.

In zweiter Ehe hatte Klahn eine Zwergin geheiratet, die stumpfsinnig und brutal war und ihren Mann hasste. Da er sich immer wieder mit mir treffen wollte, bekam ich allmählich grosse Angst davor, dass unsere Beziehung Formen annehmen könnte, die ich absolut nicht anstrebte. Ich war ja erpressbar, und der Gedanke, dass Klahn zudringlich werden könnte, war mir unerträglich. Ausserdem hätte seine braungesinnte Frau mir sehr schaden können, wenn sie die Wahrheit über mich erfahren hätte.

Burgers, der ansonsten sehr eifersüchtig sein konnte, war in diesem Fall völlig arglos. Ich musste ihm vorsichtig klarmachen, dass er diese Beziehung zwischen mir und seinem Arbeitskollegen nicht weiter forcieren sollte. Dennoch gingen wir noch zu einem Besuch zum Ehepaar Klahn, das in der Nähe des Görlitzer Bahnhofs in einem Haus mit vielen Hinterhöfen wohnte.

Als wir die Treppe hinaufgestiegen waren und vor der Tür der Klahns standen, ertönte von innen eine Stimme: «Achtung, wir öffnen!» Burgers wusste Bescheid: Es ging eine Tür nach aussen auf, die man sonst leicht an den Kopf bekommen hätte. Eine zweite Tür nach innen öffnete Frau Klahn, die noch kleiner war als ihr Mann. Sie hatte ein richtiges Hexenprofil mit einem verkniffenen Mund

und einem sehr boshaften Gesichtsausdruck. Ihr Lebensinhalt war es, die ganze Wohnung ständig auf Hochglanz zu putzen und zu polieren.

Wir wurden in ein kleinstbürgerliches Esszimmer geführt und nahmen dort Platz. Es gab Kaffee-Ersatz und eine Scheibe trockenes Brot mit der üblichen, kaum geniessbaren sogenannten Vierfruchtmarmelade, die es auf Marken gab. Ich war ganz erleichtert über diese geringfügige Bewirtung: Da brachte niemand Opfer, für die man dankbar sein musste.

Wenn Klahn sprach, fixierte mich der Holländer und drückte durch sein Mienenspiel aus: «Habe ich nicht einen fabelhaften Freund?» Wenn ich sprach, sah er Klahn genauso an. Seine Frau wurde immer wütender. Und mir war klar: Diese Beziehung muss dringend abgebrochen werden, sie ist auf Dauer gefährlich.

Später kam noch eine Nachbarin dazu, eine dicke und ordinäre Person, die ein Naziabzeichen an ihrem Sommermantel trug. Nun kam es zu einem schrecklichen Tauziehen. Diese Nachbarin wollte nämlich einen Tag zum Beerenpflücken in der Mark Brandenburg verabreden, und ich sollte mit. Man musste sich dazu einen Sammelschein beschaffen, und ich wusste auch, warum: Deserteure und untergetauchte Juden, die keine Lebensmittelkarten hatten, standen zu Recht im Verdacht, Wildbeeren und Pilze für sich zu sammeln. Viele Förster machten Jagd auf Leute ohne Sammelschein, in der Hoffnung, ihrem geliebten Führer die abgeschlagenen Köpfe von Untergetauchten zu Füßen legen zu können.

Ich wehrte mich mit Händen und Füßen dagegen, an diesem Ausflug teilzunehmen, erklärte, ich hätte keinen Sammelschein und auch kein Geld dafür. Burgers begriff das nicht und ermunterte mich noch: «Aber höre mal, das ist doch nicht teuer und für dich ein schöner Ausflug! Gott, wie lang habe ich keine Blaubeeren mehr gegessen! Und du hast ja gehört: Man kann an einem Tag rie-

sige Kannen vollsammeln.» Mir blieb nichts anderes übrig, als ihm unter dem Tisch sehr kräftig und schmerzhaft auf den Fuss zu treten, bis er endlich kapierte.

Frau Blase hörte den ganzen Tag Radio, natürlich nur deutsche Sender aus einem primitiven Volksempfänger, der auf ihrem Nachttisch stand. Sie schwärmte unter anderem für den rumänischen Herrscher Ion Antonescu, einen der faschistischen Satelliten Hitlers. Einmal gab ich ihr ein Bild dieses Marschalls aus einer illustrierten Zeitung, die ich als Einwickelpapier bekommen hatte. Sie freute sich sehr darüber, betrachtete selig das Porträtfoto, ohne allerdings zu bemerken, dass sie es verkehrt herum hielt. Dann legte sie sich das Bild auf ihren Nachttisch und schenkte mir zum Dank eine schöne französische Seife aus dem Zauberschrank.

Eines Tages, im Herbst 1944, erklärte sie mir freudig erregt: «Bald kommt es zum Endsieg! Denn der Führer wird die Wende herbeizwingen, er hat den Volks-Turm aufgegeben.» Sie hatte statt Volkssturm «Volks-Turm» verstanden und sich gleich noch mal verhört: Sie berichtete mir nämlich, dass jeder dieser Volks-Turm-Männer mit einer «Panzerfrau» ausgerüstet würde. Burgers und ich amüsierten uns königlich über dieses Missverständnis. Gerrit machte sich einen Spass daraus, das Thema immer wieder anzuschneiden und auf den Volks-Turm und die Panzerfrau zu sprechen zu kommen.

Etwas später verging mir das Lachen. Eines Nachmittags bot sich mir in der Diele ein seltsamer Anblick. Ich war gerade nach Hause gekommen und hatte das Licht noch nicht angeknipst. Da sah ich, dass Frau Blase ihr Klappstischchen mit zwei Beinen in den halbdunklen Raum manövriert hatte. Mit den beiden anderen dünnen Beinen stand dieses Möbelstück noch in der Küche. Dort sass die alte Frau und erwartete mich. Es war klar, dass sie mir etwas sa-

gen wollte und mich deshalb abgepasst hatte. Noch im Mantel ging ich auf sie zu.

«Guten Abend, Muttchen Blase, was gibt's denn?», fragte ich etwas beklommen. Sie antwortete nicht, aber ich sah, dass sie weinte. Das hatte sie in meiner Gegenwart noch nie getan. Mit ihrer rechten Hand tastete sie auf dem Tisch herum, bis sie meine Hand fand, diese ergriff und drückte. «Kurt ist zum Volks-Turm einberufen worden», sagte sie schliesslich: «Nun verliere ich den Letzten und das Letzte, das ich geliebt habe, und mein Leben ist auch zu Ende. Aber für den Führer muss es sein.»

In diesem Augenblick empfand ich Achtung für sie, denn sie zog die Konsequenzen aus einer Gesinnung, für die ich ansonsten keinerlei Sympathie hegte. Es war mir immer unklar gewesen, warum diese primitive und über nichts Historisches und Politisches informierte alte Frau den Führer so sehr liebte und ihr Leben lang jedem rechten Gedankengut zugetan war. Aber für einen Moment hatte ich Respekt vor der Haltung, mit der sie schon jetzt um ihren Sohn trauerte.

Zu diskutieren war da nichts. Ich versuchte, ihr mit irgendwelchen Phrasen wie «Es ist nicht aller Tage Abend» Mut zu machen und benutzte auch das Wort Volks-Turm, um sie nicht zu blamieren. Wann Kurt denn einberufen würde, fragte ich. Da schluchzte sie auf: «Er war ja schon hier mit seiner Armbinde.»

Kurt Blase ist beim Volkssturm gefallen. Das erfuhr ich aber erst nach dem Krieg.

7

Die Zeiten, in denen wir bei Alarm öfters einfach im Bett blieben, uns auf die andere Seite drehten und gemütlich weiterschließen, waren seit Anfang Februar 1945 vorbei. Zeitweise hatten wir das Gefühl gehabt, unsere Gesundheit eher durch das stundenlange Sitzen in eisiger Kälte zu gefährden als durch Bombentreffer. Aber das hatte sich gründlich geändert.

In den Warteschlangen beim Einholen gab es kein anderes Thema mehr als den Krieg, und auch ich war durch den ständigen Schlafmangel erschöpft und entnervt. Ich teilte das Los aller Menschen in Berlin und teilte es doch nicht. Denn im Gegensatz zu den meisten anderen fürchtete ich mich nicht vor dem Kommenden, sondern ich hoffte darauf. Und diese Hoffnung gab mir Kraft.

Eines Nachts, wir sassen wieder einmal im Keller, hörten wir über uns ein mörderisches Krachen. Schnell war klar: Unser Haus war von einer Sprengbombe getroffen. Verschüttet aber waren wir nicht. Wir mussten nur etwas Geröll beiseiteräumen, um ins Freie zu gelangen. Die drei Häuser Am Oberbaum standen noch, aber ihre gemeinsame Fassade war weggerissen und eingestürzt. Man konnte in die Etagen hineinsehen wie in eine Theaterkulisse. Das Treppenhaus hing schief und wirkte einsturzgefährdet. Ein Geländer gab es nicht mehr.

Kurz nach der Entwarnung kam die Feuerwehr, ausserdem Sanitäter und Luftschutzleute. Frau Blase wurde aus ihrem Schlafzimmer geborgen. Sie war verwirrt, aber nur leicht verletzt. Möbel waren umgefallen und hatten ihr Gesicht zerschrammt, während sie im Bett lag. Frau Grass polsterte einen Korbsessel mit Sofakissen für sie aus. Sie wurde hineingesetzt, bekam ein paar Pflaster, und das war's erst mal.

Alexander Grass kam laut weinend die Treppe herunter: Seine Mutter war tot. Ein Schrank war auf ihr Bett gefallen, ein Stuhl durch die Luft geflogen. Sie hielt ein Stuhlbein noch im Tod mit der Hand umklammert. Seine Frau setzte dazu an, eine dämliche, dreckige Bemerkung zu machen. Da fiel ich ihr ins Wort und sagte: «Frau Grass, Ihre Schwiegermutter ist tot. Nun seien Sie mal lieb zu ihrem Mann. Sie sehen doch, wie todunglücklich er ist.»*

«Sie haben recht», sagte sie da und wurde ganz still.

Auch Burgers wagte es, noch einmal in unsere zerbombte Wohnung hochzusteigen, um ein paar Sachen zu holen. Das meiste hatten wir ohnehin in unserem Luftschutzgepäck dabei. Ich konnte und wollte dort nicht hinauf, ich hatte Angst vor dieser Kletterpartie. Der Schreibtisch – mein Schreibtisch – der am Fenster gestanden hatte, hing ein Stück nach draussen. Ich bat Burgers, mir meine Wachstuchhefte mit herunterzubringen. Aber das lehnte er voller Schadenfreude fröhlich lachend ab. Das war seine persönliche Rache, denn er hatte den Schreibtisch, meine Schreiberei und meine Lektüre immer gehasst.

Um diese Hefte tut es mir bis heute leid, denn sie waren wichtige Quellen meiner Erinnerungen und Beobachtungen. Damals aber dachte ich: Der Krieg ist gleich zu Ende. Die Hauptsache ist, dass wir unser Leben bewahren. Alles andere ist unwichtig.

Sogar an diesem Morgen machte sich Burgers pünktlich auf den

* Marie Simon kann die Ausbombung des Hauses aus der Erinnerung nicht genau datieren. Der Tod von Friederike Grass ist aber dokumentiert. Im Beredigungsschein steht: «Am 9.3.1945 um 21.15 Uhr aus ihrer zerstörten Wohnung geborgen.» In dieser Nacht wurde das Wohnhaus Am Oberbaum 2 bombardiert. Für den 10. März 1945 ist die Zerstörung des Hochbahnhofes Stralauer Tor / Osthafen, der diesem Haus unmittelbar gegenüber lag, registriert.

Weg zur Arbeit, und das tat er auch an den folgenden Tagen. Wir kampierten im Keller, ich ging von dort aus einholen und versuchte, uns irgendwie zu versorgen. Es war immer dunkel, Licht gab es nur durch eine nackte Glühbirne, die von der Kellerdecke hing. Frau Blase verbrachte Tag und Nacht auf ihrem Korbessel, bekam nicht viel mit und war kaum ansprechbar. Sie hatte eine unnatürliche Himbeerfarbe angenommen und sagte nur ab und zu: «Jaja, ausjebombt.»

Wie sollte es jetzt mit mir weitergehen? Darüber diskutierte ich mit Frau Koch, die ich an einem Donnerstagmittag in Köpenick traf. Eigentlich lag es nahe, mich einem der Flüchtlingstrecks aus Schlesien, Pommern oder Ostpreussen anzuschliessen, die im Frühjahr 1945 ständig in Berlin ankamen. Ich hätte mich als Flüchtling registrieren lassen können und damit ein Anrecht auf eine Unterkunft, Lebensmittelkarten und Arbeit gehabt. Aber das wollte ich nicht. Ich hatte Angst, dass mich jemand fragen könnte, aus welcher Strasse ich denn zum Beispiel in Königsberg stamme. Oder dass mich ein Behördenmitarbeiter aus früheren Zeiten wiedererkannte. Frau Koch brachte es auf eine Formel, die ich gleich mit-sprechen konnte, weil sie mir im selben Moment einfiel: «Gehe nicht zu deinem Fürscht, wenn du nicht gerufen wirscht.» Genauso war es: Ich war untergetaucht, und das sollte bis zum Ende des Krieges auch so bleiben.

An einem Tag mit sehr schönem Frühlingswetter schlug mir Lotte vor, mal ein paar Schritte spazieren zu gehen. Ich trug den alten Wintermantel, den ich schon lange nicht mehr sehen konnte. «Pass uff, ick krieje jetzt een Bombenschein, weiss ja keener, dass ick meine jesamte Jarderobe jerettet habe», sagte Lotte zu mir. Die Badezimmerwand in ihrer Wohnung war eingestürzt, aber der gesamte Inhalt ihres Kleiderschranks lag wohlbehalten in der Wanne. Dennoch konnte sie sich komplett neu einkleiden lassen.

Mutig stieg sie in das Haus hoch, holte ihren Wintermantel und schenkte ihn mir: Es war eine braune Pelzmantelimitation von sehr guter Qualität. Während ich das gute Stück noch anprobierte, nahm sie meinen alten schwarzen Mantel und warf ihn in die Ruine, wo er tief hinab in einen Bombenrichter fiel. Ich lachte, obwohl ich mich einen Moment lang ärgerte: Der Stoff war so unverwüßlich, dass ich noch einen Rock daraus hätte schneiden können.

«Ich habe eene Idee», sagte Lotte, «eene Bekannte von mir, Kollegin, die och jeden Abend bei Altermann sitzt» – eine Prostituierte also –, «ein sehr anständiger Mensch, wohnt hier ganz nah.» Es sei an der Zeit, dass wir aus diesem Keller verschwänden. Jeden Augenblick könne jemand vom Luftschutz vorbeikommen und die Ausweise kontrollieren.

Ihre Kollegin wohnte mit ihren beiden kleinen Töchtern, deren Väter ihr unbekannt waren, in einer Querstrasse der Stralauer Allee. Ihre Wohnung hatte ein grosses Vorderzimmer, das sie nur für gewerbliche Zwecke nutzte. Ihre Arbeit könne sie genauso in ihrem Schlafzimmer erledigen, fand Lotte, und uns das Vorderzimmer vermieten. Für den Fall, dass die Kollegin etwas dagegen hätte, hatte sich Lotte auch schon was ausgedacht: Dann würde sie einen Mann in Briefträgeruniform, einen Soldaten oder Eisenbahner zu ihr schicken, und der würde das Zimmer für uns beschlagnahmen. Männer kannte Lotte ja genug.

Spätnachmittags, als Burgers von der Arbeit kam, gingen wir zu dritt hin. Unsere neue Wirtin empfing uns in der Küche. Auf dem Herd, auf sehr stark loderndem Feuer, stand ein Topf mit Kinderwäsche oder Windeln. Immer wieder ging in einem bestimmten Rhythmus der Deckel hoch und ein kurzes «blub» erklang. Dann kochte zischend die Lauge über, und der Deckel senkte sich wieder. Sie kam aber nicht auf die Idee, ihn ein wenig beiseitezuschieben, um die Hitze zu mildern.

Die Frau war sofort einverstanden, uns aufzunehmen. Ich war immer noch so jung, albern und abenteuerlustig, dass ich ein bisschen traurig darüber war: So entging mir die schöne Szene der Beschlagnahme des Zimmers durch einen Postboten. Mit dieser Geschichte, so hatte ich mir vorgestellt, würde ich nach dem Krieg eine ganze Gesellschaft prima unterhalten können.

Diese sehr nette und sehr saubere Frau hatte ihre beiden kleinen Mädchen Veronika genannt. Sie war so beschränkt, dass ihr kein anderer Name eingefallen war. Mehreren Kindern denselben Namen zu geben war übrigens nicht verboten. Kein Standesbeamter fragte, wenn man die Geburt eines Kindes anmeldete: «Haben Sie schon andere Kinder dieses Namens?»

Ich schlief schon fast im Stehen, sagte aber, sobald wir in unserem Zimmer waren, aus purer Neugier zu Burgers: «Da draussen sitzen die beiden Kinder auf ihren Töpfchen. Geh doch mal gucken, ob sie die zwei unterschiedlich anspricht.» Burgers machte sich in der Diele zu schaffen, kam nach einiger Zeit zurück und meinte: «Nein, kein Unterschied. Sie nennt beide Veronika.»

Auch tagsüber war inzwischen dauernd Alarm. Nichts war mehr planbar. Ich war jeden Abend erleichtert, wenn Burgers heil von der Arbeit zurückkam.

Die Leute sprachen von einem Inferno. Das tat ich selbstverständlich nicht, aber ein Paradiso war es auch für mich nicht. Die Situation war chaotisch, und auch ich hatte Angst. Die Vorstellung, jetzt noch durch Kriegshandlungen zugrunde zu gehen, war furchtbar. Wenn Leute mir gegenüber über die Situation klagten, stimmte ich ihnen höflich zu. Das war ein Teil meiner Maskerade. Aber genauso wenig, wie ich bei den singenden Heerwürmern im Takt

mitmarschieren wollte, wollte ich mich jetzt mit der immer noch auf den Endsieg hoffenden Bevölkerung gemein machen. Innerlich hielt ich Distanz.

Jede Nacht landeten wir früher oder später in einem grossen Keller, der als Luftschutzraum für mehrere Häuser diente. Oft kam ein ausgesprochen scharfer Luftschutzwart vorbei und kontrollierte die Ausweise. Er interessierte sich vor allem für die Männer, weil ja geradezu hysterisch nach Deserteuren gefahndet wurde. Ich drückte mich unauffällig an ihm vorbei und konnte es vermeiden, meine Kennkarte vorzuzeigen.

Nach wenigen Tagen wurde auch unsere neue Bleibe von einer Sprengbombe getroffen. Mit ungeheurem Lärm stürzte alles über uns zusammen. Der Keller bebte, aber die Kellerdecke hielt stand. Viele Leute schrien. Ich duckte mich vor Schreck und Entsetzen zusammen und hielt mir die Ohren und Augen zu.

Dann wurde es wieder ganz ruhig. Eine Art Schneesturm setzte ein: Die ungeheure Erschütterung hatte den Kalk von den Wänden gelöst. Ich hatte noch eine ganze Weile entzündete Augen von dieser gewaltigen Staubwolke.

«Ausgebombt!», schrien jetzt einige Hausbewohner voller Entsetzen. Für sie war ihre Welt kaputtgegangen. Ich hatte nur ein Quartier verloren. «Wir sind verschüttet!», hiess es als Nächstes. Der Eingang, durch den wir den Keller betreten hatten, war durch Trümmer versperrt. Männer in Uniformen griffen zu den Werkzeugen, die für einen solchen Fall vorbereitet waren, und begannen, einen anderen Ausgang freizukämpfen. Burgers half ihnen dabei.

Ich sass gelassen auf meiner improvisierten Bank und wartete ab. Einige alte Frauen weinten. Etwa nach einer Stunde erschallte der Ruf: «Der Eingang ist frei!» Wir verliessen den Keller und standen vor gewaltigen Trümmerhaufen, aus denen nichts mehr zu bergen war, kein Möbelstück und keine persönlichen Habseligkeiten.

Burgers sah auf die Uhr. Es war früher Morgen, die Zeit, zu der er normalerweise zur Arbeit ging. Er war und blieb pflichtbewusst. Wir standen auf dem Fahrdamm und fragten uns, was wir nun tun sollten. Sogar in dieser Situation alberten wir herum.

«Also pass mal auf», sagte Burgers, «wir machen die Sache so.» Ende. Weiter ging es nicht, weil er nicht weiterwusste. «Nein», sagtp ich, «ich habe einen anderen Vorschlag.» Aber auch ich hatte keinen. Und so ging es mehrere Male hin und her. Wir waren ratlos, weil wir nicht wussten, was wir jetzt noch verabreden konnten.

Er sah wieder auf die Uhr und wurde zappelig und nervös. «Ich muss jetzt los», sagte er, «wer weiss, ob ich Verkehrsmittel benutzen kann oder ob ich zu Fuss gehen muss. Ich muss beim Betrieb melden, dass ich ausgebombt bin, und werde dann in einer Sammelunterkunft für Fremdarbeiter untergebracht. Ein möbliertes Zimmer bekommen wir nicht mehr.»

Und so trennten wir uns voneinander. «Auf Wiedersehen, der Krieg ist bald aus!», sagten wir, und: «Nach der Befreiung finden wir uns schon.» Es war ein Abschied, der nicht undramatischer hätte sein können. Wenn einer weggegangen wäre, um ein Brot zu kaufen und nach ein paar Minuten zurückzukommen – es wäre nicht anders abgelaufen.

SECHS

«Ich hatte mich nicht zu ergeben

DER KRIEG IST ZU ENDE

1

Ich staunte. Die letzten, chaotischen Kriegstage, so hatte ich mir vorgestellt, würden sich unter ungeheurem Lärm vollziehen. Stattdessen herrschte in Berlin eine merkwürdige, geradezu gespenstische Stille.

Ich staunte auch darüber, dass es ganz einfach war, nach Kaulsdorf* zu kommen. Gegen alle Erwartung und Erfahrung funktionierte ein regelmässiger und schneller S-Bahn-Verkehr bis nach Wuhlheide.

Nachdem ich mich von Burgers getrennt hatte und ein paar Stunden durch Berlin gewandert war, hatte ich mich auf den Weg zu den Kochs gemacht. Es erschien mir ganz natürlich, dass ich dort, wo ich die erste Nacht meines Untertauchens verbracht hatte, auch die Tage der Befreiung erleben würde. Es war Ende März 1945, und ich rechnete nicht damit, dass es noch Wochen dauern würde, bis der Krieg endlich zu Ende war.

Auf dem Fussweg durch den Wald legte ich mir ein paar Sätze für Hannchen und Emil zurecht: Ich wollte ihnen für alles danken. Ich wollte sagen, dass sie meine eigentlichen Helfer und Retter waren. Dass ich vor allem durch sie beide den Mut gefasst hatte unterzutauchen, weil sie mir gezeigt hatten, dass es Menschen gab, die mir halfen. Ich fand meinen eigenen Text dann aber immer wieder zu lang und zu schwülstig und versuchte, mich kürzer, präziser und weniger hochtrabend auszu – drücken.

* Die Bezeichnung bzw. örtliche Zugehörigkeit für die Kolonie, in der das Grundstück Nitzwalder Strasse 13 liegt, lautet Kaulsdorf-Süd. Wuhlheide bezeichnet ein Flurstück und die nächstgelegene S-Bahn-Station.

Als ich mich dem Häuschen näherte, das einst das Sommerquartier meiner Familie gewesen war, wurden verschiedene Stimmen in mir laut. «Ich hoffe, dass nichts passiert ist, dass dieses Häuschen nicht ausgebombt oder beschädigt ist und dass es dem Ehepaar Koch gutgeht», sagte die eine. «Du lügst!», widersprach eine andere: «Du hoffst in Wirklichkeit, dass das Grundstück in Trümmern liegt und die Kochs darunter begraben sind. Du würdest zwar davorstehen und furchtbar weinen. Aber damit wäre der Fall mitsamt allen Dankespflichten für dich abgeschlossen.» – «Das ist gemein!», entgegnete die erste Stimme wieder: «Du musst dir wünschen, dass es den Kochs gutgeht, auch wenn die Beziehung zwischen euch schwierig ist.» So ging das eine ganze Weile hin und her. Ratlos setzte ich mich auf einen Baumstumpf.

Frau Koch sah entsetzlich elend aus. Sie war vollständig ausgepumpt und erschöpft. Sie hatte ihre tägliche Arbeit in der Wäscherei, hatte ausserdem Haus, Garten, den Ehemann und ihre alten Eltern zu versorgen. Die Nächte verbrachte sie im sogenannten Splittergraben. Das war kein Luftschutzkeller, sondern ein offener Zickzackgraben, der auf einer grossen Wiese in unmittelbarer Nähe von Kochs Häuschen ausgehoben worden war. Man sass darin ohne Überdachung auf improvisierten Holzbänken.

Neben der Erschöpfung spürte ich bei Hannchen Koch aber auch Wut und Ablehnung. Sie freute sich kein bisschen darüber, dass ich gekommen war. «Meine Eltern sind ausgebombt», teilte sie mir mit, «die wohnen jetzt auch hier.» Tatsächlich war nur ihr Vater im Haus.

Von Ausbombung, so stellte sich später heraus, konnte bei ihm auch gar keine Rede sein. Er hatte sich einfach nicht mehr zu helfen gewusst und hatte die Bombenschäden vorgetäuscht, weil seine Frau geisteskrank und vollkommen verwirrt war.

Sie war zu jeder Jahreszeit splitterfasernackt auf die Strasse gegangen und hatte oft nicht wieder nach Hause zurückgefunden. Hannchens Vater hatte eine Fensterscheibe, die schon seit Jahren geborsten war, zertrümmert, hatte leere Gläser kleingeschlagen und den Geschirrschrank umgekippt. Das war der gesamte «Bombenschaden». Alle Pfandflaschen, für die es noch Geld geben würde, hatte er allerdings verschont und sorgfältig in einer Ecke zusammengestellt. Es war die unfreiwillig komische Inszenierung eines Verzweifelten.

Weil der alte Mann ein überzeugter Anhänger natürlicher Heilmethoden war, hatte er sich nach dem Einzug bei Hannchen ratsuchend an Professor Paul Vogler, den Chefarzt der Klinik für Naturheilkunde der Universitätsklinik, gewandt. Sehr enttäuscht war er von diesem Termin zurückgekehrt: Gegen das Leiden seiner Frau war kein Heilkraut gewachsen. Eine Einweisung in die Wittenauer Heilanstalten* war nicht mehr zu vermeiden. Den Überweisungsschein, der noch auf dem Tisch lag, bekam auch ich zu lesen. «Frau Guthmann ist vollständig verblödet», stand wortwörtlich darauf. Seitdem besuchte Adolf Guthmann seine Frau regelmässig in der Anstalt, obwohl der Weg nach Reinickendorf weit und beschwerlich war.

Herr Guthmann war von meinem Einzug so wenig angetan, wie ich es war, ihn dort anzutreffen. Er war überzeugter Nazi, wenn er auch aus Geiz nie Mitglied der NSDAP geworden war, und ein sehr unangenehmer Charakter, der ständig Angst hatte, zu kurz zu kommen. Vom ersten Augenblick an, in dem wir uns freundlich lächelnd die Hände schüttelten, gab es zwischen uns eine tiefe gegenseitige Abneigung.

Er war auch der Meinung, seine Tochter müsse ihn selbstverständlich versorgen, und betonte oft, er wohne schliesslich in «seiner Tochter ihr Haus». «Brauner Lump», dachte ich, «das hier ist mein Haus.

* Später Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik.

Im Grunde seid ihr Arisierer.»* Ich gestehe mit aufrichtigen Selbstvorwürfen: Ich war hasserfüllt und ungerecht. Ich musste sehr an mir arbeiten, um human zu bleiben. Denn überleben heisst auch, nicht auf das Niveau des Feindes abzusinken.

Natürlich war der Alte Antisemit. Das gehörte zu seiner Ideologie. Er erzählte, wie er in seiner Kindheit mit anderen Jungen zusammen Stöckchen zurechtgeschnitzt und mit Leim bestrichen hatte. Dann waren sie über Höfe gegangen, um diese «Fliegenstöcker» anzupreisen. Er als Einziger hatte grammatikalisch richtig «Fliegenstöcke» gerufen. Da war ein reicher Herr vorbeigekommen, ein Unternehmer oder Geschäftsinhaber, hatte seine korrekte Sprache sehr gelobt und ihm alle Fliegenstöcke abgekauft. «Der war Jude», fügte Hannchens Vater knarrend hinzu. Er schnitt dazu eine Grimasse und zeigte denselben Widerwillen, den die alte Blase bei diesem Wort stets ausgedrückt hatte.

«Der war also unfreundlich?», fragte ich betont harmlos. Da war er ganz erstaunt: «Wie kannst du so etwas fragen? Du bist doch sonst ein intelligenter Mensch. Nein, der war nicht nur freundlich, der war reizend, der war rührend.» Mit diesem Kerl war nicht zu reden.

* Erst als Marie Simon diese Erinnerungen 1998 diktierte, wusste sie, dass die Einordnung der Kochs als «Arisierer» so nicht richtig war. Das Sommerhaus in Wuhlheide wurde im September 1938 für 6400 RM von Hermann und Marie Jalowicz an das Ehepaar Koch verkauft. Der grösste Teil des Kaufpreises war zur Begleichung von Schulden vorgesehen, die Hermann und Betti Jalowicz bei verschiedenen Verwandten hatten. Der Betrag entsprach etwa dem damaligen Marktwert des Grundstücks. 500 RM für Mobiliar und Hausrat wurden an Hermann Jalowicz bar ausgezahlt. Im Februar 1940 setzte das Ehepaar Koch, wahrscheinlich mit Hilfe von Hermann Jalowicz, ein Testament auf, in dem Marie Jalowicz als Erbin ihres Nachlasses für den Fall eingesetzt wurde, dass die Kochs keine eigenen Nachkommen haben würden. Dieser Erbfall trat für Marie Simon überraschend 1994 mit dem Tod von Johanna Koch ein.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft in Kaulsdorf kam ein Telegramm aus der Klinik: Die Patientin Elisabeth Guthmann sei leider an Herzversagen verstorben. Für mich war der Fall klar: Man wollte eine unheilbar Kranke nicht weiter ernähren. Ich wusste schon damals, dass in den Irrenanstalten gemordet wurde, auch nachdem die sogenannten Euthanasieaktionen abgeschlossen waren.

Es war der 4. April 1945, mein dreiundzwanzigster Geburtstag. Frau Koch war natürlich sehr aufgewühlt. «Du wirst verstehen, dass unter diesen wahnwitzigen Umständen an ein Geburtstagsgeschenk nicht zu denken ist», sagte sie in aggressivem Ton zu mir, und: «Es ist noch viel, dass ich sage: Ich gratuliere.»

«Aber ja, ich habe ja volles Verständnis. Und vielen Dank für die Glückwünsche», antwortete ich. Ihre Lage war furchtbar und meine auch.

Im Haus war es sehr eng. Es gab nur ein kleines Wohnzimmer mit Verbindungstür zum Schlafzimmer, ausserdem eine Veranda und eine nur über eine Art Hühnerleiter zu erreichende stickige Dachkammer. Dort wurde ich einquartiert.

Tagsüber musste ich mich versteckt halten. Wie festgenagelt sass ich in einer Ecke des Zimmers, das einst mein elterliches Schlafzimmer gewesen war. Hier konnte man mich von aussen nicht sehen, selbst wenn man direkt durch das Fenster geguckt hätte. Ich war zur absoluten Untätigkeit verurteilt und konnte mich nur damit beschäftigen, die Bücher zu lesen, die ich in einer Biedermeiervitrine in diesem Zimmer fand. Frau Koch hätte mich wohl am liebsten geohrfeigt. Sie war halb totgearbeitet und erschöpft. Das Einkaufn war zur stundenlangen Tortur geworden, nachdem jetzt alle auf den Lebensmittelkarten vorgesehenen Marken freigegeben waren. «Kauft, was ihr wollt», hiess es, «und solange der Vorrat in den Läden noch reicht.» Hamstern war das Gebot der Stunde.

Manchmal sah ich, wie Hannchen Koch blass wurde und sich an einem Möbelstück festhielt, um nicht umzufallen. «Nein, es ist nichts», stöhnte sie, wenn ich hinzusprang, um sie zu stützen. Ich schämte mich, dass ich ihr nicht helfen konnte, aber ich fand die Frage, ob alle Fussböden blitzsauber waren, unter diesen aberwitzigen Umständen auch völlig unwichtig. Mich hätte es nicht gestört, wenn der Sand auf dem Boden geknirscht hätte.

Es gab auch kein Holz und keine Särge mehr. Frau Koch hatte sich dennoch in den Kopf gesetzt, ihre Mutter würdig zu beerdigen. Sie jagte durch die Gegend, um doch noch irgendwo einen Sarg aufzutreiben. «Ach Gott, wie leid mir das alles tut», sagte ich brav, «wenn ich dir doch nur einige dieser Wege abnehmen könnte.» Sie merkte natürlich, dass ich insgeheim dachte: Der furchtbarste Krieg der bisherigen Menschheitsgeschichte und der grösste Judenmord, den es je gegeben hat, stehen vor dem Ende. Ob nun diese schon seit Jahrzehnten geistesranke Frau in einem Sarg beerdigt wird, ist verhältnismässig unwichtig. Ich fand es absurd, dass Hannchen dafür bis zum Umfallen herumjagte, die Bekannten von Bekannten mit dem Fahrrad aufsuchte und sich zwischendurch in fremde Luftschutzkeller verbannen liess, weil dauernd Alarm war.

Einmal gab es am Sonntag Kartoffelklösse und Kaninchenbraten. Unter den damaligen Umständen war das ein Festmahl. Frau Koch hatte ein Kaninchen vom Nachbarn schlachten lassen. Ihr Vater, der über Jahre nicht mehr richtig versorgt worden war, stürzte sich ohne jedes Mass darauf. Er redete ohnehin fast nur noch über das Essen. Die Kartoffelklösse seien schön gross, bemerkte er, aber eigentlich müssten sie so gross sein wie Kinderköpfe. In seiner Gier benutzte er kein Besteck, sondern griff mit den Händen zu und

verschlang unter sehr unerfreulichen Geräuschen einen Kloss. Emil sass daneben, ass ausgesprochen manierlich und machte in seiner gutmütigen und freundlichen Art ein paar Bemerkungen. Frau Koch, deren psychische Verfassung nicht mehr im Normalzustand war, beschimpfte ihren Mann daraufhin, stand plötzlich vom Tisch auf und gab ihrem Vater auf die linke und rechte Wange Küsse.

Befreiung, dachte ich oft, ist es auch, wenn ich hier endlich weggan. Aber ich war abhängig, sass auf meinem Stuhl und liess mich von Hannchen angiften: «So möchte ich auch mal sitzen und lesen!»

«Hannchen, versteh mich doch, was soll ich denn machen?» Verzweifelt versuchte ich, ihr meine Lage klarzumachen. Aber die kannte sie ja selbst. Sie hatte ihre Wut einfach nicht mehr im Griff. Und ich kam mir vor wie ein Elefant, verglichen mit dieser zierlichen und völlig entkräfteten Frau.

Erst nach und nach begriff ich, dass Hannchen Koch noch etwas anderes belastete: Mit dem Krieg würde auch meine Abhängigkeit von ihr zu Ende gehen. Die grandiose Rolle der Widerstandsheldin, die diese schüchterne Frau aus armen Verhältnissen jahrelang gespielt hatte, war damit vorbei. Sie würde, wie ihre Nachbarn rechts und links, Radieschen giessen und ohne Angst vor Fliegeralarm leben, aber auch ohne Hoffnung auf aufregende Ereignisse.

Unsere Wünsche, unsere Träume, unser ganzes Denken und Fühlen waren in dieser Zeit diametral entgegengesetzt. Ich ersehnte die Befreiung, die sie fürchten musste. Deshalb machte Frau Koch mich rasend, und deshalb ertrug sie meine Anwesenheit nicht.

Auf der grossen Wiese, die dem Haus von Kochs gegenüberlag und einer jüdischen Erbgemeinschaft gehört hatte, gab es nicht nur einen Splittergraben, sondern auch mehrere Barackenlager für

Kriegsgefangene und Zwangsarbeiterinnen.* Die Gefangenen waren überwiegend Ukrainer und müssen furchtbar misshandelt worden sein. Immer wieder hörte man ihre Schreie. Die meisten Nachbarn aber wollten davon lieber nichts mitbekommen. Wie sie dieses Überhören organisierten, erlebte ich einmal direkt mit.

Damals wurde im Rundfunk sehr oft derselbe Schlager gespielt: «Am Sonntag will mein Süßer mit mir segeln gehen», gesungen von einer Frau, die eine nette Sopranstimme hatte, aber furchtbar lispelte. Die Fenster in den Häusern ringsherum waren geöffnet, um die Vorfrühlingsluft einzulassen, und so dröhnte dieses Lied von allen Seiten aus den Wohnzimmern heraus. Dann aber vernahm man die Schreie der Gemarteten aus dem Barackenlager – und alle Fenster gingen wie auf Verabredung gleichzeitig zu. Kein Süßer wollte mehr am Sonntag segeln gehen. So machten das Leute, die später behaupteten, sie hätten von nichts gewusst.

Emil Koch aber war schon lange, bevor ich nach Kaulsdorf kam, zu der Wache an den Lagerzaun gegangen. Er hatte auf einen alten Ukrainer mit einem dicken Schnurrbart gedeutet und gesagt: «Der Olle sieht aus, als ob er gut holzhacken kann. Kann der mal zu mir kommen? Ich muss das doch als Deutscher nicht selber machen.»

* Das Gelände in der Kaulsdorfer Strasse 90 gehörte Felix Walter, einem Juden aus Erkner. Es wurde vom Deutschen Reich zunächst «verwaltet» und 1942 beschlagnahmt. Das auf dem Gelände errichtete Lager diente zunächst als Durchgangsstation für deutsche Siedler aus Wolhynien, dann als Lager für französische Kriegsgefangene. Ab 1942 waren hier über tausend Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene untergebracht, die für die Deutsche Reichsbahn arbeiten mussten, unter ihnen viele Frauen und Kinder. Im Winter 1943/44 wurde das Lager durch einen Bombenangriff zerstört, danach aber teilweise neu errichtet. Nach Ende des Krieges diente es als Sammelplatz für Gefangene, Zwangs- und Fremdarbeiter verschiedener Nationen vor der Rückkehr in ihre Heimatländer. Heute erinnert eine Ausstellung des Museums Marzahn-Hellersdorf vor Ort an die Geschichte des Lagers.

Und er hatte dem Wachmann ein paar Zigaretten zugesteckt. So kam dieser Mann namens Timofej zu Kochs ins Haus. Er konnte kein Sterbenswort Deutsch, aber irgendwie verständigten sie sich miteinander. Emil sah, dass er hinkte und dass sein Gesicht schmerzverzerrt war. Sie legten ihn aufs Sofa, zogen ihm sein Hemd aus, sahen die blutigen Striemen auf seinem Körper, kühlten sie und gaben ihm etwas zu essen.

Von nun an brachte Emil dem Wachmann öfters Buletten mit. Hannchen briet sie aus dem Teig, den er in seinem Wachstuchgewand von der Feuerwehr nach Hause schmuggelte. Im Tausch dafür wurde ihm der Ukrainer als vermeintlicher Holzhacker zur Verfügung gestellt. Timofej war so dankbar, dass man ihn nur mit Mühe daran hindern konnte, niederzuknien und den Kochs die Füße zu küssen. Jeder im Haus wurde von ihm mit Handkuss begrüsst.

Auch zwei Polinnen namens Krystyna und Halina kamen regelmässig zu Besuch. Die beiden Zwangsarbeiterinnen mussten wirklich das Gefühl haben, ein Wunder zu erleben. Sie kannten Deutsche nur als Menschenschinder. Hier aber waren freundliche Leute, die sie herzlich begrüsst, bewirteten und als Menschen respektierten. Gelegentlich stiess auch noch ein französischer Kriegsgefangener namens Legret dazu, und manchmal wurden alle vier zusammen eingeladen. Dann wurde es sehr eng in dem kleinen Stübchen.

Ich war in diesen Situationen ganz selbstverständlich dabei, gehörte zum Haushalt und half, Kaffee-Ersatz auszuschenken, während Hannchen Koch Kartoffelkuchen servierte.

Einmal ging Krystyna, die aus Krakau stammte und dort ein Konservatorium besucht hatte, ans Klavier – das Instrument, das aus meinem Elternhaus hierher transportiert worden war. «Du Klavier spielen?», fragte Frau Koch, wie man eben so mit Ausländern spricht, «du kennst Flohwalzer?» Krystyna wurde rot. Nein, den

kannte sie nicht und den wollte sie auch nicht kennen. Stattdessen spielte sie die A-Dur Sonate von Mozart. Unsere Blicke begegneten sich, und dann schlug ich schnell die Augen nieder, weil ich niemanden beschämen wollte. Einen kurzen Moment lang hatte ich die starke Verbundenheit erlebt, die kulturelle Gemeinsamkeit stiften kann.

Welche Zukunft aber zeichnete sich für diese arme, total überlastete und zum Skelett abgemagerte Frau Koch ab? Sie, die Widerstandsheldin und Gastgeberin einer internationalen Gesellschaft, sollte wieder zu dem Mauerblümchen aus dem Hinterhaus werden, das sie einst gewesen war.

Leider hatte Hannchen Koch eine irrational grosse, aus meiner Sicht völlig übertriebene Angst vor Bomben und bestand darauf, dass wir jeden Abend zum Bunker in den übernächsten Ort liefen. Wir konnten uns ja nicht gemeinsam im Splittergraben blicken lassen, solange ich in ihrem Haus versteckt war. Das Kopftuch weit über die Augen gezogen, ging sie mit mir los und achtete dabei stets darauf, einen grossen Bogen um Häuser zu machen, in denen fanatische Nazis wohnten.

Zu diesem Bunker waren es etliche Kilometer. Wir waren immer gehetzt, weil sie vorher noch Geschirr spülen, den Boden wischen und mit dem Staubtuch herumwedeln musste. Ich hätte sie ohrfeigen können wegen dieser dummen Hausfrauenpedanterie. Wenn wir dann schliesslich loskamen, keuchte sie vor Erschöpfung. Ich musste sie hinter mir herschleppen, ziehen und halb tragen.

Der Bunker hatte zwei verschiedene Eingänge, aber sie bestand darauf, dass wir in doppelter Ausfertigung gemeinsam durch dasselbe Tor einmarschierten. Zum Glück schaute die Eingangskontrolle nicht genau hin. Niemand warf einen Blick auf meine Kennkarte mit dem hineingefälschten Foto und auf ihren Postausweis. Es

wäre sonst sofort aufgefallen, dass die Angaben in beiden Ausweisen bis auf das korrigierte Geburtsdatum identisch waren.

Das Ganze war ein kombinierter Mord- und Selbstmordversuch, weil Hannchen Koch nicht wollte, dass ihre grosse Zeit zu Ende ging. Und ich dachte: All das Grandiose, das sie für mich getan hat, nimmt sie hiermit zurück. Ähnlich war es, als sie Else Pohl zu einer Tasse Kaffee-Ersatz einlud. Das war in den letzten Tagen des Krieges. Der nahende Schlachtenlärm war zur ständigen Geräuschkulisse geworden.

Hannchen hatte sonst nie Freundinnen zu Besuch, sie hatte nämlich keine. Sie pflegte nur oberflächliche Beziehungen in der Nachbarschaft und im Betrieb. Emil aber hatte ein paar Bekannte, unter ihnen einen Richard Pohl aus seiner Schulzeit. Dessen Frau Else war eine ausgesprochene Spökenkiekerin. Sie verschlang Bücher aus dem Gebiet der Astrologie, der schwarzen Magie, der Psychologie und hatte, genauso wie Hannchen Koch, eine Neigung zu allem, was geheimnisvoll, irrational und nicht mit dem Verstand fassbar war. Sie war aber auch eine ausgesprochene Nazisse. Deshalb musste man vorsichtig sein, wenn sie ins Haus kam. Und nun lud Hannchen Koch genau diese Frau zu sich ein.

«Ich setze mich mit einem Stuhl in den Keller und lese dort ein Buch», schlug ich für den Zeitraum dieses Besuchs vor. Diese einfache Lösung wurde aber aus irgendwelchen unsinnigen Gründen abgewehrt. Hannchen hatte einen anderen Plan: Sie verbannte mich an einen Platz, der nur wenige Schritte von dem kleinen Kaffee-Ersatz-Tisch im Wohnzimmer entfernt war. Im Schlafzimmer gab es zwei längs hochklappbare Betten mit einem raffinierten Umbau, der gleichzeitig als Beleuchtung und Nachttisch diente – ein Entwurf meiner Mutter. Ich sollte mich hinter den Bettenvorhang stellen und mich fest an die Unterseite der Matratzen pressen, damit er nicht aufgebauscht würde. Die Verbindung zwischen Wohn- und

Schlafzimmer wollte sie unbedingt offen halten, denn angeblich wirkte eine verschlossene Tür verdächtig.

Else Pohl machte gleich zu Anfang ihres Besuches deutlich, dass sie über diese Einladung sehr überrascht war: Man habe im Moment eigentlich andere Sorgen, sagte sie, aber weil sie so nett gebeten worden sei, wollte sie denn doch kurz hereinschauen. Ich stand etwa drei Meter entfernt hinter dem Vorhang, wagte kaum zu atmen und durfte mich nicht räuspern, während ich natürlich sofort einen starken Hustenreiz verspürte. Die Unterhaltung zwischen den beiden Frauen war ansonsten völlig nichtssagend. Frau Koch sagte immer wieder: «Wie nett, dass wir hier zusammensitzen.» Ihr Gast wollte sich immer wieder verabschieden, wurde aber dazu überredet, doch noch etwas zu bleiben. Das Ganze war zu dem einzigen Zweck inszeniert, mich zu quälen. Ich stand hinter dem Vorhang und dachte immer wieder dasselbe Wort: «Miststück, Miststück, Miststück.»

Ein anderes Mal mühte sich Frau Koch am qualmenden Herd darum, mit Reisigholz ein Feuer zu entfachen, um Suppe zu kochen. Gas gab es nicht mehr. Sie sang dabei laut, unmusikalisch und falsch: «Gott erhalte Franz, den Kaiser.» Mehr als diese Textzeile kannte sie nicht. Dann begann sie plötzlich, die Niederlage ihres Vaterlandes zu bejammern. Diese kompromisslose und durch zwölf Jahre hindurch sich aufopfernde antifaschistische Kämpferin war nicht mehr ganz bei sich.

Emil begriff das, entschuldigte sich bei mir für seine Frau, verzieh ihr alles und liebte sie mit ihrer ganzen Exaltiertheit. Ihn selbst beschäftigte ein anderes Problem. Er war vor der Nazizeit Feuerwehrmann gewesen und hoffte, es nach der Befreiung auch wieder werden zu können. Dafür aber musste er den richtigen Augenblick erwischen, in dem er seine Uniform ablegen konnte. Er wollte natürlich nicht in einer Kaserne, die der Polizei unterstand, von den Russen gefangen genommen werden. Aber er durfte auch nicht so

früh weggehen, dass er noch als Deserteur bei der Feldpolizei oder der Gestapo gemeldet wurde. Er musste also genau im richtigen Moment nach Hause radeln, seine Uniform verbrennen, irgendwelche alten Kleidungsstücke anziehen und ein bisschen humpeln, um als alter Zivilist durchzugehen. Und das gelang ihm dann auch.

Es brach eine Art Niemandszeit an. Die Lager auf der grossen Wiese begannen sich aufzulösen. Die Wachmannschaften waren eines Tages einfach weg. Die Insassen hätten fliehen können, aber sie wussten nicht, wohin.

Und dann erzählte Emil, er habe auf einer Waldlichtung eine Panzerspur gesehen. Ein Panzer musste vorgeprescht sein, obwohl die Sowjetarmee eigentlich noch nicht in diesen Berliner Vororten angekommen war. Emil beschrieb mir die Stelle, die neben einer kleinen Birke lag, genau. Ich ging dorthin, fand diese Spur – und war sehr bewegt. Ganz ruhig setzte ich mich auf den Waldboden und sagte mir: Dies ist ein Umschlagplatz. Es ist der Platz, an dem Hoffnung in Zuversicht umschlägt.

Ich war sehr froh, aber ganz und gar nicht albern oder fröhlich. Es war zugleich traurig, von der Hoffnung Abschied zu nehmen. Jahrelang hatte ich von dieser Hoffnung gelebt. Jetzt stand die Erfüllung bevor. Was würde sie mir bringen?

Als der Krieg in sein wirklich allerletztes Stadium ging, herrschte praktisch pausenlos Alarm. Ich versteckte mich nicht mehr vor den Nachbarn. Wir wanderten nicht mehr in den Bunker, sondern gingen in den Splittergraben. Oft kauerte ich dort stundenlang auf einer der primitiven Sitzgelegenheiten. Mir taten die Knochen weh, Frau Koch klammerte sich an mich, und die Leute quasselten unsagbar dummes Zeug. Auf eine etwas törichte Weise ärgerte es mich, dass der Krieg auf so langweilige, banale Weise zu Ende ging und dass ich nicht mitten im Schlachtengetümmel stand.

Und dann war es so weit. Irgendjemand sagte: «Aus. Die Russen sind da. Wir sollen rauskommen.»* Alle kletterten mit erhobenen Armen aus dem Graben. Ich hob die Hände nur leicht an, denn ich dachte: Ich habe mich nicht zu ergeben. Ich stand zwar formal auf Seiten der Besiegten, aber gefühlsmässig auf Seiten der Sieger.

Der Russe, der mir als Erster gegenübertrat, sah aus wie aus dem Bilderbuch: Es war ein Mongole mit Pockennarben. Ich umarmte ihn und bedankte mich auf Deutsch für die Befreiung. Dieser fremde, einfache Soldat wirkte darüber eher erschrocken. Und ich musste mir eingestehen, dass ich mir selbst Theater vorgespielt hatte.

Ich war frei, der Krieg war aus, die Rote Armee hatte gesiegt. Gern hätte ich jetzt vor Freude und Erleichterung geweint. Aber nichts rührte sich in mir.

* Die sowjetischen Streitkräfte trafen um den 22. April 1945 in Kaulsdorf / Mahlsdorf ein. Das Zwangsarbeiterlager in der Kaulsdorfer Strasse 90 wurde am 23. April von sowjetischen Soldaten befreit.

2

Die polnischen Frauen aus dem Lager stürmten durch sämtliche Häuser, schlugen Geschirr kaputt und rafften zusammen, was sie mitnehmen konnten. Auch durch unser Haus tobte so eine Meute. Da waren aber sofort Krystyna und Halina zur Stelle, bauten sich schützend vor Frau Koch auf und redeten laut und schnell auf ihre Landsleute ein: Hier wohnten Widerstandskämpfer, die jahrelang gute Werke geleistet hatten, auch an Polen. Ihr Haus sollte verschont werden.

Es war wie ein Hexensabbat. Eins dieser Weiber riss Halina an den Haaren, eine andere schlug Krystyna mit beiden Fäusten ins Gesicht. Ich erlebte das alles aus grosser Distanz mit, wie ein Schauspiel, das mich nichts anging.

Dann kamen die sowjetischen Soldaten in die Häuser. Ein riesig grosser und korpulenter Mann setzte sich eines dieser idiotischen kleinen Hütchen von Frau Koch auf, zog dazu ihre geschmacklose, spiessige, selbstgenähte Plüschjacke an und ging damit weg. Ich fand das urkomisch. Aber ihr Vater heulte auf. «Das sind ja Diebe», plärrte er infantil mit weit offenem Mund. «Du Scheissnazi», dachte ich, «du und deinesgleichen, ihr habt Hitler gewählt, ihr habt diesen Krieg mit angezettelt und die Durchhalteparolen befolgt. Und jetzt regst du dich wegen einem idiotischen Kinderhut auf.» Aber ich sagte natürlich nichts.

Ein anderer Soldat stürmte in den Keller, wo der alte Guthmann eine Versuchstierzucht betrieb. Er war gelernter Täschner, war später Kohlenhändler und Parkwächter gewesen und besserte jetzt seine Rente mit dem Verkauf weisser Mäuse an die Charité auf. Einmal in der Woche lieferte er seine Zucht dort ab.

Ich stand an der offenen Kellertür, als der Russe die vielen Käfige entdeckte und sie sofort öffnete. Mit feierlichem Ernst, die Hände wie segnend erhoben, wiederholte er dabei immer wieder in einem fast beschwörenden Singsang das Wort «Oswobozhdenie» – das hiess Befreiung. Es war wie ein kindlicher, magischer Akt. Dann begann er auch das Kompott, das in zahlreichen Einweckgläsern in Regalen an der Wand aufgereiht war, zu befreien. Wieder sagte er feierlich «Oswobozhdenie», während er ein Glas nach dem anderen zerschlug. Die Mäuse wälzten sich, durch Kirschen und Erdbeeren rot gefärbt, im Kompott, und ich konnte mich vor Lachen kaum halten. Hannchens Vater aber jaulte und heulte laut herum. Ich hatte Lust, ihn mit der Faust ins Gesicht zu schlagen.

Schlimm war, dass die Sowjets auch durch die Häuser zogen und Frauen vergewaltigten. Natürlich kam ich auch dran. Ich schlief oben in der Bodenkammer, und dort besuchte mich nachts ein stämmiger, freundlicher Typ namens Iwan Dedoborez. Es machte mir nicht viel aus. Er schrieb danach mit Bleistift einen Zettel und hinterliess ihn an meiner Tür: Dies hier sei seine Braut, und man solle mich in Ruhe lassen. Tatsächlich bin ich danach nie wieder belästigt worden.

Aus der Etage tiefer hörte ich lautes Schreien und Klagen: Frau Koch war auch drangekommen. Ich guckte aus dem Fenster und sah wenig später einen grossen, schlanken südländischen Typen Weggehen. Dieser sowjetische Soldat gehörte offenbar einem sehr gehobenen Mannschaftsgrad an. Wahrscheinlich war er sogar Offizier.

Dieser einmalige und unfreiwillige Geschlechtsverkehr hatte Folgen, wie sich Wochen später herausstellte. Jahrzehntlang hatte Hannchen Koch alles getan, um schwanger zu werden, und nun war es mit diesem Mann passiert.

Vielleicht war der Ausnahmezustand, in dem sich Hannchen Koch kurz nach Ende des Krieges befand, auch hormonell bedingt. Eine Zeit lang verfolgte sie die Idee, sie müsse ihrem Nachbarn, dem grössten und gefährlichsten Nazi der ganzen Gegend, etwas zu essen bringen: Schliesslich musste dieser nun in Angst vor Verfolgung und Bestrafung leben. In ihrer Verrücktheit fing sie an, mit diesem en gros-Schlächter reizende Konversationen über das Wetter und ähnliche Themen zu führen.

«Jetzt halt mal die Luft an», sagte Emil, als sie darüber berichtete, «du bist völlig überdreht. Die Leute haben uns zwölf Jahre bedroht und gequält. Sie haben furchtbare Verbrechen begangen».

«Aber unser Heiland ...», wandte Hannchen ein. Da hob er sie einfach hoch und brachte sie ins Schlafzimmer: «Jetzt legste dich mal aufs Bett und beredest dich mit deinem Heiland. Der wird meine Meinung schon bestätigen.» Und dann zog er die Tür hinter sich zu.



Johanna (»Hannchen«) Koch, die Marie Jalowicz drei Jahre lang ihre Identität lieh, um 1945.

Nach ein paar Tagen kamen dann schon die ersten Nachrichten aus den befreiten KZ. Man hörte erste Zahlen über die ungeheuerlichen Morde. Damit kam auch Hannchen zur Vernunft und wurde wieder zu der zuverlässigen Antifaschistin, die sie stets gewesen war.

An mich klammerte sie sich in einer Weise, die mich sehr quälte. Einmal, als wir zusammen in der Küche standen, krallte sie sich mit den Nägeln ihrer fünf Finger in meinem dürtigen Sommerkleid fest. «Lass los, reiss mir die Sachen nicht vom Leib, ich hab nichts zum Wechseln!», schrie ich. «Du bist mein Kind. Versprich mir, dass du mich nie verlässt, dass du immer bei mir bleibst und mich nicht in das Elend zurückstösst, aus dem ich gekommen bin», bettelte sie mich an. «Ja, natürlich», antwortete ich so ruhig wie möglich. Es war unmöglich, ihr zu widersprechen. Aber ich war verzweifelt, weil ich etwas versprach, was ich absolut nicht halten wollte.

Unsere Befreier kamen auch zu uns ins Haus, um sich die weissen Streifen, die in ihre Kragen eingenäht waren, waschen und plätten zu lassen. Ich war der Meinung, dass ich diese Aufgabe gern übernehmen und gut erledigen und als winzigen Dank für die grossen Opfer der Roten Armee im Kampf gegen das blutrünstigste Regime aller Zeiten betrachten sollte. Ich musste mir aber eingestehen, dass ich mir die Befreiung anders vorgestellt hatte: Diese niederen Dienste könnten doch eigentlich Schuldige verrichten, dachte ich.

Einige der Männer waren auch sehr hilfsbereit, rührend zu Kindern und voller Respekt gegenüber alten Leuten. Ein blonder Russe, der wegen seiner Kragenbinden zu uns kam, beeindruckte mich besonders. Er konnte ein bisschen Deutsch radebrechen, war intelligent und aufgeschlossen, weil er aus Moskau stammte und Chauffeur von Beruf war. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass ich mich

über den Sieg der Roten Armee freute. Da schüttelte er den Kopf und sagte: «Nix gut. Gitler kaputt – Stalin toshe* kaputt – Demokratie gut.»

Einmal, als ich durch Kaulsdorf spazierte, wurde ich mit anderen Leuten auf der Strasse abgefangen. Jeder kriegte eine Harke in die Hand gedrückt. Wir wurden zu einer Lichtung geführt und sollten den Wald harken. Ich war sehr ärgerlich: Konnte ich nicht ein Plakat umhaben, das klarmachte, dass ich nicht zu den Besiegten gehörte? Alle anderen harkten stundenlang sinnlos den Wald. Ich aber lehnte die Harke an einen Baum, sobald sich der Aufsichtführende umdrehte, und setzte mich ab. Ich hätte, wenn ich ertappt worden wäre, so getan, als ob ich meine Notdurft verrichten musste. Aber niemand achtete auf mich, und das entsprach der russischen Art: Wenn ich diese Arbeit nicht machte, wurde eben jemand anderes geholt.

Es ist schwer zu entscheiden, wer mir mehr auf die Nerven ging, Frau Koch oder ihr Vater. Die Hierarchie im Haus war folgendermassen: An der Spitze stand sie, ihr Assistent war ihr Mann. Die beiden bildeten ein Paar. Dann folgten ihr Vater und am Schluss ich. Adolf Guthmann und ich wurden ebenfalls als Paar zusammengefasst und bekamen gemeinsame Aufträge. Zum Beispiel sollten wir zu Bauern in der östlichen Mark Brandenburg gehen und dort ein Damastischtuch gegen einen Sack Kartoffeln eintauschen. Wir gingen sehr früh los, denn es waren rund zwanzig Kilometer über Waldwege zu laufen. Ich hatte Angst, dass dieser scheussliche alte Mann unterwegs zudringlich werden könnte, und verhielt mich höflich, kalt und abweisend. Er liess mich aber in Ruhe.

Doch als er, noch in der Nähe unserer Siedlung, Bekannte traf, brüllte er quer über die Strasse: «Gerettet!» Er klopfte sich mit der Faust gegen die Brust, zeigte mit dem Zeigefinger auf sich und

* Toshe = auch.

dann auf mich. Die Leute verstanden überhaupt nicht, was er meinte. Daraufhin setzte er noch mal nach: «Dies ist ein Judenmädchen», rief er und zeigte wieder mit dem Finger auf mich, «das ich mit gerettet habe und versteckt habe.» Es kostete mich grosse Anstrengung, diesem primitiven Widerling nicht in die Fresse zu schlagen.

Wir hatten noch eine andere gemeinsame Aufgabe. Frau Koch besass eine «Waschmaschine», eine Vorrichtung, die nicht elektrifiziert war. Es war ein grosser geschlossener trommelförmiger Kessel, den man aufs Feuer stellte. Mit einer Kurbel wurde die kochende Wäsche umgerührt, und das kostete ungeheure Kraft. Ich hatte ihr angeboten, die Wäsche stattdessen auf einem Reibebrett zu waschen, aber das wollte sie nicht. Es war ein glühend heisser Tag, an dem wir diese zwanzig oder dreissig Kilo nasser Wäsche mit der Kurbel ständig umwenden mussten. Als wir diese Qual gemeinsam durchstanden, waren wir einander durchaus nicht feindlich gesinnt. Wir wechselten uns alle paar Minuten gegenseitig ab und waren beide am ganzen Körper tiefend nass.

Bald wurden die Zwangsarbeiterlager aufgelöst. Die polnischen Mädchen und Frauen rückten in breiter Marschkolonne aus Kaulsdorf ab. Dieser Zug führte an dem Grundstück von Kochs vorbei. Ich war überrascht, wie viele Polinnen in diesem Lager gefangen gewesen waren.

Es hatte vorher einen sehr herzlichen Abschied von Halina und Krystyna gegeben. Aber dann veranstaltete Frau Koch ein Theater, das überaus peinlich war. Der grosse Treck war schon dabei, um die Ecke zu biegen. Wir hatten auf dem Weg gestanden und immer wieder gewinkt, und die beiden Polinnen hatten sich immer wieder umgedreht und zurückgewinkt. Und nun führte Frau Koch, um einige Sekunden zu spät, einen Ohnmachtsanfall vor. Sie rief:

«Nimmer vergesset Deutschlaaand», und liess sich mit einem kleinen Seufzer auf den Boden gleiten. Dabei schloss sie die Augen. Ich sah aber deutlich, dass sie blinzelte, um ihre Umgebung und alles, was rings um sie vorging, weiter beobachten zu können.

Und hier imponierte Emil mir sehr. Er hatte genau durchschaut, was da passierte, aber sehr männlich und ernsthaft forderte er jetzt von mir mit einem kurzen Blick, nicht etwa zu lachen. Seine Frau tat ihm leid, aber so ganz ohne ein kleines ironisches Glucksen in seiner Stimme ging es nicht. Er sagte: «Ach Jott, Hannchen ist in Ohnmacht jefallen, nun müssen wir sie rintragn. Ick nehm ihr an Kopp, trag du de Beene nach.» Und so brachten wir sie ins Haus.

Schlimm war der Hunger. Es gab für die drei Ortschaften Biesdorf, Kaulsdorf und Mahlsdorf zunächst keinerlei Lebensmittelkarten. Diese drei Vorstädte hatten ja ein «-dorf» in ihrem Namen, und sie hatten auch noch einen Dorfkern mit Kirche und ein paar Felder in der Nähe. Deshalb wurden ihre Bewohner von der sowjetischen Verwaltung zunächst als Selbstversorger eingeordnet. Erst nach ein paar Monaten konnte ein Deutschrusse und engagierter Kommunist aus Kaulsdorf die Sache aufklären, so dass uns dann endlich Lebensmittelrationen zugeteilt wurden.

Die sowjetischen Soldaten amüsierten sich ausserordentlich darüber, dass die Leute in Kaulsdorf Spinat und Rhabarber assen – das war das Einzige, was es im Frühsommer in den Gärten gab. Sie kannten so etwas nicht und meinten, das sei keine menschliche Nahrung, sondern Viehfutter. Andererseits beschlagnahmten sie alles, was jemand zu verstecken versuchte: Der en gros-Schlächter von nebenan zum Beispiel hatte einen riesigen Vorrat an Fleisch- und Wurstkonserven in einer Kammer gelagert, die von aussen zugemauert war. Ein Soldat stürmte mit einem Beil in diesen Keller

und schlug die Mauer auf. Man hatte den Eindruck, er wäre vom Ural schnurstracks zu diesem versteckten Lebensmittelvorrat marschiert. Alles wurde in einem Lastkraftwagen abtransportiert. Mit langen Pieken gingen die Russen durch die Gärten und stöberten vergrabene Kisten mit Wertsachen oder Uniformen auf.

Nach der Auflösung der Lagerbaracken stürzten die Leute aus der ganzen Gegend dorthin, um zu sehen, ob noch Vorräte da waren. Emil Koch brachte zwei Schubladen mit nach Hause: Eine war mit Mehl gefüllt, die andere mit einem gelblich gefärbten Pulver, aus dem Frau Koch ohne Fett eine starke, scharfe Einbrenne machte. Wie Emil dann herausfand, war das gallebittere Zeug ein minderwertiges Kriegspuddingpulver. Weil wir halb verhungert waren, assen wir diese Sosse trotzdem mit winzig kleinen Lamellenpilzen, die auf den Wiesen wuchsen. Sie waren nicht giftig, aber eigentlich auch nicht geniessbar. Ich kaute Löwenzahnblätter und ass die winzigen Äpfelchen, die schon früh im Sommer vom Baum fielen und nicht grösser als Marmeln waren. «Du frisst ja mein ganzes Obst auf», giftete Frau Koch. Wir waren beide völlig überreizt.

Tatsächlich verhungerten auch Menschen in diesen ersten Nachkriegsmonaten. Emil bewahrte uns davor. Als die Russen eine improvisierte Bäckerei in der Nähe installierten, meldete er sich sofort als Backhelfer. Als Lohn für seine fleissige Arbeit bekam er ab und zu ein Kommissbrot.

Es grassierte die Ruhr. Halbverhungerte Menschen konnten sich so etwas eigentlich nicht leisten, aber den alten Guthmann und mich erwischte dieser schreckliche Durchfall. Es dauerte nur ein paar Tage und wäre unter normalen Umständen mit ein paar Pillen erledigt gewesen. Aber ich musste alle fünf Minuten auf die Toilette, und dieser Primitivling Guthmann klopfte mit beiden Fäusten gegen die Tür: «Die Fremde soll sofort rauskommen, das ist mein Scheisshaus.» Ich hatte dann die Idee, den grössten Teil des Tages

im Wald zu verbringen, ausgestattet mit Rhabarberblättern, die sich als Toilettenpapier vorzüglich bewährten.

Ich war nur noch Haut und Knochen, war so abgemagert, dass ich das Gefühl hatte, ich gehe nicht, sondern ich schwebe, ich bin gewichtslos, der Wind treibt mich vorwärts. Mein Schlafbedürfnis war immens. Einmal erschrak ich sehr, denn ich wachte in meiner Mansarde erst auf, als die Sonne ganz hoch stand. Ich hatte keine Uhr, wusste nicht, wie spät es war, und kletterte schnell die Hühnerleiter hinunter. Unten stand der alte Guthmann und verspottete mich als «Pennebacke». Es war demütigend.

Ich erzählte Emil von dieser Anpöbelei. Und so kam er von nun an jeden Morgen zu mir hoch und weckte mich zu einer Zeit, zu der mir der Alte nicht in die Quere kommen konnte.

Eines frühen Morgens hörte ich in meiner Mansarde eine grässlich vertraute Stimme, die vom Gartenzaun her «Frauke» rief. Ich hatte nicht damit gerechnet, Burgers je im Leben wiederzusehen. Ich hatte ihm nie gesagt, wie Hannchen Koch hiess und wo sie wohnte. Im Haushalt Blase hiess sie einfach nur «die Freundin». Aber er muss meine Handtasche durchwühlt, die Kennkarte gesehen, sich den Namen Johanna Koch gemerkt und die Adresse herausgefunden haben.

«Emil, nimm 'ne Mistjabel und hau den raus», keifte ich von meiner Mansarde herunter: «Mit dem hab ick zusammenjelebt. Der hat mir mehr als eenmal een Veilchenbukett ufs Ooge jesetzt.» Sofort schämte ich mich vor mir selbst. So benimmt man sich nicht, dachte ich, ich will zurück in die Zivilisation.

«Also jetzt nach der Befreiung setzt der dir kein Veilchenbukett aufs Auge», antwortete Emil ganz ruhig: «Und so verabschiedet man sich nicht von einem Menschen, mit dem man fast zwei Jahre zusammengelebt hat. Es wird auch nette Stunden gegeben haben.»

«Du hast recht», sagte ich kleinlaut und kletterte die Hühnerleiter hinunter. Burgers stand dort in dem Aufzug, in dem ich ihn kennengelernt hatte: mit diesem verrückten Riesenhut und der umgehängten Aktentasche, die bei jedem Schritt gegen seine Brust schlug. Er sah mich mit grossen, traurigen Augen an.

«Entschuldige meinen Unmut», sagte ich, «ich bin völlig überreizt. Lass uns einen Moment reden.» Er erzählte mir, dass er inzwischen in einer Sammelunterkunft lebte, die sich kaum eine Stunde Fussweg entfernt befand. Die Holländer sollten in aller nächster Zeit nach Hause abrücken.

«Geh mit bis zu dem Sammelplatz, dann könnt ihr euch in Ruhe verabschieden», riet Emil mir. Wir liefen los und setzten uns zusammen in den Wald. Was nun eintrat, hatte ich nicht erwartet: Es wurde sehr nett und herzlich.

«Komm mit mir nach Holland», bat Gerrit mich.

«Nein, ich will hier in meiner Hei...», sagte ich und korrigiert mich, denn das Wort Heimat wollte ich nie mehr verwenden, «ich will in Berlin bleiben, der Stadt, in der ich geboren bin. Hier habe ich vielleicht noch ein paar Bekannte und kenne die Sprache. Aber ich möchte dir für alles danken, was du für mich getan hast.»

Wir redeten mindestens eine Stunde lang und fühlten uns sehr miteinander verbunden. Er weinte, und ich wollte ihm wenigstens auch eine Träne schenken. Aber das gelang mir nicht. Zum Andenken gab er mir ein kleines Kästchen, ein Metalldöschen mit einem Relief mit Fussballspielern darauf.

«Es ist furchtbar, verspottet zu werden», sagte ich dann zu ihm, «es ist quälend, wenn andere triumphieren. Sag den Leuten zu Hause nicht, dass ich nicht mit dir kommen wollte. Sag ihnen, dass du weder meinen Namen noch meine Adresse wusstest. Ich bin durch die Kriegswirren abhandengekommen und kann mich auch nicht melden, weil du mir dummerweise deine Heimatadresse nicht gegeben hast.»

«Du hast recht. So mache ich das», antwortete er.

Und dann kam etwas, was ich nie für möglich gehalten hätte:

«Du musst doch weg von diesen Kochs», sagte er, «das muss schrecklich sein für dich.»

«Wie kommst du denn darauf?», fragte ich, «das ist die Freundin, die mir die Papiere gegeben hat.» Ich zählte auf, was Frau Koch alles für mich getan hatte.

«Und immer, wenn du mit den Lebensmitteln kamst, hast du geredet wie ein Schulmädchen», erinnerte sich Burgers, «du hast wie ein auswendig gelerntes Gedicht heruntergeleiert, was deine Freunde für gute Menschen sind. Dabei waren sie unerträglich für dich.»

Da erklärte ich ihm, dass ich mich durch mein Versprechen an Hannchen Koch gekettet fühlte. Dass ich einen Menschen, der sich so bewährt hatte, nicht einfach verlassen konnte. Er bot mir an, mir zu helfen: Er werde Kochs sagen, dass ich mit ihm nach Holland käme. Ich könnte dann zu irgendwelchen Bekannten gehen. «Das kann ich nicht machen», sagte ich, «ich will ja hierbleiben und nicht nach Australien auswandern. Früher oder später laufe ich ihnen wieder über den Weg.»

Es dauerte dann doch noch einige Zeit, bis die niederländische Marschkolonne nach Hause abrückte. Gerrit und ich trafen uns noch zwei- oder dreimal und gingen miteinander spazieren. Am Ende verabschiedeten wir uns sehr herzlich voneinander und wünschten uns gegenseitig aufrichtig alles Gute.

Jede Gelegenheit, aus dem Haus zu kommen und dabei irgendetwas Sinnvolles zu tun, war mir recht. So kam ich auf die Idee, Kaninchenfutter zu sammeln. Ich ging mit einer grossen Tasche los, konnte lange herumspazieren und wurde gelobt, wenn ich Löwenzahn mitbrachte, um die Kaninchen zu mästen. Leider wurden ein-

mal alle Tiere gestohlen – jeder stahl damals jedem alles. Aber schon nach wenigen Tagen besorgte Emil neue, junge Kaninchen und ich konnte meine Tätigkeit wiederaufnehmen.

Einmal traf ich dabei auf mehrere Gruppen von Franzosen, die am Wiesenrand sassen. Sie sammelten sich hier für den Treck in ihre Heimat, der unmittelbar bevorstand, und waren dabei, ihr deutsches Geld auf Scheiterhaufen zu werfen: Zu Hause würde es nichts mehr wert sein.* Scherzhaft riefen sie mir etwas auf Französisch zu. Sie rechneten wohl nicht damit, dass ich sie verstand, denn ich war barfuss und sah aus wie ein einfaches Bauernmädchen. Ob ich nicht meinen Rock heben wollte, um das Geld einzusammeln und mitzunehmen, ehe sie es anzündeten?

Sie waren verblüfft, als ich den Kopf schüttelte und irgendetwas Lustiges auf Französisch erwiderte. Dann wiederholten sie ihr Angebot noch ein paarmal. Aber ich wollte lieber weiter Kaninchenfutter in meine Tasche packen, als meinen Rocksaum zu heben. Und so sah ich zu, wie die Banknoten, die noch jahrelang gültig gewesen wären, in Flammen aufgingen.

Später habe ich mich sehr darüber geärgert, dass ich das Geld nicht genommen hatte. Damals kostete ein Brot oder ein Würfel Margarine zu Schwarzmarktpreisen hunderte. Noch wenige Monate vorher, während der Zeit des Untertauchens, wäre eine solche Entscheidung lebensgefährlich gewesen. Aber das war vorbei, und das war das Positive.

Hannchen Koch hatte sich immer gewünscht, ein Kind zu bekommen. Nun war sie von diesem einen Koitus mit einem Russen zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben schwanger. Sehr viele

* Die Deutsche Reichsmark war ab 1943 auf dem internationalen Devisenmarkt wertlos und nicht mehr konvertierbar.

Frauen, die in gebärfähigem Alter waren, verspürten sehr schnell die Folgen.

In «unse Kolonie» gab es eine praktische Ärztin namens Hering, zu der alle gingen. Diese braune Ärztin, die von Nazigesinnung durchtränkt war, war natürlich eine leidenschaftliche Abtreibungsgegnerin. Aber jetzt trieb sie am laufenden Band ab: Deutsche Frauen sollten doch keine Kinder von den Feinden bekommen. So war die Ideologie.

An zwei Tagen der Woche machte die Ärztin diese Eingriffe. Ein junger Kollege half ihr dabei. Danach wurden die Frauen von ihren Männern in kleinen, ausgepolsterten Leiterwagen abgeholt.

Auch Frau Koch meldete sich dort, als sich die Notwendigkeit zeigte. Als Emil seine Frau morgens wegbrachte, wusste ich: Das wird für mich kein erfreulicher Tag. Ich muss – und das sollte, so Gott will, das letzte Mal sein – Emil Koch zu Willen sein. Denn trotz aller Freundschaft identifizierte er mich mit den Russen, die ich als meine Befreier liebte. Ich musste für die Sache bezahlen, die sie seiner Frau angetan hatten.

Es war ja nicht das erste Mal. Die Beziehung von Frau Koch zu meinem Vater war viele Jahre zuvor schon eine unglaubliche Zustimmung für Emil gewesen. Und ich hatte auch damals dafür bezahlt. Er war der Erste, ich ging noch zur Schule, meine Mutter lebte noch. Mir war das widerlich. Er hatte sich immer absolut human, antifaschistisch und uns treu zugetan verhalten. Aber den Preis dafür hatte ich bezahlt, und ich hasste ihn insgeheim dafür.

Dennoch war Emil viel normaler als seine Frau, und er war ein anständiger Mensch. Als wir es hinter uns hatten, fragte er: «Wozu haben wir das eigentlich gemacht? Ich hatte das Gefühl, es muss sein. Aber es hat mir gar keinen Spass gemacht. Und dir ja wohl auch nicht.»

«So ist das manchmal im Leben», sagte ich nur. Emil Koch hörte

3

von seinen Bekannten und wiederum deren Bekannten vieles, das nicht in der Zeitung stand. Leute, die als Kraftfahrer oder Kanti-nenhelferinnen arbeiteten, bekamen sehr schnell mit, was bei höhe-ren Funktionären und in den Behörden los war. Und so erfuhr Emil, nachdem Anfang Juli die Amerikaner und Briten in Berlin einge-rückt waren, dass eine neue Magistratsdienststelle für Übersetzun-gen dringend Mitarbeiter suchte. Er schlug mir vor, mich dort zu melden. Ich konnte ja nicht immer weiter Kaninchenfutter sam-meln.

Es gab eine erste Busverbindung in die Innenstadt. Zu der Halte-stelle musste ich allerdings sehr weit durch den Wald laufen. Der Bus selbst war wahnsinnig überfüllt, die Leute hingen in Trauben daran. Ich liess mehrere Busse passieren, bevor ich es wagte, ein-zusteigen und mitzufahren. Schliesslich wollte ich nicht jetzt noch mein Leben aufs Spiel setzen.

Ziemlich erschöpft kam ich schliesslich beim Magistrat an. Die Dienststelle lag in der Nähe der Klosterstrasse. Dort empfing mich ein britischer oder amerikanischer Leutnant. Wie sich herausstellte, war er ein deutscher Jude, der noch im letzten Moment ausgewan-dert war.

Er war gerade mit seinem Frühstück fertig. Vor ihm standen eine halb leergetrunkene Tasse Kaffee – richtiger Bohnenkaffee – und ein Teller mit Brotscheiben. Ich musste den Kopf senken, um mir nicht anmerken zu lassen, dass mir das Wasser im Munde zusam-menlief. Es war schneeweisses Weissbrot, wie ich es seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte, mit Butter darauf und sogar belegt: eine unvorstellbare Kostbarkeit.

Wir sprachen erst ein bisschen Französisch miteinander. Als er dann ins Englische überwechselte, setzte es bei mir aus. Mir war

schwarz vor Augen vor Hunger. In diesem Moment steckte eine Hilfskraft den Kopf in die Tür und fragte, ob sie abräumen könne. Mit einem gemeinen Grinsen kippte er den Inhalt eines übervollen Aschbechers auf die Reste dieses Edelfrühstücks und sagte: «Ja nehmen Sie das mit, ich habe genug.» Ich hätte schreien und diesen Wichtigtuer rechts und links ohrfeigen können. Wer sich so benimmt, dachte ich, gehört vor ein internationales jüdisches Volksgericht gestellt und zu einer hohen Strafe verurteilt.

Hämisch lachend half er mir mit dem englischen Wort aus, das mir gefehlt hatte. «Französisch sprechen Sie ja ein bisschen, aber Englisch kaum», sagte er dann in einem sehr überheblichen Ton: «So wie ich Sie einschätze, können Sie auch nicht maschineschreiben, das machen Sie sicher mit zwei Fingern?»

«Erraten», sagte ich. Es war ihm letztlich egal. Ich sollte sofort anfangen und bekam auch sofort Geld. Ich wurde in einen grossen Raum an eine Schreibmaschine gesetzt und tippte englische und französische Texte ab. Meine Kolleginnen waren zwei oder drei junge Mädchen, die Sprachschulen besucht hatten. Sie redeten und kicherten die ganze Zeit und meinten, wir alle passten doch sehr gut zueinander. Ob wir uns nicht duzen wollten? «Nein», lehnte ich ziemlich schroff ab, «ich bleibe nicht lange.» Ich konnte mich mit diesen Mädchen, die vielleicht noch ein paar Monate vorher beim BDM mitgemacht hatten, doch nicht so einfach verbrüdern oder, besser gesagt, verschwistern.

Als sie ihre Stullen auspackten, fragten sie: «Und du hast gar kein Frühstück?»

«Ich bitte Sie!», gab ich kühl zurück. Ich wollte, dass Sie mich siezten.

«Aber eine Mutter gibt doch irgendwas zu essen mit!», meinte eine von ihnen.

«Ich habe keine Eltern mehr. Ich bin mutterseelenallein», erklärte ich. Da sahen sie mich erschrocken und traurig an.

An den paar Tagen, die ich dort arbeitete, kam ich jedes Mal viel zu spät. Ich stand zwar sehr früh auf, musste dann aber stundenlang auf einen Bus warten, an dem keine Mensentraube hing. Ich schrieb sehr langsam auf der Maschine und machte viele Tippfehler. Mir war selbst klar, dass das, was ich dort tat, für die Auftraggeber rausgeschmissenes Geld war, und so ging ich schon bald wieder zu dem Leutnant und bat darum, meinen Vertrag zu beenden.

Immerhin hatte ich nicht schlecht verdient und konnte endlich einmal etwas Geld bei Kochs abgeben. Ich erzählte ihnen auch nicht von meiner Kündigung. Weiterhin brach ich früh am Morgen auf und legte mich dann erst einmal in den Wald, um ein oder zwei Stunden weiterzuschlafen. Dann fuhr ich in die Innenstadt. Ich wollte dringend herausfinden, wer von meinen Freunden und Bekannten noch lebte und wo für mich ein Einstieg in eine normale, legale Existenz möglich war. Besonders interessierte mich, ob es die Universität noch gab und ob man sich schon wieder immatrikulieren lassen konnte.

Einmal war ich, noch bevor es eine Busverbindung gab, zu Fuss in die Innenstadt gelaufen. Mit dem Stück U-Bahn, das Ende Mai 1945 wieder in Betrieb genommen wurde, war ich vom Alexanderplatz in Richtung Pankow gefahren. Mein allererster Weg sollte zu meinem Onkel Karl Jalowicz führen. Ich wollte so schnell wie möglich in Erfahrung bringen, ob er überlebt hatte.

Schon von weitem sah ich, dass sein Wohnhaus in der Berliner Strasse 2 noch stand. Aufgeregt stürmte ich die Treppe hoch. Und dann sah ich ihn auch schon in der Tür stehen: Karl entliess gerade eine Patientin, die zu einer Zahnbehandlung gekommen war. Sofort

nach Kriegsende hatte er seine Praxis mit stark improvisierten Mitteln wieder eröffnet.

«Ach Mariechen!», rief er, als er mich sah, mit einer solchen Freude, wie ich sie nie vorher bei einem Menschen erlebt hatte. Nicht nur sein Gesicht erstrahlte, das ganze Treppenhaus war plötzlich hell erleuchtet. Es war wunderbar.

Wichtig war es mir auch, mich sobald wie möglich bei der Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Strasse 28 registrieren zu lassen.* Auf dem Weg dorthin traf ich am U-Bahnhof Alexanderplatz Mirjam Grunwald. Meine ehemalige Klassenkameradin – diejenige, die sich von Eva Deutschkron den Ehemann geborgt hatte – hatte auch überlebt. Sie hatte Gelbsucht, war quittegelb im Gesicht und tat mir furchtbar leid. Was sie all die schweren Jahre aufrechterhalten hatte, war die Hoffnung, ihre Mutter wiederzusehen. Und dann hatte sie mit der ersten Nachricht aus Amerika erfahren, dass diese gerade gestorben war. Nachdem wir ein paar Freundlichkeiten miteinander ausgetauscht hatten, setzte Mirjam ihr bekanntes bitter-süßes Lächeln auf und meinte: «Du bist dir immer ähnlich geblieben.»

«Was meinst du damit?», fragte ich.

«Liederlich, liederlich, eine Strähne ist aus deiner Frisur gesprungen», sagte sie tadelnd und zog daran. «Wenn ich eine Schere bei mir hätte, würde ich sie abschneiden.» Ich verabschiedete mich schnell.

Nach nur wenigen Schritten begegnete ich als nächstes Edith Rödelsheimer. Die Musikwissenschaftlerin, mit der ich bei Siemens Zwangsarbeit verrichtet hatte, kam mir in der Münzstrasse entgegen. Als sie mich erblickte, liess sie ihre Handtasche einfach aufs

* Der Fragebogen, den Marie Jalowicz, dort am 23. Juli 1945 zur Registrierung ausfüllte, ist im Archiv der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum erhalten.

Pflaster fallen. Jubelnd lagen wir uns in den Armen. Edith Rödelheimer war gemeinsam mit ihrem Mann von nichtjüdischen Bekannten in einer Laube in Birkenwerder versteckt worden. Sie erzählte mir, dass sie sich dort während der Woche, wenn die Besitzer des Kleingartens nicht da waren, kaum bewegen durften. Sie konnten auch nicht kochen, weil sich dabei die Fensterscheiben von innen beschlagen hätten.

In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft stand die Villa des grössten NS-Gewaltigen dieser Siedlung. Manchmal hatten sie Menschen gesehen, die spätabends oder frühmorgens in diesem Haus ein- und ausgingen, und hatten das Gefühl, dass sie beobachtet würden. Erst am Ende des Krieges hatte sich herausgestellt: In der Villa des angeblichen Nazis waren ein halbes Dutzend Juden untergetaucht, die sich ihrerseits sehr vor den Leuten fürchteten, die sich in der Laube versteckten.

Sehr aufgeregt fuhr ich bald auch nach Kreuzberg, um herauszufinden, was mit Trude Neuke und ihrer Familie geschehen war. Als ich in die Schönleinstrasse kam, atmete ich auf: Die Häuserreihe war lückenlos. Ich stürmte die Treppe hoch. Vor Neukes Wohnungstür aber bekam ich einen furchtbaren Schreck. Mit zitternden Knien lehnte ich mich an die Wand: Das vertraute ovale Porzellschild der Neukes war weg. An der Tür stand ein fremder Name.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als bei Steinbecks zu klingeln. Die Nachbarin öffnete mir: «Guten Tag. Ich freue mich, dass Sie nicht ausgebombt worden sind», sagte ich höflich, «können Sie mir sagen, was mit Neukes ist?»

«Die ist zurückgekommen. Die sind in die feinste Gegend von Kreuzberg gezogen, in die Urbanstrasse», antwortete sie unfreundlich. So war die Gesinnung dieser Leute: Vorher waren die Neukes unten und sie waren oben, und jetzt war es eben umgekehrt.

Im Laufschrift rannte ich zu der Adresse, die sie mir gegeben hatte. Schon im Treppenhaus hörte ich laut Trudes Stimme: «Nein, doch nicht rosa! Zu einem so blassen Grau kann man doch keine rosa Bluse tragen. Ist doch ein hübsches Jackenkleid! Ein kräftiges Sonnengelb passt dazu!» Sie stand in ihrer Diele und war gerade dabei, eine Nachbarin zu verabschieden. Bevor sie ihre Tür schließen konnte, rief ich: «Trude, lass offen, ich bin es!» Und dann lagen wir uns in den Armen. Das war wirklich ein grosser und schöner Augenblick.

In ihrer neuen Wohnung gab es riesige Parkettflächen, die alle auf Hochglanz poliert waren. So wie ein Vogel einen Klacks fallen lässt, standen die alten vertrauten Möbel etwas verloren in diesen Riesenräumen herum – hier der Schreibtisch, dort ein Sofa. «Und hier», verkündete sie, nachdem wir den vorderen Teil dieser hochherrschaftlichen Wohnung durchschritten hatten, «sind die Räumlichkeiten meiner Kinder.»

Als ich sie wenig später wiedersah, sagte sie schon: «Ich muss ja einen Vogel gehabt haben. Wie eine Sklavin habe ich diese Riesenparkettflächen gebohrt, was sollen wir denn mit so einem Reitstall? Wir brauchen Licht, Luft und Sonne.» Neukes sind schnell wieder umgezogen, und das haben sie bis ans Ende ihrer Tage noch oft getan.

Auch meine beste Freundin Irene Scherhey und ihre Mutter hatten überlebt und wohnten noch immer in der Prenzlauer Allee. Nach der ersten Freude darüber wurde die Wiederbegegnung mit Irene aber zu einer Enttäuschung: Der alte Kontakt war so nicht mehr herzustellen.

Irene war schon immer hypernervös gewesen. Sie redete sehr schnell, unterbrach sich ständig selbst und liess keinen anderen zu Wort kommen. Nach dem Ende des Krieges hatte sie ein paar Wochen als Hilfslehrerin an einer Schule gearbeitet. Danach wurde sie bei den Amerikanern angestellt und tat sich sehr schnell mit einem Soldaten zusammen. Von da an sprach sie nur noch amerikanisches

Englisch, um diese Sprache zu üben – und das machte mich rasend. «Können wir uns nicht auf Deutsch unterhalten?», bat ich sie mehrmals. Nach all den Jahren gab es so viel, worüber ich mich gern mit ihr ausgetauscht hätte. Aber sie grinste nur und antwortete auf Englisch. Irene war amerikabegeistert und wollte unbedingt auswandern.

Hannchen Koch bekam bald nach Ende des Krieges Besuch von einer Delegation aus ihrer Wäscherei, die ihr ein Angebot machen wollte. Ihr Betriebsdirektor Birkholz war Nazi gewesen und sollte abgelöst werden. Frau Koch war als kämpferische Antifaschistin und zuverlässige Betriebsangehörige bekannt und nun als seine Nachfolgerin ausersehen.

Ich sass im Nebenzimmer, als die endlose Beratung stattfand, und bekam notgedrungen alles mit: Hannchen Koch wollte nicht. «Ich will endlich Ruhe haben, mich erholen und Hausfrau sein», erklärte sie immer wieder. Als die Leute weg waren, sprach ich sie darauf an: «Hannchen, ich glaube, du gehst einen falschen Weg.» Scherzhaft fügte ich hinzu: «Du sollst doch noch Minister für Wäschereiwesen werden.» Da brach sie zusammen und weinte furchtbar, und diesmal war es echt. «Ich will nicht mehr, ich will überhaupt keinen Beruf und keine Karriere. Ich will einwecken, ich will schlafen», schluchzte sie, «ich will wieder zu Kräften kommen, und ich will endlich mal 'ne hübsche Handarbeit machen, ganz bunt.» In diesem Augenblick tat sie mir so leid, dass ich ehrlich gerührt war.

Ihr Betriebsdirektor war früher einmal Mandant meines Vaters gewesen. Er war kein Antisemit. Das Parteiabzeichen hatte er nur getragen, weil seine Karriere es erforderte. Von ihm waren die hundert Mark Reisegeld gekommen, die ich auf der Fahrt nach Bulgarien in meinem Schuh aufbewahrte und die mir die Rückkehr nach Berlin ermöglicht hatten. Durch Hannchen Koch bat er mich

später, ihm schriftlich zu bescheinigen, dass er mir geholfen hatte. Ich stellte dann ein Schreiben für einen W. Birkholz aus. Seine Adresse trug Hannchen ein.

Eines noch späteren Tages hörte ich von Trude Neuke, die inzwischen in einem Reihenhäuschen in Britz wohnte: «Stell dir mal vor, ein ehemals ganz gefährlicher SS-Mann namens Birkholz wohnt hier um die Ecke. Dem hat eine Jüdin doch tatsächlich eine Bescheinigung gegeben, er hätte sie im Krieg unterstützt. Und dieses Schwein ist entnazifiziert worden.» Der Mann hiess auch W. Birkholz, aber er hatte einen anderen Vornamen, hiess Werner statt Walter oder umgekehrt. Und er hatte sich seine Entnazifizierung über seinen Bruder oder Cousin ergaunert, über jenen Mann also, der mir tatsächlich einmal geholfen hatte.

Einmal begab ich mich auch noch zu dem Haus, in dem ich fast zwei Jahre gewohnt hatte. Die tschechischen Gemüsehändler, die unsere Nachbarn gewesen waren, hausten noch immer in der Wohnung im 1. Stock, die am wenigsten beschädigt worden war. Von Frau Knizek erfuhr ich, dass Kurt Blase und Alexander Grass noch ganz am Ende des Krieges beim Volkssturm gefallen waren. Und dass Frau Grass einen Schlaganfall erlitten hatte und in einem Pflegeheim in Mariendorf war.

Besonders die Nachricht, dass Alexander Grass tot war, machte mich sehr traurig. Dieser Mann hatte so viel für mich getan! Und endlich brach meine Gefühlsverhärtung auf: Für mich hatte es in einer scheusslichen Vereinfachung jahrelang nur Freund oder Feind gegeben. Die grosse Gefahr und somit das Mass aller Dinge war die Gestapo gewesen. Wer fiel oder nicht fiel in diesem Krieg, war mir völlig egal gewesen. Endlich wurde mir bewusst, wie viel unverschuldetes Leid der Krieg auch unter den Nichtjuden angerichtet hatte.

Emil Koch war schliesslich derjenige, der meiner schwierigen Lage in Kaulsdorf ein Ende bereitete. Er hatte sich mit einem Physiker-Ehepaar angefreundet, das in einer etwas feineren Gegend am Müggelsee wohnte. Wahrscheinlich hatte er dort seine Dienste als Handwerker oder Gärtner angeboten, wie er es in diesen Wochen überall tat. Jedenfalls beriet er sich mit diesen Leuten über die schwierige Situation in seinem Holzhäuschen.

«Die Physiker haben gesagt», hiess es von nun an laufend. Die Physiker hatten sich auch das angeblich ausgebombte Anwesen von Adolf Guthmann angesehen und herzlich darüber gelacht. Und sie hatten mit Emil einen Plan entwickelt: Als Erstes werde «Vadder» sein Haus wieder in Ordnung gebracht. Und dann brauche «Vadder» eine neue Frau. Emil hatte auch schon jemanden im Auge.

Es gab ein wildes Lager mit rumänischen Flüchtlingen auf der schönen Wiese vor unserer Tür. Dort hatte er nach einer Frau gefragt, die im Alter zu seinem Schwiegervater passte. Sie sollte für ihn kochen, bei ihm wohnen und mit von seiner Rente leben. Die Frau, die man ihm empfahl, zeigte er mir aus der Ferne. Sie trug lange, bunte Röcke, die sehr weit abstanden – es sah aus wie eine Tracht. Nachdem er sie mit seinem Schwiegervater zusammengebracht hatte, lebten die beiden bis an ihr seliges Ende zusammen.

Emil wusste auch von dem Versprechen, das ich seiner Frau gegeben hatte. Mit Hilfe der Physiker überlegte er sich, wie er mich davon befreien könnte. Als ich eines Abends auf der Schwelle der Küchentür stand, begann er mich vom Garten aus herum zu dirigieren: «Wir machen ganz was Lustiges. Geh mal ein kleines Stück nach rechts und nach vorn.» Dann nahm er Anlauf, hob mich hoch und schleuderte mich im Kreise herum. «Jetzt schmeiss ich dich raus», rief er lachend.

Anschliessend wollte er ein paar Schritte mit mir spazieren gehen. «Das war natürlich nur ein Scherz», erklärte er mir, «aber ich bin der Haushaltsvorstand. Wenn ich dich rauswerfe, dann ist das höhere Gewalt, und du bist nicht mehr an dein Versprechen gebunden. Selbstverständlich kannst du dir alle Zeit der Welt lassen.» Ich jubilierte innerlich: «Schon morgen geh ich los und such mir eine Bleibe!», verkündete ich. Er war skeptisch.

Als wir zurückkamen, sagte er zu Hannchen: «Ich habe Mariechen rausgeschmissen. Und wir beide kommen jetzt auch mal wieder zur Ruhe.» Seine Frau reagierte überraschend vernünftig. «Ist ja richtig», sagte sie nur, «wir müssen mal wieder zu normalen Verhältnissen kommen.»

4

Das Haus, in dem ich aufgewachsen war, existierte nicht mehr. Die Prenzlauer Strasse 19a war dem Erdboden gleichgemacht. Wohin sollte ich also gehen? Ich wusste, dass Pankow einer der wenigen weitgehend unbeschädigten Stadtteile von Berlin war. Dort waren nur wenige Bomben gefallen. Während die Bürgersteige und Fahrdämme in anderen Gegenden noch von Trümmern bedeckt waren, konnte man im Bezirk Pankow lange spazieren gehen, ohne überhaupt zu bemerken, dass ein Krieg stattgefunden hatte. Ausserdem lebte dort der einzige Verwandte, der mir geblieben war, mein Onkel Karl.

Ich machte mich also am nächsten Tag auf den langen Weg dorthin. Das Wohnungsamt von Pankow logierte in einem einzigen grossen Raum, in dem die Sachbearbeiter an mehreren Tischen sass. Dort traf ich zu meiner grossen Überraschung Tati Kupke an, die Schwester meiner Tante Mia. Sie galt als bewährte Antifaschistin, und deshalb hatte man sie, die eigentlich Arbeiterin war, in diese improvisierte Behörde geholt. Wir freuten uns beide sehr, uns wiederzusehen. Was zwischen ihrem Mann Willi und mir vorgefallen war, als Tati mich für ein paar Nächte beherbergt hatte, war in diesem Moment unwichtig. Es lag drei Jahre zurück. Sie kam nicht darauf zu sprechen und ich auch nicht.

«Ich möchte nach Pankow ziehen», sagte ich ihr: «Es gibt keine Wohnungen in Berlin. Und hier ist mir jedenfalls Karl geblieben.»

«Es gibt leider eine Verfügung», erklärte sie mir, «dass man nur dort Wohnraum beanspruchen darf, wo man früher gewohnt hat.» Sie schwieg einen Augenblick. Wir waren ja nicht allein im Raum. Dann fuhr sie fort: «Aber das trifft ja auf dich zu.» Flüsternd nannte

sie mir den Namen und die Hausnummern des einzigen Strassenzuges, der in Pankow grossflächig zerstört worden war. Eine dieser Adressen müsste ich angeben, um an einen Wohnungs-Besichtigungsschein für Pankow heranzukommen. Kein Mensch könne kontrollieren, ob ich wirklich jemals dort gewohnt hätte.

Dann holte sie ihren Vorgesetzten, um die Erlaubnis zu erbitten, mich sofort zu vermitteln. Ich sei Pankowerin, erzählte sie ihm, eine Jüdin, die untergetaucht überlebt habe und ausgebombt sei.

«Ich brauche dringend Ruhe», ergänzte ich, «ich möchte kein Zimmer, sondern eine eigene Wohnung.»

«Undenkbar», sagte dieser Vorgesetzte. «Sie sind zwar sehr nett, mein Fräuleinchen, und Sie sind sicher auch ein Opfer des Faschismus. Aber hier bekommen auch ganze Familien nur jämmerlichste Notquartiere: ein einziges Zimmer, möbliert oder unmöbliert.»

«Und wenn's ein Stall oder ein Schuppen ist – ich will allein sein», wiederholte ich verzweifelt. Diese Worte lösten irgendetwas bei dem Mann aus. «Wie traurig», murmelte er und wiederholte mehrmals «Stall oder Schuppen».

«Sind Sie nicht wenigstens lungenkrank, haben Sie Tuberkulose?», fragte er mich.

«Nicht dass ich wüsste», bedauerte ich.

Letztlich stellte sich heraus, dass Tati ohnehin keine Wohnungen im Angebot hatte. Sie gab mir einen Stapel Besichtigungsscheine für Zimmervermieter, und damit zog ich los.

Ich klapperte sämtliche Adressen ab, und alle waren undiskutabel: Darunter war zum Beispiel ein Raum, dessen Wand durch Granateinschlag stark beschädigt war. Über dem Bett war ein Loch von etwa einem halben Meter Durchmesser. Die Vermieterin freute sich sehr über mein Kommen. «Hinter diesem Loch schlafe ich», sagte sie, «wir können uns also jeden Tag Guten Morgen und Gute Nacht

sagen. Wissen Sie, ich bin sehr einsam.» Dann lief sie auf die andere Seite des Mauerdurchbruchs und rief von dort aus: «Kuckuck!» Die hatte nicht alle Tassen im Schrank.

«Das wird nichts», erklärte ich barsch, «ich brauche ein Zimmer mit intakten Wänden.» In meiner Not log ich: «Mein Freund will hier Trompete üben.» Ich musste diese Frau regelrecht abschütteln, um wieder von ihr wegzukommen.

Am Ende dieses sehr heissen Tages war ich zutiefst erschöpft. Die Sonne stand schon tief, und ich hatte nur noch einen einzigen Besichtigungsschein für ein Zimmer in der Binzstrasse. Ich ging hin, klingelte, aber niemand öffnete. In einem offenen Fenster im Parterre sass ein Mann und rasierte sich. Später erfuhr ich, dass er Levy hiess und katholisch war, aber jüdische Vorfahren hatte.

«Da können Sie klingeln, bis Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen, die Frau ist taub», sagte er, «was wollen Sie denn bei der Alten?» Ich zeigte den Besichtigungsschein und erzählte meine Geschichte.

«Vielleicht fragen Sie besser mal den Architekten Rühle. Der hat sein Büro hier gleich gegenüber. Ihm gehört das ganze Eckhaus», sagte er: «Rühle war immer gegen die Nazis und hat vielen geholfen. Vielleicht hat der ja was für Sie.»

Ich ging hin und traf den Architekten, einen älteren Herrn mit einem feinen, klugen und gütigen Gesicht, auch sofort an. In ganz kurzen Worten erklärte ich ihm mein Anliegen. «Was für ein Glück, dass es nicht zu spät ist, jetzt zu helfen», sagte er da. Und dann hatte er eine Idee: Er erzählte mir, dass eine seiner Einzimmerwohnungen an eine alte Frau vermietet sei, die den ganzen Krieg auf dem Land verbracht habe. Sie sei nur einmal im Jahr nach Pankow gekommen, um nachzusehen, ob das Haus noch stand. «Wenn sie es sich so lange auf dem Dorf bequem gemacht

hat», beschloss Rühle, «soll sie auch dort bleiben. Und Sie ziehen in diese Wohnung ein. Das setze ich beim Wohnungsamt durch.»

Dann stieg er mit mir ins oberste Stockwerk des Hauses, um mir die kleine Eckwohnung zu zeigen, die aus einem merkwürdig verwinkelten Zimmer und einer Wohnküche bestand. Ich war begeistert.

«Ab wann könnte ich denn einziehen?», fragte ich. Er überreichte mir die Schlüssel und sagte: «Ab sofort. Den Vertrag machen wir später. Erst mal wünsche ich Ihnen, dass Sie hier zur Ruhe kommen und glücklich werden.» Ich hielt die Schlüssel in meiner Hand und fragte mich, ob ich wachte oder träumte.

Zurück in seinem Büro, bat er mich, ihm ein wenig über die Zeit meines Untertauchens zu erzählen. Das tat ich sehr gern, denn es erleichterte mich, mich auszusprechen. Er erzählte auch etwas über sein Leben, und dabei geschah etwas Merkwürdiges: Mehrmals benutzte er den Konjunktiv der indirekten Rede. Diese grammatikalische Form hatte ich seit drei Jahren nicht mehr gehört. Ich musste mich abwenden, damit er es nicht bemerkte: Die Wiederbegegnung mit einer Sprache, die mir aus meinem Elternhaus und der Schule sehr vertraut war, rührte mich zu Tränen.

Dann war es höchste Zeit, mich auf den Rückweg nach Kaulsdorf zu machen. Auf dem Weg hielt ich den Schlüsselbund in meiner Hand fest und sah ihn immer wieder an wie eine wunderbare Kostbarkeit.

Die Kochs begrüßten mich mit grossem Hallo: «So spät zurück?» Ich hatte es gerade noch geschafft, vor der nächtlichen Sperrstunde anzukommen.* Und Emil wollte mir erst nicht glauben, dass es mir tatsächlich gelungen war: Ich hatte eine eigene Wohnung, und das ab sofort.

* Die von der Alliierten Kommandatur am 14.8.1945 festgesetzte Ausgangssperre galt von 23.00 bis 5.00 Uhr.

Am nächsten Tag zog ich aus. Den weiten Weg von Kaulsdorf nach Pankow musste ich diesmal zu Fuss bewältigen, denn ich hatte einen Leiterwagen dabei. Ein Paar Sandalen hatte ich zwar noch gefunden, aber die waren unbequem, weil sie mir nicht richtig passten. So beschloss ich, barfuss in die ehemalige Reichshauptstadt einzumarschieren.

«Ich statte dich aus wie ein eigenes Kind», verkündete Frau Koch und packte mir eine Bettdecke, Kopfkissen, Bettwäsche, Besteck, einen Quirl und andere Haushaltsgegenstände in den Leiterwagen. Dabei zählte sie immer wieder auf, was sie alles entbehrte, um es mir mitzugeben. In mir stieg eine heimliche Wut auf: Mit grossem Brimborium wurde mir hier schliesslich nur ein winziger Bruchteil dessen überreicht, was einst der Hausstand meiner Eltern gewesen war.

Auch zwei silberne Teelöffel waren dabei. «Wir waren immer arme Leute», erklärte mir Frau Koch dazu, «wir hatten nur diese beiden echt silbernen Löffel. Von Kindheit an habe ich sie wie einen Schatz gehütet. Und jetzt opfere ich diese als Aussteuer für dich.» Das war völliger Quatsch: Auf den Löffeln war unübersehbar der erste Buchstabe unseres Familiennamens eingraviert!

In diesem Moment wurde das ganze Ausmass ihrer Verrücktheit offenbar. Jahrelang hatte sie mich gequält, indem sie mit Grabesstimme immer wieder gesagt hatte: «Wir sind ein Wesen, weil wir denselben Namen tragen und am selben Tag Geburtstag haben. Deine Seele gehört mir.» Sie hatte mir einerseits ihre Identität geliehen und sich andererseits vollkommen mit meiner Familie identifiziert: In ihrem Bewusstsein war sie nicht Johanna Elisabeth Koch, geborene Guthmann, sondern sie war eine Jalowicz und damit eine Jüdin. Dass sie ein derartiges realitätswidriges Geflunker von sich gab wie jetzt, im Moment des Abschiedes, hatte ich aber noch nie erlebt. Und damit war für mich endgültig klar: Jetzt ist Schluss.

«Am Wochenende bringe ich euch den Handwagen zurück», erklärte ich und bemühte mich, nett und treuherzig zu wirken: «Und natürlich bleibt ihr für mich immer so etwas wie Pflegeeltern. Jeden Sonntag werde ich euch besuchen.»

«Lass mal gut sein. Ich kenne das Leben», erwiderte Emil und grinste, «zwei- oder dreimal kommste jeden Sonntag, dann einmal im Monat, dann einmal im halben Jahr und dann überhaupt nicht mehr.»

Für den langen Fussmarsch, der vor mir lag, hatte ich mir drei Programmpunkte vorgenommen. Der erste war, mir selbst noch einmal zu vergegenwärtigen, wie meine Eltern diese Silberlöffel vor vielen Jahren von Tante Hulda – einer Schwester meiner Grossmutter – zur Hochzeit geschenkt bekommen hatten.

Der zweite Punkt bestand in meinem Vorsatz, kräftig auszuspucken. Ich hatte die letzten drei Jahre in Gegenden verbringen müssen, in denen viele Leute auf die Strasse spuckten. Und schliesslich hatte ich diese widerwärtige Gewohnheit selbst angenommen. Die Gesellschaft hatte mich ausgespien, also spuckte ich zurück, doch stets mit dem Vorsatz: Wenn ich den Krieg überlebe, hört das auf.

Ich wollte genau auf der Grenze zwischen Kaulsdorf-Süd und Biesdorf-Süd ein allerletztes Mal ausspucken. Nur wusste ich nicht genau, wo dieser Punkt war. So sprach ich einen Mann an, der in seinem Garten Unkraut jätete: Ob er mir sagen könne, wo der eine Ort aufhörte und der andere anfing? «Wozu wollen Sie das denn wissen?», fragte der missmutig zurück.

Halt!, sagte ich mir in diesem Moment. Ich brauche nicht mehr wegzulaufen, ich brauche mich nicht mehr zu ducken. Ich habe echte Papiere in der Tasche, mir kann keiner etwas. Ein höflicher Mensch reagiert auf eine Frage nicht mit einer Gegenfrage, sondern antwortet.

«Wissen Sie es oder nicht?», fragte ich den Mann barsch. Er gab zu, dass er es nicht genau wusste. Nach einem weiteren Stückchen Weg konnte mir dann jemand Auskunft geben: Ich befand mich direkt auf dieser Grenze. Da sammelte ich Spucke im Mund und spie kräftig auf die Strasse. Von jetzt an war mir wohler: Ich war endgültig raus aus «unse Kolenie».

Als Programmpunkt drei hatte ich mir vorgenommen, alles aufzuzählen, was ich nicht mehr wollte. Ich wollte nicht mehr ausspucken, denn das war unzivilisiert. Ich wollte nie mehr auf Korbstühlen sitzen. Ich wollte niemals einen Nichtjuden heiraten. Ich wollte lieber allein sein als einen Partner haben, der nicht über höhere Bildung verfügte. Ich wollte redlich bleiben, wie es meine Eltern und andere Vorfahren stets gewesen waren. Ich wollte mich nicht mehr mit Hinz und Kunz duzen, wie es in den Kneipen üblich war. Ich wollte niemals undifferenziert auf die Deutschen schimpfen. Ich wollte nie ungerecht und undankbar sein gegen Leute wie Kochs, die mir geholfen hatten. Und so weiter. Meine Liste war lang.

Zwischen Lichtenberg und Weissensee fiel mir eine junge Frau auf, die vor mir herlief und sehr beschwingt wirkte. Sie trug ein hellblaues Gewand und hielt eine riesige Emailleschüssel auf ihrem Kopf fest. Wie ich später feststellte, war darin ein winziger Klecks Margarine, den sie irgendwo ergattert hatte.

Als das Mädchen sich umdrehte, erkannte ich Ursel Ehrlich, eine Freundin von Irene Scherhey. Auch sie war während der Nazizeit untergetaucht und hatte überlebt. Wir begrüßten uns herzlich, blieben eine Weile stehen und erzählten einander, wie wir uns durchgeschlagen hatten.

Ursel hatte irgendwo eine Quelle für Lederabfälle aufgetan, hatte Lesezeichen und andere kleine Gegenstände angefertigt und war damit hausieren gegangen, im Sommer in Garten lokalen, im Win-

ter in Kneipen. «Meene besten Kunden hatt' ick in der Kneipe von Altermann», erzählte sie.

«Altermann in der Mühlenstrasse! Det wir uns nie jetroffen haben!», staunte ich. Dann bewunderte ich ihr Kleid: «Du bist ja elejant!»

«Man muss sich zu helfen wissen», antwortete sie. Sie hatte ein Bettlaken blau eingefärbt, das Mäandermuster am Rand mit einer Batiktechnik aufgebracht und sich aus diesem Stoff das Kleid genäht, das ihr blendend stand.

Sie schaute auf meine Füße: «Uff'm Lande kannst ja barfuss loofen, aber in der Stadt liejen überall Trümmer und Jlassplitter rum. Haste keene Schuhe?», fragte sie.

«Ick habe Sandalen, aber die passen nich, und da kann ick nich jut drin loofen.»

Selbstverständlich berlinerten wir. Ich hatte diesen Dialekt in den letzten drei Jahren lieben gelernt: Es war die Sprache der Leute, die halfen. Das feine Hochdeutsch hingegen hatte sich nicht bewährt. Es war vor allem das deutsche Bildungsbürgertum, das versagt hatte.

Etwa anderthalb Stunden später schloss ich die Tür zu meiner Wohnung in Pankow auf. Den Leiterwagen mit meinem gesamten Hausstand hatte ich unter grössten Mühen in den dritten Stock hinaufgeschleppt. Ich konnte es nicht riskieren, irgendetwas auf der Strasse stehen zu lassen. Es wäre sofort weg gewesen.

Meine Füße waren heiss und wund. Ich stellte zwei Stühle in der Küche nebeneinander vor die Spüle, so dass ich bequem darauf sitzen konnte. Gas ging nicht, Elektrisch ging nicht, Wasser ging. «Guten Tag, lieber Wasserhahn», sagte ich fröhlich und zugleich sehr bewegt: «Ich bin hier ganz allein und doch wieder nicht. Denn ich habe dich. Und ich habe das grosse Glück, dass kein Quartierge-

ber, keine Wirtin und kein anderer Mensch sich das Maul darüber zerreißen kann, dass ich mich hier auf zwei Stühle lümmle und mir kaltes Wasser über die Füße laufen lasse.»

Und genau das tat ich dann auch.

Danach legte ich mich auf den Fussboden, streckte mich der Länge nach aus und fiel sofort in einen sehr tiefen Schlaf.

NACHWORT

«Glauben Sie im Ernst, dass ich intellektuell nicht in der Lage wäre, meine Lebensgeschichte aufzuschreiben, wenn ich das wollte!?»

Mit Stentorstimme, als ob sie im Hörsaal vor ihren Studenten stehe, sprach, nein brüllte meine damals etwa 70 Jahre alte Mutter ins Telefon.

Empfänger der eindeutig formulierten Botschaft war ein Publizist, der vorhatte, Interviews mit Überlebenden zu veröffentlichen. «So weit kommt das noch», ergänzte meine Mutter an mich gewandt – ich war gerade bei meinen Eltern zu Besuch und zufällig Zeuge dieses Telefonats.

Sosehr ich sie verstand, fand ich es doch bedauerlich, dass ihre Geschichte vielleicht niemals aufgeschrieben würde; eine Geschichte, die mir mehr oder weniger vertraut war, die ich aber bei weitem nicht in allen Einzelheiten kannte.

Wirklich erzählt hatte meine Mutter ihre dramatische Überlebensgeschichte vor 1997 nie, hin und wieder hatte sie etwas im Familienkreis erwähnt, allerdings nie zusammenhängend und eigentlich immer unerwartet; der «Auslöser» war in den seltensten Fällen auszumachen.

Es gehört zu meinen Kindheitserinnerungen, dass eine Freundin der Familie immer wieder auf meine Mutter einredete, sie möge doch ihre Geschichte aufschreiben oder besser noch diktieren. «Ja, ja», pflegte meine Mutter zu erwidern, um sogleich hinzuzufügen, dass erst noch dies oder das wichtiger sei und vorher erledigt werden müsse.

Einmal – ich ging noch zur Grundschule – bat meine Klassenlehrerin meine Mutter darum, doch meinen Mitschülern etwas aus

ihrem Leben der Jahre nach 1933 zu erzählen. Diesem Wunsch kam sie nach. Schnell war die dafür vorgesehene Schulstunde vergangen; berichtet hatte sie eigentlich gar nichts, abgesehen von relativ nebensächlichen Begebenheiten aus den Jahren ihrer Verfolgung, die sie allerdings durchaus spannend schilderte.

Mit zunehmendem Alter wuchs bei ihr jedoch die Bereitschaft, Details aus ihrem Leben zu berichten. So konnte ich meine Mutter davon überzeugen, der Historikerin Carola Sachse ihre Erfahrungen als Zwangsarbeiterin bei Siemens zu Protokoll zu geben. So gewährte sie ihr, anonymisiert als «Gerda B.», am 22. April 1993 ein Interview. Sie legte allergrössten Wert darauf, dass ihr wirklicher Name nicht in Sachsés Buch erschien.*

In derselben Zeit entsprach sie meinem Wunsch, dem Berliner Historiker Raymond Wolff, der über den Neuköllner Arzt Benno Heller arbeitete, ein Interview zu geben und anschliessend dessen Fragen ausführlich zu beantworten. Dennoch: Alles, was sie über Heller wusste, so hat sie mir gegenüber mehrfach betont, wollte sie nicht berichten, auch wenn sie der Auffassung war, dass «jede Auslassung die Wahrheit empfindlich beschädigt». Sie selbst gibt sich auch in diesem Interview nicht zu erkennen, sondern nennt sich «Frau Eissler». Sie legte ausserdem Wert darauf, eine Frau, die ihr in Zeiten der Verfolgung Quartier gegeben hatte, nicht mit ihrem wirklichen Namen zu nennen und ihn auch Wolff nicht zu verraten; er hat von ihr nicht erfahren, dass sich hinter «Frau Rademann» eine Frau namens Gerda Janicke verbirgt, die in den Erinnerungen meiner Mutter eine nicht unwichtige Rolle spielt.**

Auch erklärte sie sich im Juni 1993 bereit, auf Einladung der

* *Als Zwangsarbeiterin in Berlin. Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund.* Herausgegeben und kommentiert von Carola Sachse. Berlin

** Häftling Nr. 124868, in: *Neuköllner Pitaval, Wahre Kriminalgeschichten aus Berlin*, Rotbuch Verlag 1994; S. 79ff.

Universität Wien im Rahmen einer Tagung in Eisenstadt einen Vortrag zum Thema «Die U-Boote – Individuelle Schicksale im Widerstand» zu halten. Bezeichnenderweise ist der Vortrag nicht publiziert worden, weil – und dessen bin ich mir sicher – meine Mutter dies nicht wollte. Denn sie hatte darin viel von sich preisgegeben, sicher mehr, als sie vorgehabt hatte. Es war das erste und das letzte Mal, dass sie öffentlich über dieses Thema sprach.

Sie beschränkte sich in ihrem Vortrag auf «Überleben in Berlin. Das bietet [...] den Vorteil, dass ich auf eigenes Erleben zurückgreifen und, sofern ich Literatur heranziehe, Quellenkritik aus der Sicht des Insiders üben kann», liess sie ihre Zuhörer wissen.

Breiten Raum nahmen Dr. Benno Heller und seine Ehefrau Irmgard ein, stand meine Mutter doch unmittelbar unter dem Eindruck des erwähnten Interviews, das sie kurz zuvor gegeben hatte.

Weil es mir nicht in den Kopf wollte, dass ich es als Historiker nicht schaffte, meine eigene Mutter zum Sprechen zu bringen, stellte ich am 26. Dezember 1997 ohne jede Ankündigung ein Aufnahmegerät auf den Tisch der elterlichen Wohnung und sagte: «Du wolltest doch immer deine Geschichte erzählen.»

Etwas überrumpelt und auch aufgeregt, begann meine Mutter, chronologisch ihre Erinnerungen bis zum Mai 1945 auf 77 Kassetten zu sprechen. Die Aufnahmen folgten strengen Regeln. Es ging um die fortlaufende Geschichte, die ich nicht mit Fragen unterbrach. Bemerkenswert war die klare Struktur. Meine Mutter konnte ganz präzise am Endpunkt einer vorangegangenen Sitzung, die sechzig, häufig auch neunzig Minuten dauerte, anknüpfen. Parallel führte ich meine eigenen Recherchen durch, um Fakten zu überprüfen. Davon habe ich ihr immer wieder berichtet, vor allem wenn ich mehrere Personen gleichen Namens gefunden hatte und eine Zu-

ordnung schwierig war. Dies hat sie ausserordentlich interessiert, und vor allem hat sie sich gefreut, wenn meine Nachforschungen ihre Angaben bestätigten.

Unsere Sitzungen dauerten – immer wieder von Krankenhausaufenthalten unterbrochen – bis zum 4. September 1998. Einige Aufnahmen wurden sogar im Krankenhaus gemacht; die letzte Aufzeichnung erfolgte nur wenige Tage vor ihrem Tod. Marie Simon starb am 16. September 1998.

Besonders den letzten Aufnahmen ist anzumerken, wie sehr ihre Kräfte schwanden. Die Mühe, die das Diktat gekostet hat, ist spürbar.

Danach mussten die Tonbänder abgeschrieben werden; das nun entstandene Transkript, über neunhundert Seiten, blieb eine Zeit lang liegen, weil die Abschrift mit dem Tondokument verglichen werden musste, was mir unmittelbar nach dem Tod meiner Mutter schwerfiel.

Die Autorin und Journalistin Irene Stratenwerth, mit der ich seit vielen Jahren in verschiedenen Ausstellungsprojekten zusammengearbeitet habe, hat schliesslich aus dem umfangreichen Transkript einfühlsam einen in sich geschlossenen Text, das Manuskript dieses Buches von Marie Jalowicz Simon, entstehen lassen. Die Stimme meiner Mutter höre ich aus jeder Zeile des vorliegenden Textes.

Bei der Anfertigung des Manuskripts ging es nicht nur darum, aus der unglaublichen Fülle von Details und Personen, die meine Mutter in Erinnerung hatte, die wichtigsten auszuwählen und den roten Faden zu finden, der ihr selbst trotz aller Abschweifungen immer klar war. Es ging auch darum, die Ereignisse, die sie geschildert hatte, genau zu rekonstruieren: Die genaue Datierung zum Beispiel hatte sie sich mitunter nicht gemerkt oder vergessen.

Die Orte, die Namen und die Personen, denen sie begegnet war, fanden sich in alten Adressbüchern oder in den Akten unterschied-

lichster Behörden wieder. Sehr viele Menschen in sehr vielen Archiven halfen bei der Suche. Erst durch diese Rekonstruktion verstanden wir oft «die ganze Geschichte», die sie da erzählte – und zugleich stellten wir im Nachhinein immer wieder fest: «Marie Simon hatte recht. Sie hat eigentlich alles Notwendige dazu gesagt.»

Meine weiteren Recherchen zu Hunderten von Namen, Adressen und Lebensläufen in den fünfzehn Jahren nach ihrem Tod haben gezeigt, dass sich meine Mutter nahezu an jedes Detail präzise erinnerte. Meine Nachforschungen konnte ich erst kurz vor Fertigstellung meines Nachworts abschliessen; nur ein Teil der Ergebnisse ist in das Personenregister eingegangen. Den Verlauf dieser Nachforschungen zu schildern, ergäbe ein eigenes Buch, so z.B. die Suche nach den Nachkommen von Hans Göll, der meiner Mutter in Bulgarien geholfen hat, oder denen des «Holländers».



Marie Simon, geb. Jalowicz, zweiundsechzig Jahre alt. Bei einer Veranstaltung im Kulturraum der Ostberliner Jüdischen Gemeinde im Jahre 1984.

Gerne hätte ich mehr und ausführlicher über die Zeit unmittelbar nach der Befreiung und auch die 1950er Jahre erfahren, aber meine Mutter war nicht bereit, darüber zu berichten. Dieser Teil ihrer Lebensgeschichte war nicht so abrufbar wie die Jahre davor, und es fehlte ihr inzwischen auch an Kraft.

Für mich stellt sich die Frage, warum sie erst so spät Zeugnis abgelegt hat. «Wenn ich berichte, dann wahrheitsgemäss, und es gibt vieles, worüber man erst ein halbes Jahrhundert später berichten kann», sagte sie einmal im Verlauf ihrer Vorlesungen. Die Diktate hatten in der Tat Vorlesungscharakter und hatten häufig die Länge einer Vorlesungseinheit.

Im Gegensatz zu dem erwähnten Vortrag in Eisenstadt hat es meine Mutter beim Diktat ihrer Lebenserinnerungen bewusst vermieden, Literatur zum Thema heranzuziehen und ihre Erinnerungen mit anderen gedruckten bzw. in Archiven überlieferten Lebensberichten zu vergleichen. Sie sagte dazu: «Ich wollte eigentlich keine anderen Quellen benutzen als meine Erinnerung, denn durch das Heranziehen anderer Quellen wird dieses Erinnerungsbild modifiziert. [...] Das ganz und gar Subjektive, wenn es ehrlich als subjektiv dargestellt wird, ist von grösserem objektivem Wert als vermeintliche oder angebliche missglückte Objektivität. Anders gesagt mit einem Bild: Ein Frosch sollte seine Erlebnisse aus der Froschperspektive schildern. Bei aller Begrenztheit des Ausschnitts, bei aller Färbung dieses Bildes, das entsteht, ist das dann von objektivem Wert, nämlich als das Objektive seiner Subjektivität. Der Frosch soll nicht so tun, als könne er fliegen und sehe die Dinge aus der Adlerperspektive. Dann wird alles falsch und schief.»

Mit der Idee, ihre Erinnerungen zu Papier zu bringen, hatte sie sich allerdings schon während der Zeit ihrer Verfolgung befasst; sie hat ohne Papier und Schreibgerät in Gedanken ein Tagebuch geführt, die im Kopf entstandenen Texte immer wieder redigiert, um kürzer

und präziser all das in ihr Gedächtnis einzuschreiben, was sie vor allem nach dem 22. Juni 1942 erlebt hat.

An diesem 22. Juni – es war ein Montag – entzog sich meine Mutter der Verhaftung durch die Gestapo und war seit diesem Tag «illegal». Ich setze den Begriff bewusst in Anführungszeichen, weil sie mir gegenüber wiederholt betont hat, dass sie den Begriff *Illegalität* für fragwürdig halte, «denn illegal war der grösste technische Massenmord in der Menschheitsgeschichte; leben zu dürfen, wird man ja wohl noch jedem gestatten müssen. Illegal waren die Nazis, nicht ich.»

Es ist interessant, dass dieser Begriff von Untergetauchten mitunter selbst benutzt werden musste; so zum Beispiel von einem Freund jener Mutter, Fritz Goldberg, nach seiner Festnahme.* Sie selber hatte den Begriff benutzt, als sie, damals noch unter ihrem Mädchennamen, Anfang Oktober 1945 in einem Lebenslauf, der dem Antrag zur Anerkennung als Opfer des Faschismus beigegeben wurde, schrieb: Ich «entzog [...] mich meiner Verhaftung. Ich gehör[t]e nicht zu denen, deren wohlgefüllte Brieftasche eine gut vorbereitete Illegalität ermöglichte.»**

Diese «Illegalität» sollte fast drei Jahre andauern, ein «normales Leben» begann erst wieder, als meine Mutter Ende August 1945, barfuss mit einem Leiterwagen, auf dem ihre wenigen Habseligkeiten verstaut waren, aus Kaulsdorf-Süd über Lichtenberg und Weisensee schliesslich nach Pankow kommend, ihre eigene Wohnung

* «Vermögenserklärung» vom 23.7.44; hier gibt Fritz Goldberg in der Rubrik «Wohnung» an: «C2, Landsbergerstr. 32 [...] bis 6.2.43, dann illegal». (Brandenburgisches Landeshauptarchiv Rep. 36 A Oberfinanzpräsident Berlin Brandenburg [II] Nr. 11552.)

** Lebenslauf Marie Jalowicz vom 8.10.1945, Landesarchiv Berlin, Signatur C Rep 118-01 Nr. 2754. Auch in dem dazugehörigen Fragebogen formuliert sie: «Ich habe mich der Gestapo entzogen und drei Jahre illegal gelebt.»

in der Binzstrasse 7 bezog. Auf diesem fast zwanzig Kilometer langen Fussmarsch hatte sie sich für die Zukunft viel vorgenommen; ihre Liste war lang:

Sie wollte niemals einen Nichtjuden heiraten. Lieber wollte sie allein sein, als einen Partner zu haben, der nicht über höhere Bildung verfügte. Wichtig war ihr, redlich zu bleiben, wie es ihre Eltern und ihre Vorfahren immer waren. Sie nahm sich vor, sich «nicht mehr mit Hinz und Kunz zu duzen, wie es in Kneipen üblich» war, und niemals «undifferenziert auf die Deutschen zu schimpfen», gab es doch unter ihnen eine Reihe von Helfern.

Nachdem ihr nach Palästina ausgewanderter Schulfreund Heinrich Simon, also mein Vater – beide hatten noch 1939 zusammen an der Oberschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin ihr Abitur ablegen können –, erfahren hatte, dass seine Freundin überlebt hatte, besuchte er sie bereits Ende Januar 1946.

Das war eigentlich für einen britischen Soldaten, der Heinrich Simon damals war, zu jener Zeit so gut wie unmöglich, aber meine Mutter schaffte auch dies.

Sie schickte an das britische Hauptquartier einen Brief, in dem sie sich bewusst naiv gab, etwa so: Liebes Hauptquartier, bitte, bitte lass doch meinen Verlobten zu mir kommen. Dem lag die richtige Überlegung zugrunde, dass ein Brief auffallen müsse, um überhaupt beachtet zu werden, denn bei dieser Dienststelle gingen ja täglich Anträge aller Art ein. Und so wurde wohl dieses auffällige Schreiben vom gesamten englischen Büropersonal unter Gelächter gelesen und überall herumgereicht und dann auch gleich positiv beschieden.

Ob es beiden mit der «Verlobung» ernst war, ob meine Mutter zu dem Zeitpunkt ein späteres gemeinsames Leben überhaupt in Betracht zog, konnte mir mein Vater, den ich nach dem Tod meiner Mutter danach fragte, nicht sagen. «Erst einmal war es von beiden Seiten nur ein Rollenspiel.»

Warum sie in Berlin bleiben wolle, hatte meine Mutter gegenüber einem gemeinsamen Schulfreund, dem späteren Pädagogik-Professor Ahron Fritz Kleinberger (Berlin 1920 – Jerusalem 2005), bereits am 29. Januar 1946 – sie war damals noch nicht vierundzwanzig Jahre alt – ausführlich begründet. Zunächst zog die junge Frau Bilanz: «Ich lebe, bin gesund an Leib und Seele, bin Studienanfängerin und finde mich im Leben ganz gut zurecht (mit der Einschränkung der aus dem Vorhandensein des Gewissens resultierenden Hemmnisse).» Zu ihrer Entscheidung, zu bleiben, schrieb sie dann: «Bitte, fall nicht aus allen Wolken, wenn ich Dir mitteile, dass ich meine Auswanderung als vollzogen betrachte. Ich bin aus dem Deutschland Hitlers in das Goethes und Johann Sebastian Bachs ausgewandert und fühle mich in ihm sehr wohl. Mit anderen Worten: Ich gedenke, hier zu bleiben. Meine Argumente sind folgende: 1.) Ich bin hier geboren und aufgewachsen und logischerweise daher hier beheimatet (vielleicht: leider, aber die Tatsachen sind nicht zu ändern).



Marie und Heinrich Simon als frisch verheiratetes Ehepaar 1948.

2.) Ich bin ein wenig kampfesmäde geworden und fürchte, dass ich, wenn ich erst völlig fremde Verhältnisse mit allen ihren Schwierigkeiten überwinden muss, nicht mehr zum Studium und überhaupt zur Ruhe komme, die mir nottut.

3.) Hier kann ich existieren, ohne jemanden in Anspruch nehmen zu müssen. Der Gedanke, als Flüchtling alias Bettler irgendwo vor dem Nichts zu stehen, ist mir nach den nun glücklich überwundenen Jahren ziel- und sinnlosen Vagabundierens unter den grauenvollsten Lebensbedingungen unerträglich geworden.

An dieser Stelle darf ich auch nicht vergessen [...] zu erwähnen, dass ich mich hier im Genuss zahlreicher Privilegien befinde, die mir bessere Lebensbedingungen ermöglichen [...].

[...]

4.) Ich möchte das übliche Argument entkräften, dass der Stolz es nicht zuliesse, im Land der Vergasungseinrichtungen zu leben. Glaubst Du, dass der Pöbel irgendwo auf der Welt, wenn man seine niedrigsten Instinkte künstlich gefördert hätte, sich anders als der deutsche Pöbel verhalten hätte? Deutsche haben Millionen Juden ermordet. Deutsche Menschen waren es aber auch, die, ihr Leben aufs Spiel setzend, grosse Opfer gebracht haben, um mir durchzuhelfen.

[...]

Erinnerst Du Dich, dass Du einmal mit messerscharfen Argumenten gegen meinen zionistischen Enthusiasmus operiertest? *Tempora mutantur, nos et mutamur in illis ...**

Es ist wohl auch die einzige Lösung, wenn man nicht zugrunde gehen will, sich den bestehenden Verhältnissen anzupassen.

Ich will auch meine Beweggründe für das Hierbleiben nicht als Propaganda dafür, dass die Juden nach Deutschland zurückkehren

* «Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns mit ihnen.»

sollen, aufgefasst wissen. Ich will auch gar nicht danach trachten. Dich in diesem Sinne beeinflussen zu wollen, wobei ich die Möglichkeit eines Erfolges sehr in Frage stelle. All meine Betrachtungen waren rein egozentrisch. Ich glaube an keine endgültige Lösung der Judenfrage, nur an eine jeweilige. So halte ich denn für das Gescheiteste, dass jeder da bleibt, wo es am bequemsten ist...

[...]

Ich habe den Mut, das zu sein, was ich bin: Deutsche Jüdin, wenn es sein muss, ganz allein....

Du wirst nach dem verfluchten Deutschland natürlich kein Heimweh haben. Wie könntest Du auch! Aber solltest Du mal – ich meine rein geschäftlich – mit Todesverachtung hierherkommen, so vergiss nicht, mich zu besuchen. Ich habe gerne Besuch aus Abu Telfan im Monde** und warte geduldig auf alle Freunde. Hier habe ich eine Illusion, die mir in der palästinensischen Hitze wegschmelzen könnte: Möge Gott uns sammeln von allen vier Ecken der Welt...»

In diesem «verfluchten Deutschland» ist meine Mutter also geblieben, genauer gesagt in Berlin und noch genauer in Pankow, wo sie nur noch einmal, und zwar 1952, in eine grössere Wohnung umzog, und zwar in die Wolfshagener Strasse 59.

Hier lebten meine Eltern die nächsten Jahrzehnte, hier haben meine 1989 verstorbene Schwester Bettina (*1952) und ich (*1949) unsere Kindheit verbracht.

Es war ihr vierundzwanzigster Geburtstag, als sie sich am 4. April 1946 in der Berliner Universität für die Fächer Philosophie und So-

** Roman von Wilhelm Raabe, *Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge*.

ziologie offiziell einschrieb. Bereits vorher dürfte sie Vorlesungen gehört haben. Bei der Jüdischen Gemeinde, bei der sie sich am 23. Juli 1945 registrieren liess, schrieb sie in dem entsprechenden Fragebogen unter Beruf: «vor 1933: Schülerin, jetzt: Studentin».

«Ich bin jetzt an der Berliner Universität immatrikuliert», formulierte sie nicht ohne Stolz in einem Lebenslauf für den «Hauptausschuss ‚Opfer des Faschismus‘ Abt.: ‚Opfer der Nürnberger Gesetzgebung‘» am 23.10.1945.* Zugleich arbeitete sie im Übersetzungs- und Lehrbüro G. Fritz in der Pankower Binzstrasse. Deshalb gab sie als Beruf auch gelegentlich «Werkstudentin» an. Damals versuchte sie zwar auch, in Erfahrung zu bringen, was aus einigen Helfern und Freunden geworden war, aber im Grunde genommen wollte sie nur nach vorne schauen.

Mit dem Studium war sie nicht zufrieden; sie probierte dies und das, hörte z.B. Vorlesungen bei den Slawisten. «Ich bin in irgendeinen bulgarischen Kurs hineingegangen und sehr schnell wieder herausgegangen, weil ich gemerkt habe, das hatte rein emotionale Gründe. Aber Bulgarien war vorbei und lag hinter mir und die Sprache, die mich so fasziniert hatte, auch unglaublich interessiert hatte, die spielte für mich keine Rolle mehr. Ich hörte philosophische Vorlesungen und dachte: Mensch, ihr Idioten, wenn ihr mir

* Von Marie Jalowicz sind zwei Anträge zur Anerkennung als Opfer des Faschismus überliefert, und zwar einer vom 8.10.1945, mit dem sie sich als politische Kämpferin anerkennen lassen wollte (heute im Landesarchiv) und der zweite vom 23.10.1945 bei der «Abt.: Opfer der Nürnberger Gesetzgebung» als verfolgte Jüdin (heute im Centrum Judaicum). Auf dem zweiten Fragebogen ist handschriftlich vermerkt «politisch anerkannt». Ich kenne keine Parallele dafür, dass sich jemand aus dem Kreis der Verfolgten bemühte, sowohl als Opfer der Nürnberger Gesetzgebung als auch aus politischen Gründen anerkannt zu werden.

nicht sagen könnt, was der Zufall ist und was das Schicksal ist, dann pökelt euch euren ganzen Mist ein. Mir gab das alles nichts und ich hatte keine Lust und dachte manchmal: Vielleicht hat das gar keinen Zweck zu studieren.» So konstatierte Marie Simon ein halbes Jahrhundert später.

Am 2. November 1946 schrieb sie meinem Vater, dass sie die Vorlesungen «nur höchst selten» besuche. «Weder das Niveau noch die ausgesprochene Nazigesinnung der meisten Studenten können einem Kulturmenschen zugemutet werden.»

Wenige Monate zuvor, am 5. Juli, hatte sie ihm zum selben Thema berichtet: «Du musst verstehen, dass zu viel hinter mir liegt, dass ich zu gereift bin und zu bewusst lebe, als dass ich kritiklos – brav wie ein Pennäler – die Universität besuche, zumal in dem Bewusstsein, dass die Zustände sich bessern werden und dass ich bei meinen Voraussetzungen [...] auch das Pensum zweier Semester in einem schaffen werde. Du kennst mich und weißt, dass Disziplin von jeher nicht meine Liebe war, und es wird Dir nicht schwerfallen, zu erahnen, welche Konsequenzen ich gezogen habe: Ich bin zu den Vorlesungen so fleissig gegangen wie weiland in der Schulzeit zur Handarbeitsstunde (= gar nicht).»

Die Zeit der Verfolgung und Entbehrungen war natürlich nicht spurlos an ihr vorüber gegangen; ihr Körper rebellierte schliesslich. Sie hatte im Herbst 1946 einen vollkommenen Zusammenbruch und war zwei Monate krank. «Es ist auf Leben und Tod gegangen. [...] Ich fühlte ganz klar, dass es an meinem Entschluss lag, durchzukommen oder einfach einzuschlafen.» So schrieb sie an meinen Vater im November 1946. Zu jenem Zeitpunkt war sie aber schon über den Berg, und es ging ihr wesentlich besser.

Es war nicht der erste Zusammenbruch, hatte sie ihm doch schon

im Januar 1946 mitgeteilt: «Den seelischen Zusammenbruch nach Kriegsende – unnatürlich, wenn er ausgeblieben wäre – habe ich überstanden und mich gut erholt.»

Was ihr besonders schwerfiel, war die Rückkehr zur Normalität – sie spricht davon, dass sie nicht die Möglichkeit fand, «richtig aufzutauchen». Überdies litt sie darunter, dass Freunde und Bekannte auswanderten, «die schrecklichen Abschiede sich fortsetzten». Sie hatte ja Jahre, «eigentlich von 1933 an, mit Abschieden gelebt».

Zum «Auftauchen» gehörte auch die Ablehnung jeglicher Provisorien: «Denn wenn man ganz und gar provisorisch lebt, entwickelt sich ein chronisches Gefühl des Unbehagens, dem man entgegenwirken muss.» Sie bezeichnete sich selbst als «Antiprovisoristin» und bat meinen Vater im August 1946, sich ebenfalls zu dieser «Weltanschauung» zu bekennen. Mein Vater war zu jener Zeit noch in Palästina; nach erfolgter Demobilisierung war er Angestellter der Jerusalemer Postverwaltung. Meine Mutter, die in dem zitierten Brief an Fritz Kleinberger im Januar 1946 ganz vehement dafür eingetreten war, in Berlin zu bleiben, änderte gegen Ende des Jahres 1946 ihre Meinung. Sie wollte nun angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage und der Verelendung der Berliner Bevölkerung unter allen Umständen zu meinem Vater nach Palästina, nach Erez Israel.

«Ich kann Dir mit gutem Gewissen eine Rückkehr nach Deutschland nicht mehr raten», schrieb sie am 2. November 1946 an ihn und begründete das folgendermassen: «Die reaktionären Kräfte haben völlig Oberwasser und werden denkbar begünstigt von den Mächten, die mit Deutschland Kolonialpolitik treiben und deren politische Ziele frei sind von jedem Idealismus, weil sie nur dem Kapital als dem obersten Prinzip huldigen. Wir sind der letzte

Dreck – nach wie vor. Wer früher kein Nazi war, muss jetzt einer werden. Ein Glück, dass ich in der russ. Zone lebe.»

Ihre Argumente nahm mein Vater nicht ernst, da er sich die Zustände in Berlin nicht vorstellen konnte. Meine Mutter hingegen war nicht in der Lage, sich von den schwierigen Bedingungen, unter denen mein Vater in Palästina lebte, ein Bild zu machen. Er liess sich jedenfalls nicht von seinem Vorhaben abbringen und verliess Palästina am 21. September 1947, um nach Berlin zurückzukehren. Hier heirateten meine Eltern im März 1948; sie hatten sich also schliesslich für Berlin als Lebensmittelpunkt entschieden.

Damit waren die Provisorien vorbei, und das Leben verlief in geordneten Bahnen. Meine Eltern waren beide Studenten an der Berliner Universität, die seit 1949 ‚Humboldt‘Universität hiess.

Das Studium schloss Marie Simon am 14. Februar 1951 mit der Promotion ab.

«In meiner Dissertation», schrieb meine Mutter 1972, «behandelte ich ein Grenzgebiet zwischen Philosophie und klassischer Philologie, das mein Forschungsgegenstand geblieben ist.»*

1956 wurde sie sogenannte Wahrnehmungsdozentin für das Fach Geschichte der antiken Philosophie. Erst mit ihrer 1969 erfolgten Habilitation wurde sie zur Dozentin berufen. Eine Berufung zum «ordentlichen Professor für Antike Literatur- und Kulturgeschichte» erfolgte zum September 1973. Das war verhältnismässig spät; immerhin war sie zu jenem Zeitpunkt einundfünfzig Jahre alt.

Mein Vater (1921-2010), der mit ihr gemeinsam promoviert wur-

* Lebenslauf Marie Simon vom 16.10.1972, Personalakte im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin.

de, habilitierte sich wesentlich früher und war mit Wirkung vom 1. Dezember 1960 zunächst Professor für Klassisches Arabisch und Arabische Philosophie an derselben Universität.

Zwar wurde meine Mutter zum September 1982 emeritiert, aber die Universität blieb bis Mitte der 1990er Jahre ihre Wirkungsstätte.

Es werden Tausende Studierende gewesen sein, die ihre anregenden und mitreissenden Vorlesungen gehört haben. Sie las u.a. für die Altphilologen antike Philosophie und antike Religionsgeschichte; für die Philosophen Geschichte der Philosophie (Antike bis französischer Materialismus); für die Archäologen gab sie eine Einführung in die griechische Philosophie; für die Kulturwissenschaftler las sie Kulturgeschichte der Antike, des Mittelalters und der Renaissance und für die Theologen Geschichte der griechischen Philosophie.

Keiner dieser Studenten hat Details ihrer Lebensgeschichte gekannt; ich habe viele ehemalige Studentinnen und Studenten danach gefragt.

Als meine Mutter allerdings um das Jahr 1970 einmal im Zusammenhang mit antiker Lyrik in einem Seminar mit sehr wenigen Teilnehmern davon sprach, dass sie als Zwangsarbeiterin an der Drehbank immer alle Gedichte, die sie auswendig konnte, im Geist rezitiert hatte, um sich von der stumpfsinnigen Arbeit abzulenken, waren die Studierenden so verblüfft, dass sie keine weiteren Fragen stellten.

Ein ehemaliger Student meiner Mutter, der klassische Philologe und renommierte Journalist Detlev Lücke (1942-2007), berichtete, dass Marie Simon ihren Studenten in schwierigen politischen Zeiten Halt und Orientierung gab. Er erinnerte sich im «Freitag», wo er lange Redakteur war: «Bei Marie Simon bestach die unglaubliche Klarheit in der Argumentation. Ihre Vorlesungen waren für mich etwas Besonderes.

[...] Die Vorlesungen wurden deshalb so gut besucht, weil hier ein reicheres und tieferes Denkangebot gemacht wurde als in den kanonisierten Zwangsvorlesungen für Gesellschaftswissenschaften.»*

Lücke beschreibt seine akademische Lehrerin, von deren «bürgerlicher Herkunft [...] nichts zu merken» war, als «eine sehr bescheidene, aufrichtige Frau. Das Extravagante lag in ihrem Wesen. Mit einer Zigarette in der Hand und auffallend gut angezogen kam sie in die Vorlesungen. Das war ziemlich ‚undeutsch‘ und natürlich toll. Ihr prüfender Blick von unten herauf ging einem durch und durch.»

Gerne hätte ich während meiner Studienzeit Vorlesungen meiner Mutter besucht. Das hat sie mir aber untersagt bzw. mich gebeten, dies nicht zu tun, und zwar mit der Begründung, meine Anwesenheit würde sie nervös machen.

So kann ich also leider nicht aus erster Hand beurteilen, was diese Vorlesungen auszeichnete. Sie dürften neben der vermittelten soliden Fachkenntnis nicht ohne politische Anspielungen auf die Verhältnisse gewesen sein. Diesen Verhältnissen stand meine Mutter mit einer ihr eigenen kritischen Distanz gegenüber. Detlev Lücke brachte es auf den Punkt, wenn er schrieb: «Sie hielt sich streng an ihren wissenschaftlichen Kontext, in dem es dennoch spannend zugeht. Andere aus dem Institut [...] wollten uns klarmachen, dass aus historischer Sicht die Sowjetunion das dritte Rom sei. Solche Anpassungen hatte es bei Marie Simon nie gegeben.»**

Angst hatte sie keine, auch weil sie im Lauf der Jahrzehnte ein gewisses «Veteranenprestige» genoss, war sie doch am 15.11.1945 der Kommunistischen Partei beigetreten und seit der Vereinigung

* Am Lebensende die ganze Wahrheit sagen. IM GESPRÄCH: Hermann Simon und Detlev Lücke über Marie Simon, die als Berliner Jüdin im Untergrund überlebte, «Freitag», 19. Mai 2000, S. 17.

** Ebenda.

von KPD und SPD im April 1946, die sie nachdrücklich begrüsst hatte, Mitglied der SED.

Die Frage, ob sie sich als Kommunistin verstehe, habe ich ihr nie gestellt. Sie hätte vermutlich geantwortet: Ich bin eine Linke.

Dabei gleichzeitig immer Mitglied der Jüdischen Gemeinde zu sein und einen im Grunde koscheren Haushalt zu führen, war für sie kein Widerspruch.

Ein wichtiges Thema ihrer philosophischen Arbeit war die Untersuchung von Utopien, vor allem die Frage, wie lange Utopien solche bleiben und wodurch sie es nicht mehr sind. Alle Utopien, die auf «-ismus» enden, also sowohl Sozialismus als auch Zionismus, waren ihrer Meinung nach gescheitert.

An ihrer Universität gehörte sie zu jenem «ehrentvollen Kreis der Wissenschaftler und Universitätslehrer, die mit ihrem reichen Fachwissen und mit dem Mut zur Wahrheit doktrinären Zumutungen widerstanden und den ideellen Anspruch einer in sozialer Solidarität erneuerten Gesellschaft gegen deren Zerrbild des illiberalen, autoritären Sozialstaates vorgelehrt und vorgelebt haben», schrieb ihr Kollege, der Philosoph Gerd Irrnitz, in einem Nachruf. Er fuhr fort: «Bei Beratungen [...] erlebte ich Marie Simons Beharrlichkeit, Kriterien wissenschaftlicher Fragestellung zu verteidigen und politisierendes Offiziösentum [...] zurückzuweisen – und ich erlebte ihre Enttäuschung über den Gang der Ereignisse.»

Dass es das Land, für das sie sich bewusst entschieden hatte, nicht mehr gab, hat sie nicht aus der Bahn geworfen; die alte Bundesrepublik war für sie niemals eine Alternative. Dennoch: Die gewaltigen politischen Veränderungen nach dem Fall der Mauer beunruhigten sie. Hinzu kam eine persönliche Tragödie: Meine drei Jahre jüngere Schwester, die sich gerade habilitiert hatte und wis-

senschaftlich in die Fussstapfen meiner Eltern trat, starb am 27. November 1989 an einer unheilbaren Krankheit.

Meine Mutter hat diesen Schicksalsschlag mit der ihr eigenen Kraft getragen und die Trauer lediglich mit meinem Vater geteilt. Mit anderen Menschen hat sie darüber nicht gesprochen.

Die Trauer um meine Schwester mag allerdings einer der Gründe gewesen sein, dass sie meinem Wunsch, ihre Erinnerungen zu diktieren, entsprochen hat. Denn eines ist doch ganz klar: Wenn sie das nicht gewollt hätte, hätte niemand auf dieser Welt sie dazu zwingen können.

Ich habe mich im Laufe der langen Beschäftigung mit der Überlebensgeschichte meiner Mutter oft gefragt, wieweit ihr Leben danach durch die Erlebnisse der Verfolgung bestimmt war. Kann man nach all dem noch richtig funktionieren? Welche Ängste sind geblieben?

Bei der Erörterung dieser Frage muss ich mich natürlich davor hüten, jede Eigenart meiner Mutter als Folge des Erlebten zu sehen. Einige «Spätfolgen» will ich dennoch nennen:

Meine Mutter war zu allen, mit denen sie zu tun hatte, gleichermaßen freundlich-distanziert; sie hatte eigentlich kaum enge Freunde. Und doch gab es mitunter Ausnahmen, so z.B. die Althistorikerin Elisabeth Charlotte Welskopf (1901-1979).

Die beiden Frauen, die sich in der Öffentlichkeit siezten, waren eng miteinander befreundet. Die Freundschaft meiner Mutter galt nicht nur der Universitätsprofessorin, sondern auch der erfolgreichen Schriftstellerin, die ihre Indianerbücher und Romane unter dem Namen Liselotte Welskopf-Henrich veröffentlichte. Basis dieser Freundschaft war die Tatsache, dass beide – wenn auch ganz unterschiedlich – gegen die Nazis gekämpft hatten. Und sie setzten diesen Kampf, wenn nötig, an der Universität fort.

Meine Mutter ertrug weder Abschiede noch Zuspätkommen von Familienmitgliedern und Freunden. Es war vollkommen selbstverständlich, dass ich mich bis zu ihrem Tode mehrmals täglich telefonisch bei ihr meldete.

Schliesslich holten ihre Erlebnisse sie nochmals ein, als sie, nach einer grossen Operation noch nicht wieder vollständig bei Sinnen, fest davon überzeugt war, dass Nazis sie mit scharfkantigen Kanülen quälten.

Manche ihrer Verhaltensweisen verstehe ich erst heute. So durfte ich als Kind keine Skimütze tragen. Gerne hätte ich so ausgesehen wie die anderen Schulkinder. Mit der Begründung, dies sei eine «Nazi-Kopfbedeckung», bekam ich eine Pelzmütze. Eine Erklärung dafür gab es nicht. Ich hatte das Gefühl, nicht fragen zu dürfen.

Ebenso erhielt ich keine Erklärung dafür, warum eigentlich meine Mutter von der in unserer Nachbarschaft wohnenden Trude Neuke auf der Strasse immer noch mit «Hannchen» begrüsst wurde, wenn sich die beiden zufällig trafen. Dass Marie Jalowicz früher mit falschem Namen Johanna Koch hiess, wusste ich allerdings.

Die Beziehung zu der «echten» Johanna Koch, die Marie Jalowicz Simon in den Erinnerungen ausführlich und in ihrer ganzen Ambivalenz beschreibt, sollte nach deren Tod für meine Mutter noch einmal eine Rolle spielen.

Im Grunde genommen ist es meiner Mutter gelungen, ihre Vergangenheit nüchtern und gelassen zu betrachten; Frau Koch bildet insofern eine Ausnahme, als sich meine Mutter von dieser Beziehung nie erholt hat und mitunter eine panische Angst davor hatte, Johanna Koch könne überraschend vor der Tür stehen.

Als Johanna Koch am 20. Januar 1994 starb, tauchte plötzlich ein Testament vom 18. Februar 1940 auf, in dem die Eheleute Emil

und Johanna Koch «Fräulein Marie Jalowicz als Erbin» des gesamten Nachlasses einsetzten. Das hiess, dass meine Mutter gegen Ende ihres Lebens das Haus ihrer Eltern in Kaulsdorf-Süd zurückerhielt. Betreten hat sie es nie wieder; sie schenkte es mir, bald nachdem der Erbfall eingetreten war. Allerdings nicht ohne vorher den «Familienanwalt» ins Krankenhaus zu bestellen, wo sie sich immer häufiger aufhalten musste.

Gegenüber dem Rechtsanwalt verkündete sie meiner Frau und mir, dass die Schenkung nur dann erfolgen werde, wenn meine Familie dieses für sie so belastete Grundstück sofort verkauft. Daran haben wir uns gehalten.

Als wir das Haus im Frühsommer 1994 ausräumten, erschien unangemeldet mein Vater.

Er ging ins ehemalige Schlafzimmer der Eheleute Koch, zog zielsicher eine Schublade des Nachttischs auf und nahm ein Konvolut Papiere heraus. Es waren u.a. der in Bulgarien ausgestellte Pass und die Kennkarte meiner Mutter; beide auf den Namen Johanna Koch.

Kurz bevor meine Mutter Ende August 1945 Kaulsdorf in Richtung Pankow verliess, hatte Johanna Koch ihr diese Dokumente einfach aus der Handtasche genommen, und zwar mit der Begründung, dass es ihre Papiere seien.

Ich nehme an, dass mein Vater im Auftrag meiner Mutter handelte. Als er die Dokumente mitnehmen wollte, protestierte ich und bat ihn, sie mir zu überlassen. Damals reifte in mir der Entschluss, die nun vorliegende Lebensgeschichte von Marie Jalowicz Simon zu bewahren.

Meine Mutter war immer davon überzeugt, dass es der Zufall war, der sie hat überleben lassen.

Verallgemeinernd führte die Wissenschaftlerin Marie Simon in ihrem Vortrag über die «U-Boote» 1993 dazu aus:

«Der berechtigte Wunsch des Wissenschaftlers oder ernsthaften Belletristen, Gesetzmässigkeiten zu ermitteln, verführt zur Vernachlässigung dessen, was nach meiner Meinung das Entscheidende [ist], eben des Zufalls. Was aber ist der Zufall?

Nach Spinozas Definition ein *asylum ignorantiae** ‚Zufall‘ ist ein Hilfswort und wie alle Hilfswörter in Wahrheit ein Hilflosigkeitwort, durch das wir das Undurchschaubare unbedarft umschreiben. Das Überleben jedes einzelnen Untergetauchten beruht auf einer Kette von Zufällen, die nicht selten kaum glaublich und wunderbar zu nennen sind.

Die Zufälle als Fügungen zu deuten, lehne ich ab, als unwissenschaftlich und auch als blasphemisch; denn diese Interpretation impliziert das Wissen des nicht Wissbaren, das Erforschthaben des per definitionem allerhöchsten Ratschlusses und ist somit ebenso töricht wie anmassend. Wäre das Überleben beherzter Einzelner Segen oder Fluch, wenn es auf Vorherbestimmung und Lenkung beruhte, angesichts der Ermordung von einer Million Kindern? Wir müssen uns damit abfinden, dass wir das Rätsel nicht lösen können, wir bescheiden uns, bekennen uns zu unserer Ignoranz und gewähren ihr ein *asylum*, indem wir das Hilfs- oder Hilflosigkeitwort ‚Zufall‘ verwenden und festhalten, dass er der entscheidende Faktor bei allen Überlebengeschichten ist.»

Hermann Simon
Berlin, September 2013

* Zufluchtsort der Unwissenheit.

PERSONENREGISTER

Sylvia Asarch, (* 1882), war die Tochter von → Doris Schapiro. Ihr Schicksal nach der Verhaftung 1942 ist unbekannt.

Max Bäcker, (*1889), tauchte 1942 unter. Nach einem Suizidversuch wurde er 1943 aus Berlin deportiert.

Luise Blase, (*1865), Todesdatum und -umstände sind nicht ermittelbar. Ihre beiden Söhne Gerhard Blase, (1909-1942), und Kurt Blase, (ca. 1915-1945), fielen im Zweiten Weltkrieg.

Georg Blumberg, (*1923), wurde 1943 nach Auschwitz deportiert.

Gerrit Willy Burgers, (1920-1983), ging 1945 nach Nijmegen zurück, heiratete und wurde Vater von vier Kindern.

Dr. Ludwig Dahlheim, (*1883), wurde gemeinsam mit seiner Ehefrau Thea Dahlheim, geb. Toller (*1899), und seiner Schwester Hilde Dahlheim, (*1888), 1942 nach Raasikau deportiert.

Ruth Danziger, (*1920), das Schicksal der Tochter der Wirtsleute Danziger nach 1945 ist unbekannt.

Leo Davidsohn, (*1873), ein Verwandter mütterlicherseits von Marie Jalowicz, wurde 1942 gemeinsam mit seinen Schwestern Friederieke Davidsohn, (*1865), und Julie Davidsohn, (*1866), nach Theresienstadt deportiert.

Eva Deutschkron, (*1918), emigrierte nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA und starb dort 2011.

Arthur Eger, (1879-1938), Bruder von Betti Jalowicz.

Betti Eger → Betti Jalowicz

Herbert Eger, (1882-1953), Bruder von Betti Jalowicz, heiratete Marie (genannt Mia) Lindemann und hatte mit ihr zwei Kinder: Kurt-Leo, (*1925), und Hanna-Ruth, (1928-2007). Die ganze Familie emigrierte 1939 nach England.

Jacob (Kiwe) Eger, (1838-1903), Grossvater von Marie Jalowicz, verheiratet mit Marie Eger, geb. Wolkowyski, (1851-1919).

Margarete (Grete) Eger, (*1878), Schwester von Betti Jalowicz, wurde 1941 nach Litzmannstadt deportiert.

Leo Eger, (1873-1923), Bruder von Betti Jalowicz.
Camilla (Kamilla) Fiochi, geb. Schenk (*1889), starb 1970 in Deutsch-Wusterhausen.
Recha Frankenstein, (*1876), Cousine von Betti Jalowicz, wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und konnte im Februar 1945 von dort aus in die Schweiz ausreisen.
Karl (Carl) Galecki, (*1892), starb 1965 in Berlin-Tegel.
Carl Goldberg, (*1879), wurde 1942 mit seiner Ehefrau Margarete Goldberg (*1880) nach Auschwitz deportiert. Auch ihre Tochter Ellen Guttman, geb. Goldberg, (*1915), wurde 1943 gemeinsam mit ihrem Ehemann Alfred, (*1910), nach Auschwitz deportiert. Der Sohn Fritz Goldberg, (*1909), tauchte unter, wurde 1944 festgenommen und nach Auschwitz deportiert.
Dr. Hans Goll, (1909-1989), war 1942 in Sofia für den Arbeitseinsatz bulgarischer Fremdarbeiter in Deutschland zuständig. Er wurde 1943 zum Kriegsdienst einberufen und kam 1945 in Kriegsgefangenschaft. Danach war er in der Bundesrepublik als Anwalt tätig.
Else Gottschalk, (*1903), emigrierte 1941 in die USA. Ihr Vater Gustav Gottschalk, (*1864), wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert.
Alexander Grass, Portier Am Oberbaum, fiel 1945 in den letzten Tagen des Krieges. Seine Mutter Friederike Grass, (*1855), kam beim Bombenangriff am 9. März 1945 ums Leben. Seine Ehefrau Auguste Grass starb kurze Zeit nach dem Krieg an den Folgen eines Schlaganfalls.
Dr. Helene Gutherz, (*1890), starb 1943 durch Freitod in Berlin.
Christine Hansl, (*1898), starb 1977 in Berlin-Spandau.
Paul Hecht, (*1897), Kantor der Jüdischen Gemeinde, wurde 1943 mit seiner Frau und seinen Töchtern nach Theresienstadt deportiert. Er überlebte und starb 1984 in den USA.
Dr. Benno Heller, (*1894), wurde nach seiner Verhaftung am 23. Februar 1943 zunächst in Berlin gefangengehalten und dann nach Auschwitz deportiert. Im Herbst 1944 kam er ins KZ Sachsenhausen, danach in das Aussenlager Lieberose-Jamlitz, wo er

zuletzt Mitte Januar 1945 gesehen wurde. Seine Ehefrau Irmgard Heller, geb. Strecker, (*1895), starb 1943 in Leipzig.

Rosemarie und Hannelore Herzfeld, (*1923), wurden 1941 nach Litzmannstadt deportiert.

Ruth Hirsch, (*1921), wurde 1943 nach Auschwitz deportiert.

Inge Hubbe (1927-1999), und Wolfgang Hubbe, (1929-2004), sind die Kinder von → Trude Neuke und Rudolf Hubbe, (1902-1932).

Franziska Jacobsohn, (*1891), wurde 1943 gemeinsam mit ihrem Mann Siegfried Jacobsohn, (*1886), nach Theresienstadt deportiert. Auch ihr Sohn Werner (*1930), und die Tochter Hildegard (*1925) wurden 1943 aus Berlin deportiert.

Moritz Jacoby, (*1883), Vormund von Marie Jalowicz, wurde 1942 nach Riga deportiert.

Betti Jalowicz, geborene Eger, (*1885), starb 1938 in Berlin.

Dr. Hermann Jalowicz, (*1877), starb 1941 in Berlin.

Dr. Karl Jalowicz, (1879-1952), Bruder von Hermann.

Gerda Janicke, geb. Hasse (*1911), starb 2001 in Dortmund.

Dr. Antonie (Toni) Kirschstein, (*1898), wurde 1942 mit ihrem Sohn Wolfgang Kirschstein, (*1924), nach Riga deportiert.

Ellodie (Ella) Klaczko, (*1872), geborene Eger, Schwester von Betti Jalowicz, starb 1939 in Riga.

Johanna (Hannchen) Koch, (*1905), geb. Guthmann, starb 1994 in Berlin. Ihr Mann Emil Koch (*1900) starb 1983.

Herbert Botho Koebner, (*1891), Cousin von → Ernst Wolff, wurde 1942 in Berlin inhaftiert und 1943 mit seinem Sohn Fritz Koebner, (*1923), nach Auschwitz deportiert. Seine Ehefrau Betty Koebner, (*1897), und sein Sohn Heinz-Joachim Koebner, (*1920), wurden bereits 1942 nach Auschwitz deportiert.

Tati (Bertha) Kupke (1904-2003), geb. Lindemann, Schwester von → Mia Eger, wohnte mit ihrem Mann Willi Kupke in Pankow.

Ruth Lachotzke, (*1924), Verlobte von Fritz Goldberg, überlebte und wanderte als verheiratete Bornstein 1951 mit zwei Söhnen alleine nach Sydney/Australien aus.

Schu Ka Ling, (*1906), kam 1933 nach Berlin. Im Juni 1942 wurde er verhaftet und im August 1943 aus dem KZ Sachsenhausen ent-

lassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg heiratete er, wurde Vater von zwei Kindern und starb 1967 in Bremerhaven.

Gertrud (Trude) Neuke, geb. Aernecke, (*1907), starb 1981 in Berlin-Pankow. In erster Ehe war sie mit Rudolf Hubbe verheiratet, in zweiter Ehe mit Julius (Jule) Neuke, (1902-1965).

Edit Rabinowitsch, (*1904), Tochter von → Ellodie Klaczko, ist gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihrer Tochter seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen.

Edith Rödelshaimer, (*1909), überlebte die Nazizeit und emigrierte nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA; starb dort 2004.

Liesbeth (Lieschen) Sabbarth, (*1913), starb 1993 in den USA.

Doris Schapiro, (1855-1932), geb. Wolkowyski, Grosstante von Marie Jalowicz.

Karoline (Karola oder Rola) Schenk, (*1903), geb. Münichshofer, starb 1989 in Mannheim.

Irene Scherhey, (*1920), emigrierte und starb 1991 in den USA.

Ernst Schindler, (*1890), Landgerichtsrat, überlebte den Zweiten Weltkrieg mit Hilfe seiner nichtjüdischen Ehefrau Erna.

Max Schulz, (*1904), Einrichter bei Siemens, starb 1965 in Berlin-Spandau.

Heinrich Simon, (1921-2010), Mitschüler von Marie Jalowicz an der Jüdischen Oberschule, emigrierte 1939 nach Palästina und kehrte 1947 nach Deutschland zurück. 1948 heiratete er Marie Jalowicz. Aus der Ehe gingen Bettina Simon, (1952-1989), und Hermann Simon, (*1949), hervor.

Nora (eigentlich Anna-Georgette) Schmilewicz, (*1921), wurde 1943 nach Auschwitz deportiert.

Herbert Steinbeck, (*1907), Nachbar von Trude Neuke, fiel 1945.

Adolf Waldmann, (*1899), emigrierte 1939 gemeinsam mit seiner Frau Margarete Waldmann, geb. Hageleit, und dem Sohn Martin nach Shanghai.

Ernst Wolff, (*1892), wurde 1942 gemeinsam mit seinen Eltern, seiner Schwester Thea Wolff, (*1904), und seiner Tante Ernestine Wolff, (*1874), nach Theresienstadt deportiert.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Alle Fotografien und Dokumente entstammen dem Privatbesitz von Hermann Simon. Davon ausgenommen sind folgende Abbildungen, deren Urheber bzw. Rechteinhabern der Verlag für ihre freundliche Abdruckerlaubnis dankt:

- S. 113 Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum,
Archiv, Signatur CJA 4 1 Nr. 2058;
- S. 151 Familie von Hans Goll;
- S. 185 Museum Neukölln;
- S. 188 und 193 Circus-, Variété- und Artistenarchiv Marburg;
- S. 266 Hennie Burgers;
- S. 395 Joachim Thurn

DANK GILT FOLGENDEN INSTITUTIONEN UND PERSONEN:

Archiv der Berliner Verkehrsbetriebe (Christian Piepert); Archiv der Universität Wien (Kurt Mühlberger); Archiv Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg (Gerhard Grosche); Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin (Winfried Schultze); Archiv der Karls Universität Prag (Petr Svobodný); Bezirksmuseum Berlin-Kreuzberg (Detlef Krenz); Botschaft der Republik Bulgarien Berlin (Violeta Karaivanova, Radi Naidenov, Meglena Plugtschieva); Bundesarchiv Berlin (Undine Beier, Heinz Fehlauer, Andreas Grunwald, Monika Kaiser); Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU); Brandenburgisches Landeshauptarchiv (Monika Nakath); Circus-, Variété- und Artistenarchiv in Marburg (Karl Braun); Deutsche Bahn Konzerngeschichte/Historische Sammlung (Susanne Kill); Deutsche Dienststelle – WAsT (Bernd Gericke, Wolfgang Remmers, Hans H. Süchtig, Hans Peter Wollny); Federalnoe Archivnoe Agenstvo, Moskau (Andrey N. Artizov); Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Johannes Tuchel; Andreas Herbst); Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (Monika Liebscher); International Tracing Service, Bad Arolsen (Susanne Urban); Kreisarchiv Dahme-Spreewald (Karin Deumer); Landesarchiv Berlin (Kerstin Bötticher, Gisela Erler, Andreas Matschenz, Anne Rothschenk, Axel Schröder, Bianca Welzing-Bräutigam); Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland (Peter Klefisch); Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin, Zentrale Einwohnerangelegenheiten; Landesamt für Gesundheit und Soziales Berlin, Krankenbuchlager (Dieter Dureck); Militärgeschichtliches Museum der Bundeswehr in Dresden (Gerhard Bauer); Museum für Kommunikation Berlin (Veit Didczuneit); Museum Marzahn-Hellersdorf (Dorothee Ifland); Museum Neukölln (Julia Dilger); Museum Pankow (Birgit Kirchhöfer); Pfarrgemeinde Wieselburg (Franz Dammerer); Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (Martin Kröger, Sabine Schafferdt); Rechts-

anwaltskammer Berlin (Hans-Joachim Ehrig, Marion Petrusky); Siemens-Archiv (Frank Wittendorfer); Stadtarchiv Detmold (Andreas Ruppert); Stadt- und Kreisarchiv Arnstadt (Andrea Kirchschlager); Stadtarchiv Mannheim (Karen Strobel); Stadtarchiv Oranienburg (Petra Ramlow); Stadtgemeinde Wieselburg (Gerhard Buchegger); Stadtgeschichtliches Museum Spandau, Archiv (Heiko Metz); Standesamt Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin (Fr. Teuchert); Standesamt Quierschied (Irmtraud Pfoser); Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum (Sabine Hank, Barbara Welker, Anna Fischer, Daniela Gauding, Monika Junker, Stephan Kummer, Chana Schütz); Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin (Alfred Gottwald); Stiftung Topographie des Terrors (Andreas Sander); Wiener Stadt- und Landesarchiv; Zentrales Staatsarchiv Bulgariens.

Monika Behrens; Inge und Josef Bornhorst; Hennie Burgers; David Dambitsch; Vladimir Danovsky; Christian Dirks; Ralf Dose; Kurt-Leo Eger; Jochen Fahlenkamp; Jochen Fleischhacker; Ernest Fontheim; Eugen Herman-Friede; Ulrich Werner Grimm; Ora Guttmann; Karen Holtmann; Akim Jah; Harald Kindermann; Dorothea Kolland; Norbert Krenzlin; Christoph Kreutzmüller; Heike Lindemann; Hans-Jürgen Lodden; Ingo Loose; Alexander Lorenz; Dick de Mildt; Frank R. Mützel; Uwe Naumann; Rainer Nitsch; Karl-Heinz Noack; Cord Pagenstecher; Andreas Pretzel; C.F. Ruter; Angelika Salomon; Deborah Simon; Christian Schölzel; Mila Zaharieva-Schmolke; Hans-Georg Schrader; Diana Schulle; Brigitte Schulz; Barbara Sau-er; Rebecca Schwoch; Jürgen Sielemann; Isolde Stark; Jonny Markschiess van Trix; Sabine Wehrle; Grischa Wörner.

Marie Jalowicz
Adressen 1922-1945

- 1 Prenzlauer Strasse 19 a
 (heute Karl-Liebknecht-Str./
 Strassenführung geändert)
Wohnung der Eltern
- 2 Prenzlauer Strasse 47 a
bei Waldmann
- 3 Landsberger Strasse 32
 (heute Landsberger Allee/
 Strassenführung geändert)
bei Goldberg
- 4 Prenzlauer Strasse 9
bei Ernsthal
- 5 Schmidstrasse 26
bei Jacobsohn
- 6 Nitzwalder Strasse 13
bei Koch
- 7 Hiddenseestrasse 4 a
bei Kupke
- 8 Karlstrasse
 (heute Reinhardtstrasse)
bei «Lotte»
- 9 Schönhauser Allee 126
bei Kahnke
- 10 Lychener Strasse
bei Schulz
- 11 Berlin-Kladow
bei «Kapitän Klaar»
- 12 Braunaer Strasse 36
 (heute Sonnenallee)
bei Schenk
- 13 Schierker Strasse 18
bei Janicke
- 14 Zeuthen-Miersdorf,
 Waldstrasse 5
bei Fiocchi
- 15 Fürstenstrasse 6
 (heute Bergfriedstrasse)
bei Galecki «Gummidirektor»
- 16 Schönleinstrasse 13
bei Neuke
- 17 Planufer 92 c
bei Adam
- 18 Am Oberbaum 2
bei Blase
- 19 Binzstrasse 7 *eigene Wohnung*

Richtung
 Kladow

